

Die Wirtschaftsgeschichte der Region Aichfeld-Murboden
Hammer- und Sensenwerke als Triebkraft der Region

MASTERARBEIT

zur Erlangung des akademischen Grades eines
Diplom-Ingenieurs

Studienrichtung: Architektur

Michael Kohlweg, BSc.

Technische Universität Graz
Erzherzog-Johann-Universität
Fakultät für Architektur

Betreuerin: Univ.-Prof. Dr. phil Simone Hain

Institut: Institut für Stadt und Baugeschichte (IStBau)

Mai, 2014

PROLOG & DANK
EINFÜHRUNG

00

EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Ich erkläre an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen / Hilfsmittel nicht benutzt, und die den benutzten Quellen wörtlich und inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe.

Zeltweg, am.....

.....

(Unterschrift)

STATUTORY DECLARATION

I declare that I have authored this thesis independently, that I have not used other than the declared sources / resources, and that I have explicitly marked all material which has been quoted either literally or by content from the used sources.

.....

date

.....

(signature)

INHALTSVERZEICHNIS

<i>Inhalt</i>	
INHALTSVERZEICHNIS	6
PROLOG, DANKSAGUNG UND EINFÜHRUNG	12
GESCHICHTE	19
URGESCHICHTE UND AUSGANGSPUNKT	20
ALLGEMEINE GESCHICHTE	28
GESCHICHTE DES EISENS UND DER SENSEN	40
SCHMIEDE UND DEREN PRODUKTE	48
VERSCHIEDENE SACHKUNDIGE	55
HAMMERWERKSAUFLISTUNGEN	56
HANDWERKSZÜNFTE	64
CHRONOLOGIE	69
ZEITLICHE ABFOLGE	70
EISENGEWINNUNG	79
EISENGEWINNUNG UND -VERWERTUNG	80
SENSENGEWERKE	85
DIE SENSENGEWERKE	86
HAMMERADEL	95
HAMMERADEL UND DIE SCHWARZEN GRAFEN	96
SENSENERSTELLUNG	105
SENSENERSTELLUNG UND ZEICHENPRÄGUNG	106
SENSENERARTEN	113
SENSENERARTEN DER REGION	114
PREISGESTALTUNG & ABSATZMÄRKTE	121
PREISGESTALTUNG UND ABSATZMÄRKTE	122
DATEN & PRODUKTION	131
PRODUKTIONS DATEN DER INNUNG JUDENBURG	132
KÖHLEREI	137

DER INDUSTRIEZWEIG DER KÖHLEREI	138
MEILERARTEN DER KÖHLEREI	142
KÖHLEREI ALS NEBENERWERB	146
HAMMERWERKE IN KNITTELFELD	151
HÄMMER IN KNITTELFELD UND UMGEBUNG	152
DER SACHENDORFER HAMMER	156
ZEILINGER HAMMER KNITTELFELD	160
PFANNHAMMER KNITTELFELD	166
AINBACH-HAMMER KNITTELFELD	170
WEITERE WERKE IN KNITTELFELD	174
FLÖSSEREI IN KNITTELFELD	181
FLÖSSEREI RUND UM KNITTELFELD	182
KÖHLEREI IN KNITTELFELD	191
KÖHLEREI RUND UM KNITTELFELD	192
HAMMERWERKE IN GAAL & SECKAU	195
HAMMERWERKE BEI SCHLOSS WASSERBERG	196
ZEILINGER HAMMER IN GAAL	200
HAMMER IM HAMMERGRABEN BEI SECKAU	206
MÜHLEN ALS VORREITER DER INDUSTRIE	210
HOLZTRIFT AUF DER INGERING	217
HOLZTRIFT AM INGERINGBACH	218
DIE INGERINGER WALDBAHN	223
DIE INGERINGER WALDBAHN	224
FLOSSE & TRIFT AUF DER MUR	229
HOLZTRIFT UND FLOSSFAHRT AUF DER MUR	230
FLÖSSERHANDWERK	239
DAS HANDWERK DER FLÖSSER	240
DER FLOSSBAU	245
DIE HERSTELLUNG EINES FLOSSES	246

DER MÖSCHITZBACH	253
DER MÖSCHITZGRABEN UND SEINE WERKE	254
DER VORDERE SENSENHAMMER	258
DER HINTERE SENSENHAMMER	264
DER STÖGMÜLLER HAMMER	268
DER HAMMER IN ROTHENTHURM	272
WERKE IN PÖLS & UMGEBUNG	279
HAMMERWERK PÖLS	280
MÜHLTALER HAMMER	288
DÖRFLINGER HAMMER	292
DAS HAMMERWERK PASSHAMMER	296
SENSENHAMMER KASTNER IN MÖDERBRUGG	306
HAMMERWERK HERZOG IN MÖDERBRUGG	312
HAMMERWERK HORN IN MÖDERBRUGG	316
KUPFERSCHMIEDE IN JUDENBURG	320
HAMMERWERK IN ST. MAREIN	323
HAMMERWERK IN ST. MAREIN BEI KNITTELFELD	324
HOLZTRIFT AM FEISTRITZBACH	335
DIE HOLZTRIFT AM FEISTRITZBACH BEI MAREIN	336
WERKE RUND UM OBDACH	339
HAMMERWERK IN OBDACH	340
SENSENSCHMIEDE IN WARBACH	344
SULZERAUER ODER RÖTSCHER HAMMER	348
EPPENSTEINER HAMMER	352
SENSENSCHMIEDE IN EPPENSTEIN	356
SCHMIEDE IN KATHAL	360
SENSENSCHMIEDE IN HOPFGARTEN	364
HAMMER IN ADMONTBICHL	370
HOZTRIFT AM GRANITZENBACH	373

DIE HOLZTRIFT AM GRANITZENBACH	374
HAMMERWERK IM LOBMINGTAL	379
DAS HAMMERWERK IM LOBMINGTAL	380
WERKE IN ST. MARGARETHEN	387
WERKE RUND UM ST. MARGARETHEN	388
DIE STEHRING MÜHLE	392
DER ZWEITE HAMMER IN RACHAU-GLEIN	398
DER DRITTE HAMMER IN RACHAU-GLEIN	404
HOLZTRIFT IN GLEIN UND RACHAU	407
HOLZTRIFT AUF GLEIN- UND RACHAUBACH	408
NACHFOLGEBETRIEBE	413
NACHFOLGER DER SCHMIEDEN UND HÄMMER	414
SENSENWERK JUDENBURG DER STYRIA AG	416
DIE WERKE UM WASENDORF	428
DIE WERKE VON ZELTWEG	436
DIE AUSTRIA EMAIL IN KNITTELFELD	444
DIE UITZ MÜHLE IN LANDSCHACH	448
DIE PÖLSER PAPIERFABRIK	454
BERGBAU	463
DER BERGBAU DER REGION	464
DER HOCHOFEN AUF DER SCHMELZ	468
DER BERGBAU UND HOCHOFEN UM ZEIRING	474
DER BERGBAU AM FALKENBERG	482
KLEINERE BERGBAUGEBIETE DER REGION	486
DER FOHNSDORFER BERGBAU	490
RAUMORDNUNG & RAUMPLANUNG	499
RAUMORDNUNG & RAUMPLANUNG	500
VERKEHR & INFRASTRUKTUR	506
MAPPINGS	515

KARTIERUNGEN ÜBER DIE JAHRHUNDERTE	516
QUELLEN & LITERATUR	529
QUELLENVERZEICHNIS	530
ABBILDUNGSVERZEICHNIS	536
ABBREVIATUREN	564
ZUSATZERKLÄRUNGEN	568

PROLOG, DANKSAGUNG UND EINFÜHRUNG

Prolog

In meiner Arbeit zum Thema „Wirtschaftsgeschichte der Region Aichfeld Murboden“ habe ich mich beginnend bei der ersten Besiedelung durch keltische Stämme, mit mythologischen Aspekten der Schmiedekunst, dem Straßenbau der Römer bis hin zur Geschichte und Genealogie der Hammer- und Sensenwerken der Region befasst und diese in einem Katalog zusammengestellt. Warum ich mich diesem Thema gewidmet habe ist hauptsächlich in meinem persönlichen Interesse begründet und liegt in der Identifikation mit der Region, welche meine Heimat ist. Weiterer Anlass zur Beschäftigung mit dem spezifischen Thema der Hammer- und Sensenwerke war durch Anregung von Frau Dr. Simone Hain, Institutsvorstand des Institut für Stadt- und Baugeschichte der TU Graz, gegeben.

Da ich bereits im Rahmen meines Architekturstudiums am Institut für Stadt- und Baugeschichte (IstBau) Projekte rund um die Region absolviert habe, wurde mein Interesse rund um Judenburg und die Geschichte des Aichfeld-Murbodens noch gestärkt. Dies war mit Sicherheit der hauptausschlaggebende Grund, warum ich mich dazu entschieden habe mich in meiner Masterarbeit der Geschichte meiner Heimat zu widmen. Das grundlegende Interesse von Frau Dr. Hain an der Geschichte der Metallurgie und deren Ursprung, aber auch die Entwicklung eines österreichweiten Denkmalkatasters in Zuge eines Forschungsprojektes am Institut, haben mich in meinem Vorhaben einen Teilbeitrag dazu leisten zu können, noch bestärkt.

Danksagung

Mein größter Dank gilt meiner besten Freundin und Lebenspartnerin Katrin, die mich in meiner Arbeit immer unterstützt hat und mir - in doch sehr herausfordernden aber oft auch stressigen Alltagsmomenten - motivierend zur Seite stand. Sie hat mir die nötige Kraft für mein Studium der Architektur und meine hier vorliegende Arbeit gegeben. Erst sie hat es mir ermöglicht meine Masterarbeit in diesem Umfang zu erarbeiten und musste oft viele Stunden auf mich verzichten. Auch wenn ein Dank auf diesem Wege nicht zu zeigen vermag wie stark Katrin an meiner Arbeit beteiligt war, möchte ich mich trotzdem nochmals herzlichst bei ihr für ihre Unterstützung bedanken.

Ebenfalls möchte ich mich bei meinen Eltern bedanken, die mich vor allem in meinem Bachelorstudium unterstützt haben. Wären sie in den letzten Jahren nicht immer für mich da gewesen hätte alles weitere erst gar nicht stattfinden können. Auch meinen Geschwistern, Georg und Julia, gilt mein besonders großer Dank, da sie oft auf mich verzichten mussten und mir in ein oder anderen schwierigen Moment meines Studiums immer ein offenes Ohr schenkten.

Ein weiterer großer Dank gilt meiner Betreuerin Frau Univ.-Prof. Dr. phil Simone Hain, die mir auf professionell-fachlichem Wege immer zur Seite stand. Erst sie hat es mir ermöglicht meinen Blick, auch über die Grenzen der Architektur hinaus, auf andere Wissenschaftsgebiete zu lenken. Ihr ist es zu verdanken, dass ich den Mut gefasst habe, am Ende meines Architektur-Studiums einen Wechsel zu einem anderen - wenn auch mit der Architektur interdisziplinär zu denkenden Gebiet - dem Fachbereich der Geschichte zu wagen.

Durch meine Forschungsarbeiten rund um das Thema der Hammer- und Sensenwerke der Region Aichfeld-Murbo-den, habe ich viele Persönlichkeiten kennen gelernt, die mir eine ebenso wertvolle wie erfahrungsreiche Hilfestellung zukommen ließen. Alle zu nennen würde den Umfang eines Vorwortes definitiv sprengen, weshalb ich stellvertretend nur Einige von Ihnen hier erwähnen werde.

Ein erster Schritt zu meiner Arbeit führte mich zu Hrn. RR Ing. Hans Rinofner, Stadtarchivar i. R. der Stadt Knittelfeld. Dieser gab mir wertvolle Informationen und Auskünfte über Werke des Ingeringbaches und des Knittelfelder Werkskanals. Darüber hinaus erhielt ich von ihm viele Detailinformationen zu Hammer- und Sensenwerken, aber auch über weitere mögliche Ansprechpartner in verschiedensten Fachbereichen. Dafür danke ich ihm sehr.

Wesentliche Beteiligung an meiner Arbeit haben natürlich viele Bewohner und Eigentümer, alter Mühlen und Hammerwerke, die teilweise in nahezu ursprünglicher Form - oft auch überbaut - nach wie vor vorhanden sind. Fr. Stehring sen., der gleichnamigen alten Mühle in Glein bei St. Margarethen bei Knittelfeld, gewährte mir nicht nur Einblicke in ihr altes Anwesen, sondern zeigte mir viele gesammelte Werkzeuge der Zeit, die unter anderem auch mit Schmieden und Mühlen zu tun hatten. Ich danke auch Ihr recht herzlich dafür.

Als Ansprechpartner möchte ich noch gerne Hrn. Erich Wilding danken, der mir über die ehemalige Sensenschmiede und deren Gebäudeensemble in Rothenthurm bei St. Peter ob Judenburg mit Rat und Tat zur Seite stand, und mir überdies noch einige Fundstücke in seiner Verwahrung, des bereits abgebrochenen Hammers, zeigen konnte.

Ebenso möchte ich noch Fr. Dipl.-Ing. Kaltenegger Barbara danken, die ein altes Hammeranwesen in Hopfgarten (bei Allersdorf / Weißkirchen in der Steiermark) mit Ihrem Ehemann Dr. Kaltenbrunner in mühevoller Kleinarbeit zu sanieren und renovieren versucht. Sie stellte mir bereitwillig Unterlagen des ehemaligen Hammers zur Verfügung und ließ mich zahlreiche Fotos vom Anwesen, auch von den Privaträumlichkeiten der Familie, in meiner Arbeit veröffentlichen.

Zu Letzt sei noch Familie Wieser, darunter Hannelore und Johann sen., gedankt, die mir wahrscheinlich die aller letzten Aufnahmen des „Gruber Hammers“ ermöglicht haben.

Allen anderen die ich hier nicht erwähnen konnte sei trotzdem herzlichst gedankt.

Zeltweg, Mai 2014
Michael Kohlweg

Einführung

Bei der Bewertung des Sachverhaltes der Thematik habe ich verschiedenste Quellen herangezogen. Ausgehend von Forcher von Ainbach und seiner Genealogie „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“ habe ich die ersten Anhaltspunkte für Hammer und Sensenwerke der Region im In- und Ausland erkannt. Die Beschäftigung mit Absatzmärkten, Preisvorstellungen aber auch Produktions- und Herstellungsverfahren von Sensen, sowie die allgemeine Geschichte der Region des oberen Murtals haben mir vielerlei Erkenntnisse gebracht. Die Bedeutendste war wahrscheinlich jene, dass ich erst im Laufe meiner Arbeit und Forschung herauszufinden begann wie weit verzweigt das Hammerwesen mit seinen Sensenwerken im gesellschaftlichen, politischen aber auch privaten Leben verstrickt war. Eine weitere Erkenntnis erwuchs mir aus der Interdisziplinarität der Betrachtungsweise im Feld der Sozioökonomie. Mir wurde bewusst wie stark verbunden und angesehen die „Schwarzen Grafen“ in der Gesellschaft waren und das nicht, wie vorerst vermutet, eine Nobilitierung erst zu ökonomischen Erfolg und in weiterer Folge zu gesellschaftlichem Ansehen verhalf.

Als Schwerpunkt meiner Thematik habe ich die Genealogie der Hammer- und Sensenwerke eingehender durchleuchtet und erforscht und festgestellt, dass eine chronologische Gliederung oder eine Gliederung nach diversesten politischen Grenzen der Zeit nicht sinnvoll ist. Meiner Meinung nach war daher eine Einteilung nach Grenzen, die nicht unter dem Einfluss und der Veränderung durch den Menschen unterlegen war, zu suchen. Geografische Verortung als Einteilung nach Tälern sowie Fluss- und Bachbetten war die logische Konsequenz daraus und hat sich im Laufe des Fortschritts der Forschung als gute Gliederung herausgestellt.

Die Thematik der Sensen ist rückblickend gesehen über Jahrhunderte, wenn nicht gar Jahrtausende geprägt worden. Bereits unter den alten Ägyptern, aber auch in Mesopotamien unter den Sumerern, waren sensenähnliche Werkzeuge - wie Sicheln und Messer - Bestandteil der Kultur. Meteoriten-Eisen („Himmelseisen“) ist das älteste bekannte Eisen und war neben den Ägyptern und Sumerern auch in anderen Kulturkreisen schon bekannt und wurde zu Schmuck oder Kultgegenständen verarbeitet. Eisen wie wir es heute kennen wird aus Eisenerz gewonnen und hat damit einen irdischen Ursprung. Eisenzeitliche Funde im Lande - darunter auch Sensen, Sicheln und Messer - aus der „La Tène-Zeit“ (5. bis 1. Jahrhundert v. Chr.) belegen zumindest

eine Verwendung des aus Eisenerz gewonnen Eisens zu dieser Zeit. Bis vor einigen Jahren wurde die wissenschaftliche These vertreten, dass sich das Eisenwesen in Österreich als erstes um den Steirischen Erzberg herum gruppierte und eine Verhüttung des selben dort stattgefunden haben muss. Aus heutiger Sicht - bzw. nach den Grabungen des Archäologen-Ehepaars Hrn. Dr. und Fr. Mag. Tiefengraber am Falkenberg bei Judenburg - kann gesagt werden, dass sich am Falkenberg mit Sicherheit die älteste Eisenverhüttung in ganz Österreich formiert hatte. Die Rede ist dabei vom 6. bis 8. Jahrhundert vor Christus. Bruchstücke von Ton-Düsen, der bis in das 18. Jahrhundert verwendeten Rennfeueröfen bzw. Rennwerke, belegen diese anfängliche Vermutung.

Die mit den Sennen einhergehenden Themen wie der Geschichte des Eisens, vorindustrieller Betriebe, aber auch deren Nachfolger werden in meiner Arbeit beschrieben und sollen einen Überblick über die weit verzweigten Strukturen des eisenverarbeitenden Gewerbes und deren Nachfolgeeinrichtungen geben. Dem „Schwarzen Adel“ als Führungselite und seinen Hammerwerken kam dabei besondere Bedeutung zu, weshalb sie auch so ausführlich im Folgenden behandelt werden.

INHALT

- 20 URGESCHICHTE UND
AUSGANGSPUNKT
- 28 ALLGEMEINE GE-
SCHICHTE
- 40 GESCHICHTE DES EISENS
UND DER SENSEN

01

GESCHICHTE

URGESCHICHTE UND AUSGANGSPUNKT

Urgeschichte und Ausgangspunkt¹

Um eine gesamtheitliche Betrachtung zu ermöglichen ist es unumgänglich, historisch gesehen weit auszuholen und auch die urgeschichtliche Entwicklung des Menschen mit einzubeziehen. Die Entwicklung des Menschenbildes und die geistige Entwicklung des Menschen spielte bereits im Paläolithikum eine wesentliche Rolle und wirkt bis in die heutige Zeit nach. Wenn sich der Mensch nicht schon immer mit seinem Umfeld beschäftigt, und versucht hätte sich im Kosmos zu verorten, hätte sich nie eine Kultur aufgetan, so wie wir sie eben heute kennen. Grundsätzlich muss man sagen, dass Wissenschaftler in den vergangenen Jahrhunderten sich mit dem Menschen, seiner Entwicklung und der Entwicklung seiner Kultur beschäftigt haben. Stellvertretend dafür könnten C. G. Jung, Herbert Spencer, Oswald Spengler, F. M. Bergounioux, A. Rust, R. Pittioni, L. Frobenius, A. Leroi-Gourhan oder eine Forscherin jüngerer Zeit, Marie E. P. König genannt werden. Letztere widmete sich in ihrem Buch „Am Anfang der Kultur“ der Symbolik der paläolithischen Erforschung von Höhlenmalereien und -ritzungen und greift bzw. hinterfragt dabei kritisch die Thesen der zuvor angesprochenen Sachwissenschaftler. Ausgehend von Malereien und Ritzungen in Höhlen (unter anderem der Höhlen in „Île-de-France“ in Nordfrankreich, Umgebung von Paris) gaben Marie E. P. König Anlass dazu neue Thesen rund um Kosmos, Kultur und vor allem der geistigen Entwicklung des Menschen über Entwicklungsschichten und Entwicklungsstufen zu schaffen. Vordergründig ging man davon aus, dass der Mensch dumm oder primitiv gewesen sein müsste und nur durch (geistige) Entwicklung einen Fortschritt erfahren durfte. Die Wissenschaft ist aber heute grundlegend und zum Großteil in Übereinstimmung nun der Meinung, dass der Mensch nicht primitiv / dumm war und schon immer versuchte den ihn umgebenden Kosmos, aber zumindest die ihn umgebende Welt, zu begreifen und zu verstehen. Ritzungen und Malereien in diversesten Höhlen zeigen, dass der Mensch den Lauf der Sonne verfolgte und ihn auch als Linie (Ost-West-Richtung) zu zeichnen begann. In späterer Folge kamen dann noch die Unterscheidung von Himmelsgewölbe (Gestirne) und der Erde selbst hinzu. Die zuvor aus der Beobachtung der Gestirne entstandene Ost-West-Achse, die die Welt sozusagen halbierte wurde durch die geistige Entwicklung des Menschen vorangetrieben und führte zu einer neuen Betrachtungsweise der Welt bzw. des Kosmos. Der sogenannte „Nummulites perforatus“ (Gehäuse, gerundet, 2,1 cm Durchmesser) zeigt

„Île-de-France“

Ist eine Region in Nordfrankreich und besteht aus insgesamt 7 Départements darunter die Stadt Paris.

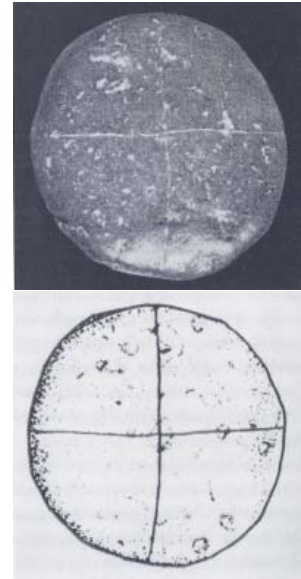


Abbildung 01 und 02

Dieser „Nummulites perforatus“ stammt aus der Travertin-Siedlung aus Tata (Ungarn) und hat 2,10 cm Durchmesser. Er wurde mit einem Linienkreuz versehen.

„Nummulites perforatus“

Kreisrunde oder elliptische „Einzeller“ zählen zu den sog. Fossilien. Sie können eine Größe von bis zu 16,0 cm erreichen.

¹ Fakten, wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Am Anfang der Kultur“, Marie E. P. König, 1973

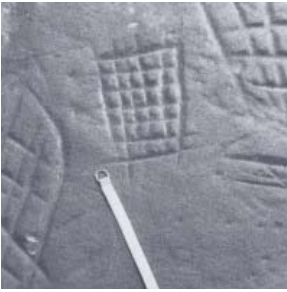


Abbildung 03

Ideogramm auf der Bodenplatte in der Kulthöhle von „Villetard“.

„Ideogramm“

Ist ein Zeichen oder Symbol, das für gesamte Begriffe oder Wörter steht.

„Ideografie“

Bei der Ideografie wird eine Schrift nicht durch Schriftzeichen wiedergegeben, sondern durch idealisierte Bilder, die eine Idee oder Vorstellung wieder spiegeln.

die Teilung der Welt in vier Richtungen, in Form zweier gekreuzter Linien im rechten Winkel zueinander. Das sich daraus ergebende Strukturbild mit den vier Himmelsrichtungen Nord, Süd, Ost, West (aber auch das Prinzip des rechten Winkels, bereits bei neolithischen Gräbern zu finden, wobei es die Ost-West-Ausrichtung der Gräber schon früher gab) hat sich bis heute erhalten. Wichtig dabei war die Erkenntnis, dass die Welt durch die gekreuzten Linien einen Mittelpunkt erhielt, aber auch, dass man heute retrospektiv gesehen sagen kann, dass die Welt durch den Menschen neu gedacht wurde. Es war also kein entwicklungsbedingter, organischer Wachstum für die Wahrnehmung des Menschen im Raum verantwortlich (wie bis zum Fund vermutet), sondern die reine Gedankenleistung des Menschen dafür verantwortlich. Diese neue Erkenntnis tat sich eben erst im Jahre 1964 auf als L. Vértes den „Nummulites perforatus“ in einer Travertin-Siedlung in Ungarn (Tata) fand². Warum aber wurden für die Sichtbarmachung der Gedanken des Menschen anscheinend Höhlen (meist auch besonders tief in den Berg eindringende und finstere Höhlen) auserkoren? Marie König meint diesbezüglich, dass es daher einen kulturellen, eventuell sakralen Anspruch gegeben haben müsse, da die Höhlen weder als Behausung noch als Schutz oder dergleichen gedient haben dürften.

Die Betrachtung des Kosmos, sphäroide Formen, Schädelkult (Schädeldach als Himmelsdach), rundlich geformte Steine, Mulden, Schalen, Halbkugeln als Hälften von Jenseits und Diesseits, etc. waren die ersten Formen und geistiger Ausdruck dessen, wie sich der Mensch selbst wahrnahm und wie er sich in seinem Umfeld bzw. im Raum / Kosmos sah. Da sich der Mensch gedanklich weiterentwickelte war ihm die Ordnung in Viertel zu wenig ausreichend und er fügte zu den beiden Weltachsen weitere, parallel verlaufende Linien (Ordnungslinien) hinzu. Das sich daraus ergebende Netz ist in vielen Kulturkreisen rund um den Erdball gleichermaßen vorhanden. Im Chinesischen Kulturkreis stellt das Netz das Universum dar, die Summerer wiederum sahen es als Allmacht des Herrn über Himmel und Erde an. Die antiken Griechen kannten eine kosmische Ordnung, die sie in Netzstrukturen auch grafisch darzustellen versuchten. Münzen als Sinnbild des Himmels und der Gestirne, ein Netz auf deren Spitze der auserwählte Gott in mitten des Himmels sitzt, zeigen diesen Zusammenhang recht deutlich³.

Die keltische Kultur war eine besonders symbolreiche und mit vielen Ideogrammen versehene Kultur. Münzprägungen aus ihrer Zeit belegen und zeigen dies recht gut, da

² „Am Anfang der Kultur“, Marie E. P. König, 1973, S. 41 ff.

³ „Am Anfang der Kultur“, Marie E. P. König, 1973, S. 102 ff.

das Gitter (Netz) und andere zuvor genannte Ideogramme auch hier oft anzutreffen sind. Die vier Kardinalspunkte (Mittelpunkt und die Himmelsrichtungen) mit ihren Weltachsen, sowie der Verlauf des Lebens (Leben und Tod) und der Gestirne (vor allem der Sonnenlauf von Ost nach West) sind auf vielen keltischen Münzprägungen sinnbildlich dargestellt. Tod und Leben, Auf- und Abstieg spielten auch in weiterer Folge bei den Etruskern und antiken Römern eine wesentliche Rolle. Das „Fischgrätmuster“ (ergebend aus den Ordnungslinien die sich dem Gestirn - einer Bogenlinie - zuwenden und dadurch fallende bzw. als Ideogramm des Sterbens zu verstehende Linien, sowie steigende Linien - als Lebenserwartung zu interpretieren - entstehen) und die Geste des erhobenen oder gesenkten Daumens dürfte wohl jedem bekannt sein und gehen auf die gedankliche und in weiterer Folge grafische Interpretation des Raums bzw. des Kosmos aus der pleistozänen (vor allem des Jungpaläolithikums) Geschichte / Zeit zurück⁴. Die Münze selbst als rundes Objekt ist ebenfalls kein Zufall und geht auf den Glauben zurück, das wenn die Gestirne von Ost nach West am Himmelsgewölbe (halbrund) wandern sie spiegelgleich an ihren Ausgangspunkt zurückkehren müssen, wodurch sich eine kreisrunde Form ergab.

Das Viereck oder auch das Netz, und die dadurch repräsentierte Allmacht des Kosmos oder auch Gottes, wurde in vielen Kulturen nahezu gleichzeitig - möglicherweise autochthon - geprägt und verehrt. Ein rein europäischer Ursprung kann diesbezüglich nicht eindeutig bestätigt werden und bleibt daher nach der aktuellen wissenschaftlichen Lage mit großer Wahrscheinlichkeit im Abendland begründet. Neben dem Viereck war auch noch die Zahl „Drei“ von besonderer Bedeutung und soll ebenso im Folgenden noch erwähnt werden. Die Vier war im Grunde für die Raumordnung des Menschen und seiner Verortung im Raum / Kosmos wichtig. Die Drei hingegen ist aus heutiger Sicht eine Zeitordnung gewesen, die die Himmelsgestirne Sonne und Mond als Zeitordnung zu interpretieren versuchte. Sonne und Mond sowie die Mondphasen bildeten die drei Bestandteile der Zeitordnung und waren ebenso Merkmal vieler Höhlenmalereien und -ritzereien. Die lunarische Ordnung war überdies in vielen Kulturen zu finden. Im Zweistromland - Mesopotamien - war der Stier Sinnbild für diese Ordnung. Die Hörner des Stiers stellten dabei den zu- und abnehmenden Mond dar. Kelten prägten den Stier als trinitäres Symbol auf deren Münzen. Bei den Ägyptern war der Stiergott Apis Sinnbild dieser Dreieinigkeit. Jedoch war die Trinität (Dreieinigkeit, religiös gesehen auch Dreifaltigkeit bezeichnet) zu aller erst durch drei parallel laufende Striche symbolisiert und wurde



Abbildung 04

Viereck mit den vier „Kardinalspunkten“ aus der Höhle „Marie König“ bei Milly-la-Forêt in Frankreich



Abbildung 05

Stier mit verdrehten Hörnern als Sinnbild der Dreieinigkeit aus einer Höhle in Candamo (Asturien, Frankreich).

⁴ „Am Anfang der Kultur“, Marie E. P. König, 1973, S. 104-106



Abbildung 06 und 07

Rückseiten zweier Münzen der Tectosagen (keltischer Stamm) um 100 v. Chr. zeigen die Mondphasen. Die Vollmondphase ist oben in der Mitte dargestellt. Erstens als Auge (= 2 Mondsicheln) und zweitens als Blatt- oder Speerspitze.



Abbildung 08

Zeigt eine Silberne, syrische Drachme. Darauf zu sehen ist Apollon der auf dem Omphalos thront. Das Netz am Thron versinnbildlicht seine Macht über die Welt.

erst im Laufe der Zeit zum eigentlichen Dreieck als Form. Das Dreieck selbst war aber durchaus europäisches (abendländisches) Kultur- und Geistesgut und hatte verschiedene Ausprägungsformen. Das antithetische Dreieck war eines davon und symbolisierte die Ober- und Unterwelt, hatte aber auch geschlechtsspezifische Bedeutung. Die weibliche Vulva wird oft als solche interpretiert bzw. symbolisiert und geht ebenso auf die Trinität der Mondphasen zurück. Ein weiteres Beispiel wäre noch anzufügen und ist als „Doppelaxt“ bekannt und wahrscheinlich nicht vordergründig als Trinitätsbeispiel erkennbar. Tatsächlich aber geht diese aus einem Dreieck hervor, bei dem die beiden unteren Winkel abgetrennt wurden. Oft in dieser einfachen Form dargestellt (gegenüberliegende Dreiecke die sich an der Spitze berühren), teilweise in ihrer Symbolik durch eine Mittellinie (Weltachse) verstärkt. Neben den Halbmondphasen war die Vollmondphase ebenso bedeutend und wurde durch das Auge oder eine Speerspitze symbolisiert. Ersteres, abstrakt gesehen, zeigt oben die zunehmende Mondphase und im unteren Bereich die abnehmende Phase des Mondes und vereint sich an den Endpunkten elliptisch. Rund dargestellt, im Zentrum der Vollmond als Ring. Die Speerspitze (auch Blattspitze oder „hl. Lanze“) stellte ebenso die beiden Halbmondphasen (Umrandung entspricht den Halbmondsicheln in elliptischer Form) dar. Kreise oder kreisähnliche, ovale Formen waren daher immer Bestandteil aller Kulturkreise, was auch die Verwendung der Symbolik des Hasen oft erklärt, da seine Ohren dieser ovalen Form oft sehr nahe kam. Die Kelten griffen diese alten Symbole ihrer Ahnen immer wieder auf und verwendeten diese für die Münzprägung. Der römische Einfluss, besser gesagt der keltische Einfluss auf die römische Kultur, hinterließ aber ihre Spuren. Das römische Volk und vorwiegend deren Kaiser ließen sich auf Münzen prägen. Das Besondere daran war aber das auch hier die „alten“ Symbole wieder aufzutauchen scheinen. Des Herrschers Kopf wurde abstrakt als Dreieck dargestellt. Der allmächtige Mantel in Form eines Netzes, das den Kosmos repräsentieren soll, in verschiedenster Ausformung (Rhomboid mit verbundenen Eckpunkten oder mit durch die Kardinalpunkte verlaufende Linien die sich zu einem Vier- oder Rechteck vereinen) gestärkt durch die gekreuzten Weltachsen und das umgebende Viereck. Das Beil wurde erst ab der Bronzezeit entwickelt und stellt aus heutiger Sicht ein Werkzeug dar, hatte aber aus paläolithischer Sicht ebenso die Symbolik der Zahl Drei inne. Betrachten wir die urzeitlichen Hinterlassenschaften etwas genauer, stellt man oft fest, dass Pfeile ebenso eine wesentliche Rolle spielten. Sie sind oft in Zusammenhang mit Strichen zu finden und symbolisieren den Tod, und damit gleichermaßen auch das Leben.

**Abbildung 09**

Viereck mit Diagonalkreuz in der „Ginsterhöhle“ am Hautae Pierre, Dép. Seine-et-Oise, Frankreich.

**Abbildung 10**

Viereck mit vier Achsen und einem Mittelpunkt, aus der „Schalenhöhle“ im Felsmassiv „Dame Jouanne“, Frankreich.

Tod und Leben, Niedergang und Erwachen spielten demnach schon immer eine große Rolle im Weltbild des Menschen. Die Mondphasen mit Auf- und Untergang sind ein Beispiel dafür. Ober- und Unterwelt dargestellt durch Kuppeln oder zwei sich ergänzende Halbkugeln, sowie die Form der Spirale die meist als doppelte Spirale gezeichnet oder geritzt wurde, stellten den Verlauf von Leben und Tod dar. Der Verlauf zum Mittelpunkt, sowie Zenit (höchster Punkt)

**Abbildung 11**

Dreiecke, Vierecke und Spiralen auf dem großen Block des inneren Steinkranzes von „Newgrange“. Die Spirale soll Sinnbild der Auferstehung sein und den ewigen Kreislauf des Tages-Nachtrhythmus darstellen.

Département

Département ist die Bezeichnung für eine französische Gebietskörperschaft von insgesamt 101, welche wiederum in 27 Regionen übergeordneter Ebene gruppiert sind.

Dordogne

Dordogne ist ein französische Département und hat die Ordnungsnummer 24. Es liegt im Südwesten Frankreichs in der übergeordneten Region „Aquitanien“.



Abbildung 12

„Mühlebrett“ auf der „Tschötscher Heide“ nahe Brixen im Südtiroler Eisacktal (Italien).

Stater

Stater ist der Name verschiedener Geldstücke der Antike und damit auch von keltischen Münzen, die meist aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

und Nadir (tiefster Punkt, Unterwelt) zeigen diese Weltansicht noch besser. Die Symbolik des Dreiecks und des Vierecks, der Drei und Vier, dürften nun durchaus ausreichend geschildert worden sein. Ausgehend von der Drei und Vier ist die Sieben eine ebenso bedeutende Zahl des Paläolithikums und stellt eine Kombination der erst genannten Zahlen dar. Sie ist ebenso in vielen Kulturkreisen bekannt gewesen, darunter auch in der allzu bekannten Höhle von Lasaux (Dép. Dordogne 15.000 v. Chr.) anzutreffen. In weiterer Folge war auch die Neun eine durchaus oft anzutreffende Zahl, die sich wiederum aus der 9 Tage dauernden Mondphase zusammensetzte und deshalb eine ebenso große Bedeutung erfuhr wie die Sieben. Das Denkschema der Neun kann als Denkschema des Kosmos bezeichnet werden, da weltweit die Neun zu finden ist. In China und Mesopotamien war das Ordnungsprinzip der Neun genauso vertreten wie unter den Kelten, wobei neun Felder meist ein Quadrat ergaben und die Schnittpunkte in Form von Schälchen oder Punkten dargestellt wurden. Die Neun ging von der Zeitordnung aus und wurde durch die Raumordnung (Viereck) ergänzt, wodurch diese als neue Weltordnung angesehen werden kann⁵. Raum und Zeit wurden somit auch schon im Paläolithikum vereint, was Ritzungen in einer Felsspalte bei Bedolina bei Capa di Ponte (Valcamonica) bezeugen. Weitere Zahlenspiele folgten. Die Zwölf und die Vierundzwanzig waren dabei besonders wichtig und sind auch in der heutigen Zeit und Kultur noch zu finden. Die Zwölf ergab sich logischerweise aus dem 3 mal 4, wobei es zur Vierundzwanzig nicht mehr weit war und mal 2 gerechnet wurde. 12 Dutzend, 12 Monate, 12 chinesische Tierkreise, 12 römische und auch griechische Götter, etc. gehen auf diese Betrachtungen zurück. 24 als Tagesstundenanzahl oder die Vierundzwanzig als Schnittpunkte eines „Mühlebrettes“ (teilweise auf königlichen Thronen zu finden, da man damit die Weltordnung symbolisierte und der Herrscher Macht über die Welt inne hatte) gehen ebenso auf das Jungpaläolithikum zurück. Die Zahl der 27 ist seltener zu finden soll aber der Vollständigkeit halber Erwähnung finden und geht auf die 3 mal 9 ist Siebenundzwanzig (3 Mondphasen zu je 9 Tagen) zurück.

Von dieser Faktenlage ausgehend fällt es nun leichter die Zeichen der Kelten zu deuten und zu verstehen, da die alt hergebrachten Zeichen des Paläolithikums für die Kelten nach wie vor als verpflichtende Kraft angesehen wurden und in deren Münzprägungen kurz vor der Jahrtausendwende - beginnend ungefähr 150 v. Chr., endend bereits wieder etwa 50. v. Chr.⁶ - noch immer zum Ausdruck kamen.

5 „Am Anfang der Kultur“, Marie E. P. König, 1973, S. 271

6 „Am Anfang der Kultur“, Marie E. P. König, 1973, S. 252

Gesamt betrachtet muss aber gesagt werden, dass die Keltische Münzprägung, nicht wie die Römische, keine einheitliche Gestalt und Ausdrucksform hatte, und je nach Stamm und Überlieferungsstand der Vorfahren sehr differenziert war und auch so angesehen werden muss. Vorbild waren aber dennoch antike, griechische Münzen, die so lange adaptiert und verändert wurden, bis sie den eigenen, ev. schon als religiös zu bezeichnenden, Vorstellungen entsprochen haben. Als Vorlage dienen unter anderen den Westgoten (von den Römern auch als Gallier bezeichnet) der goldene Apollonstater Phillips II. von Makedonien, den Ostgoten ein dem gleichen Herrscher gewidmeter Silberstater. Die oft anzutreffende Form des abstrahierten Pferdes geht daher nicht auf kosmisch, lunarische Szenarien zurück, sondern auf Münzen die als Vorlage dienten, aber oft nicht mehr als solche zu erkennen sind. Keltische Münzen waren jedoch keine wie wir sie heute kennen und hatten nicht nur die eingeprägte, symbolhafte Bedeutung getragen. Die Form an sich hatte ebenso große Bedeutung, da die Münze selbst als Schälchen ausgebildet war und keinen flachen Körper abbildete. Die aus heutiger Sicht, sogenannten „Regenbogenschüsselchen“, sind Sinnbild für die Schnittpunkte der bereits besprochenen Linien, aber auch für die beiden Halbkugeln der Ober- und Unterwelt. Der Name „Regenbogenschüsselchen“ geht auf die Prägung eines Himmelsbogens (gewölbte Linie) zurück und wurde auch im Regenbogen als Zeichen des Aufrisses der Welt interpretiert.



Abbildung 13

Goldstater der westkeltischen „Parisii“ mit einem stilisierten Pferd um 100 v. Chr.

„Regenbogenschüsselchen“

Spezielle keltische Münzen aus Gold oder Silber, welche eine leicht gewölbte Form haben; verziert mit Symbolen und Zeichen.

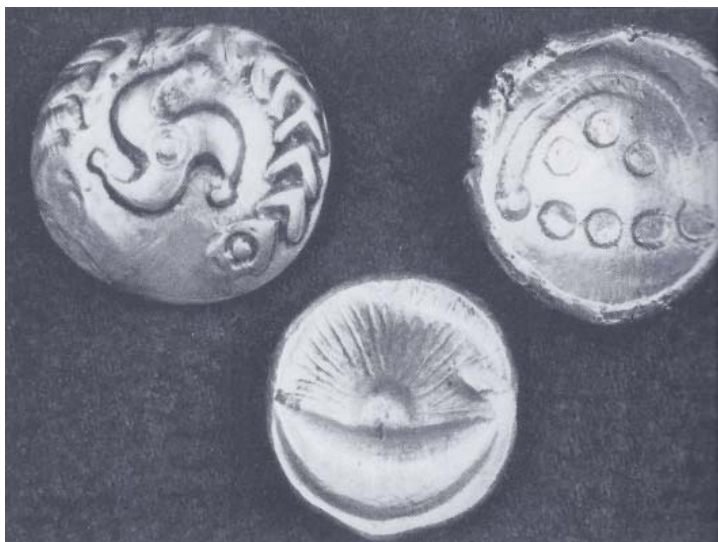


Abbildung 14

Die Münzen sind sog. goldene „Regenbogenschüsselchen“ und werden dem keltischen Stamm der „Boier“ aber auch Germanen zu geschrieben; das untere Schüsselchen ist ein sog. goldener „Muschelstater“ mit der Prägung von Sonne und Mond, und stammt aus Stradonice in Böhmen.

ALLGEMEINE GESCHICHTE

Allgemeine Geschichte der Region Aichfeld-Murboden

Ehe ich mich meinem eigentlichen Thema widmen kann ist es jedoch notwendig etwas weiter auszuholen, um ein allgemeines Verständnis für das Eisenwesen und die Region Aichfeld-Murboden zu erhalten.

Die Besiedlung der Region erfolgte bereits Jahrtausende vor Christus und wird ungefähr mit dem 4. Jahrtausend vor Christus datiert. Im Neolithikum (Jungsteinzeit, 5.500-3.900 v. Chr.) wurden Menschen auch in der Region Aichfeld-Murboden sesshaft und betrieben bereits Ackerbau und landwirtschaftliche Kultivierung. Funde rund um die Region - Weißkirchen, Judenburg, Pöls, Kobenz, und Obdach - belegen dies. Das wohl bekannteste Fundobjekt des Murbodens, aus einem hallstattzeitlichen Fürstengrab (6. Jhd. v. Chr.), ist der Kultwagen von Strettweg (nahe Judenburg, aus dem 7. Jhd. v. Chr.) und ist heute im Landesmuseum Joanneum ausgestellt. Eine Replik befindet sich in Judenburg, und zwar im Innenhof des ehemaligen Minoriten-Klosters - heute Stadtbibliothek. Der Kultwagen stammt aus der sog. Hallstattzeit und wurde rein durch Zufall gefunden bzw. als archäologisch bedeutsamer Fund eingestuft. Die Hallstattzeit bzw. die Besiedelung der Hallstätter am Falkenberg wird mit 700-750 v. Chr. datiert und umfasste 3000-4000 Menschen auf einem zirka 50 ha großen Gelände. Bisher wurden 20 Häuser auf den Siedlungsterrassen teilweise oder vollständig ausgegraben. Als der Wagen 1851 von dem Bauer Ferdinand Pfeffer entdeckt wurde, gab er die Fundstücke seinen Kindern zum Spielen. Ein umherziehender, vermutlich jüdischer Händler mit Bauchladen, in der Region als „Binkeljude“ bekannt, wies den Bauer Pfeffer auf den Wert des „Spielzeugs“ hin, worauf dieser den Kindern das Spielzeug wegnahm und versperrte¹. Vorerst wurde der Fund vom Bauer verwahrt und erst als der damalige Pfarrkaplan des Ortes die Fundstücke sah, informierte dieser Wissenschaftler aus Graz. Der beauftragte Kirchenhistoriker Matthias Robitsch wurde mit dem Fund betraut und ließ die Fundstücke nach Graz bringen. Der Kultwagen wurde im Laufe der Jahre mehrmals Restaurationsversuchen unterzogen, konnte aber nie in vollem Umfang rekonstruiert werden. Erst im Jahr 2006 wurde er nach Mainz (Deutschland) in das Römisch-Germanische Zentralmuseum zur vollständigen Restauration gebracht, infolge dessen der teilweise fehlende Unterbau aus Kohlefasern vervollständigt wurde, die Figuren richtig angeordnet wurden und eine Verlängerung einer missglückten Rekonstruktion aus dem 19. Jahrhundert rückgebaut. Daneben wurde er noch einer Grundreinigung unterzogen und 2009 an das Joanneum zurück

Aichfeld - Murboden

Geografisch gesehen befindet sich das Aichfeld im politischen Bezirk Murtal und beginnt im Westen ungefähr mit der Gemeinde Pöls, und endet im Osten ungefähr bei Preg (Kraubath). Die Bezeichnung Murboden ist gleichbedeutend mit der des Aichfeldes. Auch die Bezeichnung Judenburg-Knittelfelder-Becken wird oft angeführt und entspricht den beiden ersten Angaben.



Abbildung 15

Eine Replik des Kultwagens (Opferwagen) von Strettweg wurde im 7. Jahrhundert v. Chr. gefertigt und besteht aus Bronze.

¹ „Das entschlüsselte Geheimnis“, Herbert Kirnbauer, 2006, S. 92 ff

Abbildung 16

Der Falkenberg, von Südosten aus gesehen, liegt im Nordwesten der Stadt Judenburg. Südöstlich des Berges liegt Strettweg mit den Hügelgräbern Tumulus I-III, in deren Bereich eine Eisenverhüttung bereits im 6. bis 8. Jahrhundert v. Chr. stattgefunden hat.

**Abbildung 17, 18 und 19**

Die Fürsten-Gräber der erneuten Grabungen im Herbst 2012. Beginnend oben bei Tumulus I, mittig mit Tumulus II und unten mit Tumulus III. Tumulus I war der Fundort des Kultwagens von Strettweg, wobei bei den erneuten Grabungen durch Hrn. Dr. und Fr. Mag. Tiefengraber weitere Teile davon gefunden wurden.

überstellt. Bis heute konnte aber nicht geklärt werden wofür er tatsächlich bestimmt war. Thesen rund um ein Opferritual oder einen Prozessionswagen stehen im Raum. Das 46,2 cm hohe Objekt hat einen Versicherungswert von ungefähr 50 Millionen Euro und durfte, bis auf die letzte Restaurierung in Deutschland und eine Ausstellung in der „Royal Academy of Arts“ in London 2012, seit 1889 Graz nicht verlassen. 1954 wurde noch durch einen Beschluss der Steiermärkischen Landesregierung ein Ausleih- und Transportverbot erteilt. Heute erfährt der Raum um Judenburg eine neue Aufmerksamkeit durch weitere Grabungen am Falkenberg. Das Ehepaar Tiefengraber - unter der Leitung von Mag. Dr. Georg Tiefengraber - leiten seit 2011 die erneuten Grabungen am Falkenberg. Rund um den Arbeitskreis Falkenberg, der sich der Erforschung des Fürstensitzes Judenburg-Strettweg und der Bronze- und Eisenzeit im oberen Murtal widmet, wurden die Grabungen 2011 und auch Anfang 2012 durch geophysikalische Untersuchungen (Bodenmagnetik- und Georadarmessungen) der Zentralanstalt für Geodynamik Wien (ZAMG) begleitet. Dadurch konnten das „alte“ Fürstengrab (sog. Tumulus I, Fundstätte des Kultwagens) und einige neue Gräber (Tumulus II und III) ausfindig gemacht werden. Im Herbst 2012 wurde nochmals am Fundort des Kultwagens gegraben, und man fand noch über 4.000 Gegenstände (Kleinfunde wie Fibeln, Broschen, etc.), da bei den vorherigen Grabungen am Grab anscheinend nicht besonders akribisch gearbeitet worden war. Seit 2013 wurde die ZAMG, durch den Arbeitskreis Falkenberg und das Institut für Südostalpine Bronze- und Eisenzeitforschung (ISBE) der Universität Wien, erneut mit Forschungen beauftragt und fand im nahen Waltersdorf (Ortsteil von Fohnsdorf) ein weiteres Fürstengrab am sogenannten „Bleikolmhügel“². Heute werden viele Fundobjekte in Mainz, Wien und auch in

2 <http://www.fuerstengrab-strettweg.at/falkenberg-geschichte/>

der Restaurationswerkstätte Judenburg des Arbeitskreises Falkenberg restauriert und verbleiben anschließend auch in Judenburg, wo sie möglicherweise in einem geeigneten, neu geschaffenen Museum ausgestellt werden könnten. Wesentlich verantwortlich für die wirtschaftliche Erstarkung der Region und den Bau einer Infrastruktur - vor allem Straßen - waren Kelten. Zeitlich eingeordnet können die Kelten in die „La-Tène-Zeit“ werden, die in etwa von 400 bzw. 500 n. Chr. bis bereits 1.500 v. Chr. reichte, und ihre Besiedelung aus dem Gebiet nördlich der Alpen (sog. „Alte Welt“). Auch wenn die Kelten große Infrastrukturen bauten und ebenso beherrschten (kriegerische Wanderzüge bis Italien und in den Balkanraum, Besiedelungen vom Atlantik bis an das Schwarze Meer nachweisbar), wurde vor allem unter den Germanen und Römern Infrastrukturexpansion betrieben, wobei der keltische Machtfaktor zu schwinden begann. Die heutige Steiermark, sowie Kärnten, Osttirol, Salzburg, Teile Bayerns sowie die südlich gelegeneren Teile Ober- und Niederösterreichs waren Teil des keltischen Reiches das bei uns - nach der Gewinnung der Vorherrschaft des Stammes der Noriker - als „Norikum“ (auch Noricum), mit der bis heute nicht eindeutig nachgewiesenen Hauptstadt „Noreia“, bezeichnet wurde. Eisenfunde wie Waffen, Gefäße und Schmuck aber auch Münzen (diese hatten bereits eine eigene Münzprägung), aber auch Namensgebungen wie Kobenz oder Enns, belegen deren Gebietsherrschaft in unserer Region. Ab dem Jahr 15. v. Chr. (Beginn der römischen Kaiserzeit) verlebte sich das Römische Reich unter Kaiser Augustus (63. v. Chr. - 14. n. Chr., Großneffe und Nachfolger von Gaius Julius Cäsar) das „Norikum“ ein, wobei den Römern wenig Widerstand entgegen stand, und noch eine eingeschränkte Autonomie unter der Herrschaft einheimischer, römischer Offiziere inne hatte. Erst unter Kaiser Claudius (41. - 54. n. Chr.) wurde das Reich zu einer römischen Provinz. All dem vorausgegangen war, dass der damalige Norikerkönig Voccio einen Bündnispartner mit starker mi-

Das Römische Reich

Das Römische Reich bestand ungefähr vom 8. Jahrhundert vor Christus bis zum 7. Jahrhundert nach Christus. Die Teilung des Römischen Reiches in ein West- und Oströmisches Reich geschah im Jahre 395 n. Chr., wobei bis zu diesem Jahre (beginnend ca. 27 v. Chr.) die sog. Römische Kaiserzeit vorherrschend war.

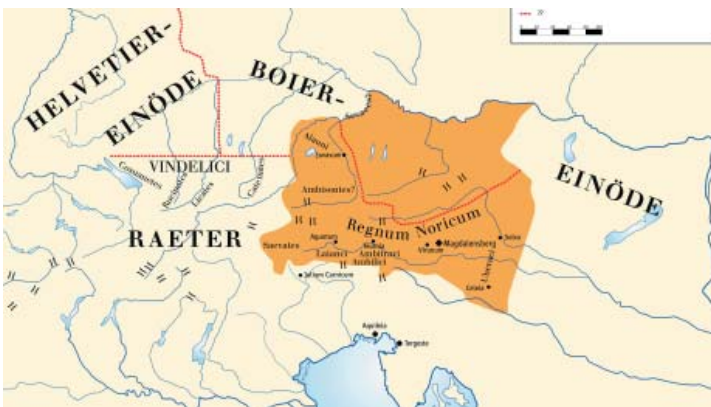


Abbildung 20

In der Abbildung ist die Lage der Römischen Provinz Noricum ersichtlich, welche noch unter Kaiser Augustus um 15. v. Chr. zur römischen Provinz wurde. Die Lage der Hauptstadt „Noreia“ ist bis heute nicht sicher nachgewiesen. Die Abbildung zeigt die keltischen Stämme um Christi Geburt.

Die Boier

Die Boier wurden auch „Bojer“ bezeichnet und waren ein keltischer Stamm, der durch die Romanisierung der Provinz Noricum assimiliert wurde. Ursprünglich waren sie im Gebiet der heutigen Staaten der Slowakei, Tschechien, Ungarn, Österreich, Oberitalien und dem oberen Balkan beheimatet.

litärischer Kraft gegen die Boier (konkurrierender keltischer Stamm) zu gewinnen. Im Gegenzug stellte dieser Kaiser Gaius Julius Cäsar (100. v. Chr. - 44. v. Chr.) berittene Elite-Truppen von einer Stärke von 300 Mann für den römischen Bürgerkrieg in der Schlacht am Rubikon 49. v. Chr. (Schlacht von Pharsalos) und den Gallischen Krieg zur Verfügung. Diese Hilfsbereitschaft zwischen Norikern und Römern bestand aber schon unter dem Norischen König Cincibilus 170 v. Chr. der einen Freundschaftsvertrag mit dem Römischen Reich schloss. Deshalb hat sich in den folgenden Jahren wahrscheinlich die keltische Sprache, Kultur und Tradition (Tracht) lange Zeit, auch unter römischen Einfluss und unter dem Aspekt des Verlustes der Selbständigkeit des ehemaligen Königreiches, aufrecht erhalten.

Das Römische Reich, das bis an die Donau reichte und durch die „Italienstraße“ oder auch „Venedigerstraße“ genannt, den nördlich gelegenen Teil des Römischen Reiches (Wien, röm. Vindobona) mit dem südlichen Teil - über den Semmering Judenburg und Friesach (Kärnten), St. Veit an der Glan und Villach - verband, trug zum regen Handel und Austausch mit der Region Aichfeld-Murboden wesentlich bei. Vor allem der römische Feldherr Agrippa, Schwiegersohn des Kaisers Augustus, war für den Ausbau des Fernhandelsnetzes maßgebend verantwortlich und forcierte den Neubau von Straßen³. Der Bau von Straßennetzen - vor allem aber Fernhandelsstraßennetzen - erleichterte den Transport von Handelsgut wesentlich. Eine weitere römische Straße, die sogenannte „Virunum-Lauriacum“, ist westlich Judenburgs zu finden und geht auf das 2. Jahrhundert zurück. Sie ging vom adriatischen Raum um Venedig (genauer gesagt Aquileia) über Kärnten und den Perchauer Sattel nach Pöls, Unter- und Oberzeiring und Möderbrugg (bzw. Viscella) und von dort aus weiter Richtung Triebener Tauern (St. Johann bzw. Sabatinca, Hohentauern bzw. Tartvrsane) über den Phyrnpass an die Donau. Beleg hierfür ist eine römerzeitliche Straßenkarte aus der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts - die sog. „Tabula Peutingeriana“.

Abbildung 21

Die Abbildung rechts zeigt die wichtigsten Fernstraßen des Straßennetzes des Römischen Reiches um etwa 125 n. Chr. Ebenfalls, mittig im Bild zu sehen, ist die sog. „Venedigerstraße“ von Aquileia nach Vindobonna.



3 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 35

Somit war die Grundlage der Anbindung der Provinz „Noricum“ an das Römische Reich gegeben. Judenburg und Umgebung profitierten natürlich ebenso von dieser Straße wie alle weiteren naheliegenden Städte und Dörfer. Diese Hauptanbindung wurde alsbald als „Norische Hauptstraße“ bezeichnet. Bekräftigt und hervorgehoben in ihrer Bedeutung aber nicht nur durch deren Verlauf, sondern durch die Ansiedelung zweier besonders wichtiger Poststationen am Wegesrand. Eine davon befand sich in „Noreia“, der schon zuvor erwähnten Hauptstadt der Provinz Noricum. Wo sich die Hauptstadt aber genau befand ist bis heute umstritten. Verschiedene Thesen zur Lage der Stadt von Murau, Neumarkt in der Steiermark bis Kärnten mit Friesach, Maria Saal, St. Veit an der Glan bis Keutschach am Klopeinersee halten sich in wissenschaftlichen Kreisen bis heute. Wo sie nun genau gelegen war ist also nicht eindeutig bestätigt. Wahrscheinlich ist aber das der Name „Noreia“ für eine Mehrfachbezeichnung von norischen Städten verwendet wurde und geht auf die bereits angesprochene „Tabula Peutingeriana“ zurück, in der der Name insgesamt zweimal vor kommt. Um aber nicht allzu weit vom Thema abzuweichen wieder zurück zu den Poststationen. Die erste war also in Noreia,

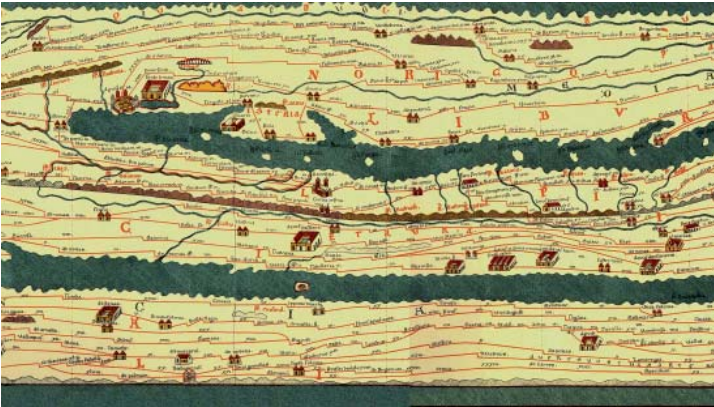


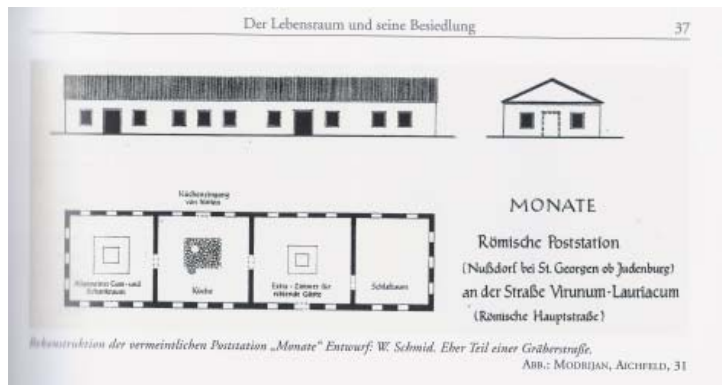
Abbildung 22

Die „Tabula Peutingeriana“ (links ein Ausschnitt um Vindobona, Wien) wird auch als Peutingersche Tafel bezeichnet und ist etwa im 12. Jahrhundert von Konrad Peutinger, wahrscheinlich nach einer Vorlage der Karolingerzeit gezeichnet worden. Sie enthält das spätrömische Straßennetz vom heutigen Großbritannien bis Indien, ist Teil des UNESCO-Weltdokumentenerbes und im Original ca. 680 x 34 cm groß.

wobei eine zweite in Nußdorf bei St. Georgen ob Judenburg gelegen haben soll. Die sogenannte „ad pontem“ (bei der Brücke) könnte einer älteren Vermutung zu Folge in Lind bei Scheifling gelegen haben, eine neuere Vermutung geht von einer Lage bei Nußdorf aus. Erstere Vermutung beruht auf der Annahme, dass die Straße am linken Murufer (nördlich, also auf der sonnenseitigen Talseite) verlaufen sein soll, wobei Römersteine entlang der Frauenburg bei Unzmarkt dies bestätigen könnten. Zweitere Vermutung beruht auf der Annahme, dass sich die Straße am rechten Murufer (südlich und damit schattenseitig) verlaufen sein soll. Nennungen der Landstraße bei Dörfel (St. Georgen

Abbildung 23

Die Abbildung rechts zeigt einen Plan der zweiten Poststation in der Römischen Provinz „Noreia“ in Nußdorf bei St. Georgen ob Judenburg.



ob Judenburg) würden dies belegen. Eine weitere Station dürfte sich am Pölshals bei Winden befunden haben und wurde als „Monate“ bezeichnet, wobei zu sagen bleibt, dass bei archäologischen Grabungen in Nußdorf die dortige Station als „Monate“ vermutet wurde, sich aber nicht bestätigen ließ⁴. Die sogenannte „Römerbrücke“ (heute noch als Steinbrücke vorhanden) ist ebenfalls in diesem Gebiet, genauer gesagt beim „Blahbach“ nordöstlich des Ortes Oberzeiring zu finden. Die Vierte und damit letzte Station wird unter dem Namen „Viscellis“ geführt und dürfte im Bereich Oberzeiring-Möderbrugg zu suchen gewesen sein, wobei diese vom Historiker Theodor Mommsen und später (1913) Alfons Müller, bei Unterzeiring vermutet wurde. Um 1953 wurde vom Archäologen Walter Modrijan eher Oberzeiring als Standort vermutet. Eine genaue Verortung der Poststation ist aber bis heute nicht möglich gewesen. Abschließend zum Thema der römischen Straßen muss noch die „Bernsteinstraße“ genannt werden. Sie verband die Ostsee mit dem adriatischen Raum und verlief von St. Petersburg, über Estland nach Riga (Litauen), Palanga, Nida, und Kaliningrad (heute russisches Staatsgebiet). Weiter über Malbruk und Biskupin, Wroclaw und Klodzko (Polen), das heutige Tschechien mit Bouzov und Brno, überquerte bei Carnuntum die Donau und verlief über das Nordburgenland (entlang des Westufers des Neusiedler Sees) nach Scarabantia (Sopron/Ödenburg im heutigen Ungarn) weiter durch das Mittelburgenland (heutiger Bezirk Oberpullendorf) und weiter nach Savaria (Szombathely/Steinamanger, Ungarn), Ad Arrabonem (Körment) nach Salla (Zalalövö). Weiter ging es dann nach Curta (Ormož), Poetovio (Ptuj/Pettau) und Celeia (Celje in Slowenien) sowie nach Julia Emona (heute Ljubljana/Laibach), nach Nauportus (Vrhnika), Longaticum (Logatec), Ad Pirum (Hrušica), Castra (Ajdovščina) und Görz/Gorizia bis nach Aquileia am adriatischen Meer. Den größten Unterschied zu den anderen bereits genannten Straßen des

4 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 35 ff

römischen Reiches stellt die Tatsache dar, dass die Bernsteinstraße die Alpen umging und so eine der meistgenutzten Straßen der Römer wurde. Der Name Bernsteinstraße kommt natürlich vom Harz das ebenfalls als Bernstein bezeichnet wird. Vorwiegend wurde mit baltischem Bernstein gehandelt, der wiederum bei den Römern als Schmuckstein sehr beliebt war und den Straßenverlauf, durch die rege Nachfrage der römischen Bevölkerung an Bernstein aus dem Baltikum, ebenso erklären lässt.

Eine Einwanderung der Slawen im 6. Jahrhundert war ein weiterer Meilenstein in der Besiedelung des Landes. Vorgangene Völkerwanderungen aus dem Norden und Osten in das Römische Reich besiegelten auch das Ende jenen Reiches. Seit 493 gehörte der Murboden zum Reich des Ostgotenkönigs Theoderich (auch Theoderich der Große genannt)⁵. Aufgrund der Niederlage (von 522) seiner Nachfolger - darunter sein Enkel Athalarich (bis 534) und dessen Mutter Amalsuntha (Theoderichs Tochter) sowie deren Cousin Theodahad - gegen die Oströmer (Byzantiner) war das Gebiet um Judenburg zweitweise sogar herrenlos. Um 600 wanderte eine awarische Führungsschicht in unser Land ein - eine Besiedelung kann jedoch nicht eindeutig nachgewiesen werden. Die Besiedelung der Slawen kann mit 600-800 n. Chr. angegeben werden, welche mit der awarisch-stämmigen Bevölkerung ins Land kamen. Alte Orts-, Siedlungs- und Flurnamen aber auch Personennamen gehen zum Teil auf sie zurück. Um 750 gerieten die Slawen (sog. Alpenlawen oder auch Karantanerslawen) - welche das Fürstentum Karantien schufen - in Auseinandersetzungen mit Awarern, die sich in der ungarischen Tiefebene niedergelassen haben. Der bayrische Herzog, Tassilo III., Karl der Große (ab 788) und ab 817 Ludwig der Deutsche, half den slawisch-stämmigen Karantanen, besiegte und unterwarf die Awarer um 772. Er verleibte sich folglich das Fürstentum Karantien (heutiges Gebiet um das Drautal, Ennstal, Mur- und Mürztal sowie das Salzkammergut) ein. Somit kann bereits von einer bayrischen Besiedelung im 8. Jahrhundert gesprochen werden. Weitere Namensgebungen gehen daher auf bayrische Ursprünge zurück. Namen mit Endungen auf '-ing', '-nitz', '-ach' oder '-weg' gehen auf slawische Wortstämme zurück, wohingegen '-bach', '-schaft' und '-dorf' eher auf bayrische Wortstämme hinweisen. Jedoch gibt es eine Menge an Hybriden die beide Wortstämme beinhalten können.

Die Steiermark ist weit über unsere Landesgrenzen hinaus bekannt. Grund hierfür sind heute einerseits viele Innovationen die am Industriestandort Steiermark entstehen. Werke wie Magna Steyr, AT&S, ATB, Voest Alpine, Stahl Ju-



Abbildung 24

Die sog. „Bernsteinstraße“ war eine antike Fernhandelsroute, die von der Nord- und Ostsee bis in den Mitteleerraum an das adriatische Meer führte. Sie war aber keineswegs nur zum Handel mit Bernstein gedacht, und erhielt lediglich den Namen dieses Gesteins, da es im Altertum sehr beliebt war und in das Röm. Reich, hauptsächlich zur Schmuckherstellung, importiert wurde.

Karantien

Karantien war ein Fürstentum um das 7. Jahrhundert nach Christus und umfasste Teile der heutigen Bundesländer Kärnten und Steiermark, aber auch Teile des heutigen Slowenien. Das Volk das das Gebiet besiedelte wird „Karantanerslawen“ genannt.

⁵ „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 40 unten links

„Grüne Mark“

Die „Grüne Mark“ bezeichnet das Bundesland Steiermark im Volksmund. Im touristischen Bereich wird sie auch als das „Grüne Herz“ Österreichs bezeichnet, da über 60 % der Fläche bewaldet ist.

„Ehrene Mark“

Die „Ehrene Mark“ ist eine Bezeichnung für die Steiermark in wirtschaftlicher Hinsicht. Der wirtschaftliche Erfolg des heutigen Industriestandortes beruht im wesentlichen auf den reichen Erzvorkommen der Vergangenheit.

denburg sind nur stellvertretend für viele weitere Industriegewerke zu nennen. Darüber hinaus ist die Steiermark als „Grüne Mark“ bekannt geworden, da ein Großteil ihrer Fläche aus Wald besteht. Insgesamt ist von ca. 60 % waldbedeckter Fläche die Rede und macht die Steiermark so zum „Grünen Herzen“ Österreichs. Zurückblickend waren aber nicht nur diese Faktoren ausschlaggebend für die Bekanntheit in aller Welt. Der Begriff „Ehrene Mark“ ging genauso in die Annalen des Landes ein wie die zuvor genannten „Ehrene Mark“ hieß die Steiermark, da ihr wirtschaftlicher Erfolg hauptsächlich auf die reichen Eisenerzvorkommen und die dadurch entstandene Eisenindustrie zurück zu führen ist. Dies allein wäre jedoch nicht ausschlaggebend gewesen für eine solche wirtschaftsgeschichtliche Erfolgsstory. Der Abbau des Erzes, mit seinem vergleichsweise sehr hohen Metallgehalt, die aus der Eisenindustrie entstandenen Gewerke, sowie die großen Waldflächen und der enorme Wasserreichtum waren ebenso ausschlaggebend für ihre rasche Entwicklung.

Beginnend im 12. Jahrhundert wurden Erze aller Art verbreitet. Einhergehend damit expandierten auch vorindustrielle Betriebe. Gemeint sind vor allem Hammerwerke, Gebläse und Mühlen, welche von Wasserrädern angetrieben wurden. Hervorgehend aus dem Bergbau und Hüttenwesen, entstanden zuerst in der näheren Umgebung von Bergbaustollen verschiedenste handwerkliche Zünfte. Hufschmiede, Hackenschmiede, Waffenschmiede, Nagelschmiede, Messerschmiede, Sensenschmiede aber auch Wagner zählten zu jenen Gewerken die aus dem Eisenwesen hervorgingen und sicherlich am Häufigsten anzutreffen waren. Sägen, Müllner, Bäcker und Fleischer zählten ebenso zu den großen Gewerken, wie Hafner und Lodenwalker. Was hatten nun all diese Handwerker gemein? Diese Frage ist im Grunde eine einfache: Mühlen einerseits und den Bergbau andererseits, je nachdem ob ein direkter Zusammenhang mit dem Hüttenwesen bestand oder nicht. Im Wesentlichen kann davon ausgegangen werden das alle Werke, egal ob Mühle, Säge, oder Schmiede, einen Wasserlauf zur Betreuung der jeweiligen Produktionsstätte benötigten. Mühlen waren darüber hinaus nicht nur Selbsterzeuger und Verarbeiter von Produkten wie Getreide und dem daraus entstehenden Mehl, sondern auch Antriebsleister für diverse Produktionsstätten. Ohne den Wasserreichtum der Steiermark, vor allem des Oberlandes, wäre eine derartige wirtschaftliche Konjunktur über Jahrhunderte nicht denkbar und möglich gewesen. Zweiter wesentlicher Faktor war die Holzkohle. Grundprodukt hierfür ist natürlich Holz, das in der ganzen obersteirischen Region nahezu unbegrenzt zur Verfügung stand und heute noch steht. Ausgehend davon wird Holz bei ca. 275°C ohne Luftzufuhr - also unter Luft-

abschluss - verbrannt. Dabei erhöht sich die Temperatur des Stoffes von selbst auf 350-400°C. Leicht flüchtige Stoffe entweichen bei diesem Vorgang und die Holzkohle bleibt als Endprodukt über. Vorteil dieses Prozesses ist, dass die Temperatur bei der Verbrennung von Holzkohle wesentlich höher ist als jene bei der Verbrennung von Holz selbst.

Da ein alleiniger Antrieb durch Wasserkraft für die diversen Hämmer der Schmieden zu wenig gewesen wäre, wurde natürlich ebenso ein starkes Feuer zur Erhitzung des Eisens benötigt. Die erforderliche Temperatur konnte daher nur die Holzkohle liefern. Aus all diesen Fakten heraus scheint es logisch sich an Flüssen oder Bachläufen zu orientieren, die in einer Erz- und Holzreichen Region ihren Ursprung haben. Genau aus diesen Gründen sind in der Obersteiermark, und vor allem im heutigen Bezirk Murtal, so viele Schmieden, Hämmer und andere eisenverarbeitende Betriebe entstanden. Dazu muss vervollständigend noch gesagt werden, dass bereits am Ende des 12. Jahrhundert durch die technische Verarbeitung der Erze und größeren Fortschritte im Erzabbau eine Verlagerung der Verarbeitungsstätten an die Flussläufe und damit auch in die Täler stattfand, wo in Folge Gebläse sowie Wasserräder entstanden und deren hergestellte Produkte leichter vertreib- und verkaufbar waren⁶.

Rund um den Erzberg in Eisenerz (Innerberg) und Kraubath bei St. Stefan ob Leoben (Vordernberg) gab es natürlich die ersten Hämmer und Öfen. Mein Hauptaugenmerk soll sich aber auf das Aichfeld bzw. den Murboden richten. Davon ausgehend, dass die ersten großen Betriebe in Eisenerz um Vordernberg und Leoben entstanden, stellt sich die Frage, warum so viele Hämmer und eisenverarbeitende Werke im Aichfeld und deren umgebenden Tälern entstanden. Um ein Verständnis dafür aufbauen zu können muss die Geschichte des Eisens näher beleuchtet werden. Eisenerz und der Erzberg waren in der Vergangenheit - und auch noch in den letzten Jahren - als die Wiege der Eisenindustrie im Lande angesehen worden. Heute wissen wir aber dass diese Wiege, wie bereits im ersten Absatz des Kapitels erläutert, am Falkenberg bei Judenburg zu suchen ist. Eine Verhüttung hat hier bereits um das 6. Jhd. v. Chr., eventuell bereits im 8. Jhd. v. Chr. stattgefunden, was zahlreiche (an die 4.000 in den letzten Jahren) gefundene Eisenartefakte der Zeit belegen. Wie bereits beschrieben, bauten bereits die Römer - vermutlich im 2. Jahrhundert - eine Straße über die Phyrn und verbanden somit das Alpenvorland (sogenannte Eisenwurzten) mit dem Erzgewinnungsgebiet rund um den Erzberg, aber auch einigen kleineren Abbauorten im oberen Murtal. Darunter die „Schmelz“ auf der Seetaler Alpe um 1600, aber auch noch ältere Bergbauorte wie Oberzeiring

Holzkohle

Die sog. Holzkohle ist der kohlenstoffhaltigere Überrest bei der Verbrennung von Holz unter Luftabschluss und ohne Sauerstoffzufuhr.

Torfkohle

Torfkohle entsteht im wesentlichen durch den gleichen Prozess wie die Holzkohle. Grundprodukt ist jedoch nicht Holz sondern Torf und wurde im 18. und 19. Jahrhundert oft verwendet, auch wenn heute kaum mehr darauf zurückgegriffen wird.

Hochofen

Ein Hochofen ist eine industrielle Anlage, die zur Schmelzung von Eisen - aber auch anderen Metallen - aus Eisenerz dient und das sog. „Roheisen“ produziert, welches durch weitere Schritte und Verfahren zu verschiedenen Arten von Stahl weiterverarbeitet werden kann.

„Eisenwurzten“

Die Eisenwurzten ist Bestandteil der Voralpen und reicht vom Hochschwab in der Steiermark bis an die Donau und umfasst ebenso noch die Bundesländer Oberösterreich und Niederösterreich. Zentrum war und ist der Steirische Erzberg um Eisenerz (früher auch Innerberg genannt).

6 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 459



Abbildung 25

Die sog. „Schmelz“ im Gebirgskamm der Seetaler Alpen (auch Norische Alpen genannt) liegt auf etwa 1.600 m Seehöhe. Der noch bestehende Hochofenstock geht auf das 19. Jahrhundert zurück. Der Bergbau der Seetaler Alpen sogar bis auf das 17. Jahrhundert.



Abbildung 26

Der Erzberg um Eisenerz (Innerberg) war und ist wichtigster Eisenerzlieferant der Steiermark und wird heute von der VO-EST-Alpine betrieben. Der Bergbau geht wahrscheinlich auf das 8. Jahrhundert zurück, kann aber nicht gesichert datiert werden. 1171 ist er erstmals urkundlich erwähnt.

im 13. Jahrhundert (ab etwa 1230). Weitere Abbaugelände folgten in den nächsten Jahrhunderten. Vor allem im 19. Jahrhundert wurde in Fohnsdorf nach Kohle geschürft, aber bereits im 17. Jahrhundert (ca. ab 1670) damit begonnen. Kleinere Abbaugelände folgten in den umliegenden Orten des Aichfelds - darunter Sillweg bei Fohnsdorf, in Hopfgarten bei Weißkirchen, aber auch in Sunk bei Trieben und im Pusterwald (Niedere Tauern, Wölzer Tauern), sind aber in den meisten Fällen erst ab dem 18. und 19. Jahrhundert, in seltensten Fällen bereits ab dem 16. Jahrhundert zu nennen. Die reichen Erz- und Holzvorkommen (und die damit einhergehende Holzkohle) der Region um Kirchdorf und Micheldorf bei Krems in Oberösterreich legten den Schluss nahe - neben dem Erzbaugelände um den Erzberg und den kleineren Abbaugeländen im oberen Murtal - eine Erz- und eisenverarbeitende Industrie anzusiedeln. Da Erz immer um die Abbauorte herum verarbeitet und zu schmiedefähigem Eisen gewandelt wurde, und bereits ab dem 12. Jahrhundert mit einer Produktionsverlagerung an Flüsse und in die Täler begonnen wurde, entstand auch in Oberösterreich eisenverarbeitendes Gewerbe. Der Erzberg war über Jahrhunderte das größte Erz-Fördergelände Österreichs (urkundlich erstmals 1171 erwähnt, vermutlich haben aber bereits die Karantaner - siehe dazu die slawischen Flurnamen im Ort Eisenerz - Erzbau und Verhüttung am Erzberg betrieben) und dementsprechend auch für alle Nachfolgegewerke zur Ansiedelung überaus interessant. Nach Lebensmittelknappheit und Holzarmut war eine Verlagerung der Weiterverarbeitungsstätten des wertvollen Gutes die logische Konsequenz. Von vielen Orten Oberösterreichs aus - darunter Steyr oder Waidhofen an der Ybbs - aber auch von der Steiermark (Eisenerz, Rottenmann, Kindberg, Übelbach, Murboden, etc.) und von Kärnten (vor allem Hüttenberg, bereits in vorrömischer Zeit für das qualitätsvolle „norische Eisen“ - auch als „ferrum noricum“ bekannt) aus erfolgte ein reger Export nach Russland, Frankreich, die Ukraine (hauptsächlich Kiew) und nach Deutschland, wo in weiterer Folge viele Plagiate und Markenfälschungsprobleme der heimischen Wirtschaft schaden. Weitere Produktionsauslagerungen waren die Folge und führten die Gewerbe in das obere Murtal. Der Holz-Reichtum und Wasserreichtum wurden bereits erwähnt aber auch die doch relativ geringe Entfernung zum Erzberg dürften hier eine Rolle gespielt haben. Im ehemaligen Bezirk Judenburg wurde einer der ersten Hämmer in Paßhammer (Allerheiligen bei Fohnsdorf / Pöls) im Jahr 1456⁷ in einem Reversbrief erwähnt und kann dementsprechend auch belegt werden. Für den ehemaligen Bezirk Knittelfeld betreffend wird in Wasserleith in St.

7 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 460

Marein bei Knittelfeld der erste Hammer schon bei weitem früher genannt. Vermutlich um das 2. Jahrhundert soll bei der Straße Virunum-Ovilabis⁸ bereits eine Schmiede existiert haben. 1140 wird der Hammer bei St. Marein wieder erwähnt, da in diesem Jahre die Auflösung und gleichzeitige Verlagerung des Klosters Seckau nach Seckau urkundlich belegt ist. Grund hierfür war angeblich der lärmende Hammer der die Mönche des Klosters empfindlich gestört haben soll. In der Literatur ist die Rede vom sogenannten „Hammeradel“ oder auch „Schwarzer Adel“. Gemeint sind hier die sogenannten „Hammerherren“ die als wirtschaftliche Leiter eines Betriebes (Hammers) fungierten. Auch wenn im 18. Jahrhundert bereits Krisen im Hammerwesen auftraten bescherte die Eisenverarbeitung den Hammerherren großen Reichtum. Straßen und Verkehrswege waren seit jeher wichtige Kommunikations-, Handels- und Expansionswege für alle Völker und Stämme der Zeit. Ebenso muss man festhalten, dass überall wo Straßen waren oder gebaut wurden, Handelsgüter oder Ressourcen zu finden gewesen sind. Die zahlreichen Straßen im Aichfeld belegen dies. Ressourcen, vorwiegend metallurgischen Ursprungs, wie Erz, Gold, und Silber (ab dem 16. Jahrhundert auch Arsenik und Talk sowie ab dem 19. Jahrhundert Graphit und Magnesit) waren mitunter die wichtigsten Handelsgüter. Aber auch Speik (Arznei, Parfumbestandteil, Speik-Seife) war zumindest ab dem Spätmittelalter in Judenburg und Umgebung ein wichtiges Gut, was sich im 100 Jahre bestehenden Niederlags- und Stapelrecht der Stadt ab 1460 (unter Kaiser Friedrich III.) zeigt. Eisenerz - und das daraus gewonnene Roheisen - war über die Jahrhunderte natürlich das Handelsgut schlecht hin und wurde durch weitere Metalle ergänzt. Silber wurde seit dem 13. Jahrhundert (1230 bis 1265⁹) vor allem in Oberzeiring versucht abzubauen, da es Hauptmaterial für die Münzprägung der folgenden Jahrhunderte wurde. Jedoch verlagerte man bereits zur Mitte des 18. Jahrhunderts die Ressourcensuche vom Silberabbau auf den Eisenerzabbau (zu den hier angeführten Themen siehe auch im Kapitel „Bergbau & Hochofen in Oberzeiring“). Gold war immer schon eine beliebte Ressource, wurde in der Region aber erst seit dem 16. Jahrhundert (1589 im Pusterwald) versucht abzubauen. Der Abbau von Gold führte eigentlich nie wirklich zu einem guten Ergebnis und wurde erst 1919 wieder betrieben und erst 1984, nach zu geringen Mengen an Gold pro Tonne Gestein, endgültig aufgegeben¹⁰.

Speik

Grundsätzlich ist Speik eine stark aromatisierte, duftende Pflanze die im Gebirge gedeiht. Der hier angeführte Speik ist der sog. „Echte Speik“ (*Velevina celtica*) und wurde zur Seifenherstellung und Parfumerieproduktion, aber auch zur Speikölherstellung genutzt. Viele Bezeichnungen, wie z. B. der sog. „Speikkogel“ bei Judenburg, sind auf ihn zurück zu führen.

8 Franz Forcher von Ainbach, „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, S. 86

9 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 446 rechts

10 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 453 rechts oben

GESCHICHTE DES EISENS UND DER SENSEN

Geschichte des Eisens und der Sensen

Betrachtet man vielerlei Gewerbe im Raum Steiermark, kann man wohl behaupten, dass die Eisenindustrie bzw. vorindustrielle Eisenverwertung und Eisenabbau, zu den ältesten Gewerben überhaupt zählen. Wie wir bereits wissen, haben Kelten und Germanen zur Zeit der Völkerwanderung bereits Eisenerz, Eisen und verarbeitete Eisen-Produkte ins Aichfeld gebracht. Die Lage an entsprechenden Handelsstraßen verstärkte dies im Besonderen. Noch weiter zurückblickend können wir die sog. Hallstätter als Vorreiter der ersten Eisenindustrie anführen.

Auch wenn die meisten Fundstücke noch aus Bronze waren, gab es bereits um 600 v. Chr. (ev. schon 800 v. Chr.) am Falkenberg bei Judenburg Eisenabbau- und Verhüttung, und stellt somit die erste Eisenverhüttung in Österreich dar. Die gedrehten Bronze- und Kupferstäbe, die auch am Strettweger Kultwagen zu finden sind und die schon Forcher von Ainbach beschreibt und auch zu differenzieren versucht (siehe dazu im Kapitel „Eisen, Bergbau und Verhüttung im Aichfeld“), sind möglicherweise am Siedlungsareal des Falkenbergs hergestellt worden und keine importierte Ware gewesen. Bei den Grabungen um die Gräber Tumulus I bis III wurden Fibeln, Gefäße aber auch Waffen - wie Schwerter - gefunden. Basierend auf diesen Fakten kann man wohl davon ausgehen, dass wenn schon so frühzeitliche Kulturen Waffen trugen, der Waffenschmied innerhalb des eisenverarbeitenden Gewerbes wahrscheinlich überhaupt eines der ersten Gewerbe gewesen war. Slawen und Bayern brachten in den folgenden Jahrhunderten weitere Techniken der Eisenverarbeitung in die Region Aichfeld-Murboden. Außerdem waren sie nicht nur in der Lage Kupfer und sonstige Edelerze abzubauen, sie waren auch durchaus in der Lage Eisenerz zu verwerten. Hauptsächlich kann man aber davon ausgehen, dass Alteuropäer (in früheren Fachwerken oft noch fälschlich als Illyrer bezeichnet) viel Know-How nach Mitteleuropa, und damit auch in die Region der heutigen Steiermark, brachten. Aufgrund dessen auch die Griechen - und später ebenso das Römische Reich - großen Einfluss auf die Alteuropäer hatten, ist davon auszugehen, dass vor allem durch die aufkommenden römischen Handelswege, eine Verbreitung der alteuropäischen Handwerkskunst in Europa die Folge war.

„Nun war es nicht so, daß sich die Trennung der Eisenverarbeitung von der Eisengewinnung von allem Anfang an in der Weise vollzogen hätte, wie sie eben geschildert wurde, daß also sich zuerst die Eisengewinnung vom Eisenerzbergbau getrennt, hernach sich das Hammerwerk vom Schmelzwerk gelöst hatte, und das zuletzt erst die Fertigwarenerzeugung sich von der Herstellung der halbgefertigten Ware abgespal-

Völkerwanderung

Als Völkerwanderung wird faktisch jene Wanderbewegung verstanden, welche von germanischen Völkern in Mittel- und Südeuropa vollzogen worden ist. Zeitlich eingeordnet zwischen 375 n. Chr. - 568 n. Chr., wobei die erstere Datierung oft auch mit der römischen Reichsteilung bzw. dem Tod Theodosius I. um 395 n. Chr. zusammenfällt.

Bronze

Bronze ist eine metallurgische Verbindung aus mind. 60 % Kupfer (Cu) und etwa 40 % Zinn (Sn). Der Name kommt aus dem Italienischen „bronz“, oder auch Französischem „bronze“, und stammt wahrscheinlich aus dem 17. Jahrhundert.

„Alteuropa“

Unter „Alteuropa“ („Alteuropäer“) ist jenes Europa zu verstehen, dass vor der Einwanderung durch indogermanische Stämme vorhanden war. Illyrer, Etrusker und auch Minoer wären unter anderen Beispiele für alteuropäische Völker.

ten hätte. Es war vielmehr so, daß sich gewisse Sparten der Fertigwarenproduktion verselbstständigten - d.h., daß es schon in urgeschichtlicher Zeit einen Handel mit halbgefertigter Ware oder sogar mit dem Rohstoff gegeben haben muß - und daß die handwerkliche Differenzierung innerhalb der Fertigwarenproduktion vor sich ging.“¹

Die große Frage, die sich jedoch nach wie vor stellt ist jedoch folgende: „Wo hat die Eisenindustrie also Ihren Ursprung?“ Bereits Ferdinand Tremel befasste sich mit einer ähnlichen Fragestellung. Er befasste sich vor allem mit der Frage ob nicht doch der Hufschmied vor dem Waffenschmied bestand. Folglich kam Tremel zum Schluss, dass zwar das Hufeisen samt Pferd bei weitem älter waren als irgendwelche angefertigten Waffen von Waffenschmieden, jedoch behauptete er auch das der Waffenschmied im frühen Mittelalter ebenso Hufschmied war. Da eben nur Adelige und hohe Bürger ein Pferd reiten durften und in der Frühgeschichte das Pferd ein Lasten- und Zugtier war, ging er ebenfalls davon aus, dass erst als das Kriegswesen erstarkte (karolingische-ottonische Zeit) sich der Hufschmied vom Waffenschmied zu unterscheiden begann. Sprachliche Hinweise wie „faber“ (für Handwerker gebräuchlicher Begriff im Mittelalter) und später „fabri“ (Unterscheidung des Schmiedes vom restlichen Gewerbe) bestätigen die Ansichten von Tremel.

Schmiede waren in der Vergangenheit schon immer hoch angesehene Persönlichkeiten was nicht grundsätzlich auf die Bedeutung ihrer produzierten oder weiterverarbeiteten Waren zurückzuführen war. Feuer und Eisen hatten immer schon, zumindest seit der Antike, eine künstlerische aber auch sakrale Bedeutung und besaßen / besitzen einen archaisch mythologischen Charakter. Der rumänische Philosoph, Schriftsteller und Religionswissenschaftler Mircea Eliade beschrieb in seinem Buch „Schmiede und Alchemisten“ die tiefenpsychologische Bedeutung des Schmiedes, seines Handwerks und des von ihm verarbeitete Material und sagt Folgendes dazu: „Wir wollen nicht näher auf den Sakralcharakter des Eisens eingehen. Ob es nun als vom Himmelgewölbe herabgefallen gilt oder aus den Eingeweiden der Erde herausgeholt wird ist es mit heiliger Kraft geladen.“² Er nimmt damit auch Bezug auf das in der Einleitung erwähnte Meteoriten-Gestein und schreibt diesem durchaus überirdische Macht zu. Auch C. G. Jung beschreibt in diversen Werken das Feuer der Alchemisten - das sogenannte Phlogiston - als Archetypus der Energie³ und schreibt dem Feuer auch den Charakter von

Phlogistontheorie

Die Theorie war im 17. und 18. Jahrhundert ein Irrtum der Wissenschaft, bei der man dachte, dass eine hypothetische Substanz bei der Verbrennung jeglicher Stoffe / Körper entweicht bzw. bei Erwärmung in sie eindringt. Im Grunde versuchte diese Theorie den Prozess der Verbrennung zu beschreiben, ohne das Element Sauerstoff zu berücksichtigen.

1 Zitat aus: „Das steirische Handwerk, Ferdinand Tremel, S. 250.

2 „Schmiede und Alchemisten“, Mircea Eliade, 1980, S.29

3 „Archetypen“, Carl Gustav Jung, 1990, S. 35

Wiedergeburt und Verwandlung zu⁴. Einen Schritt weiter geht dabei Astrid Schreyögg in ihrem Buch „Supervision – Ein integratives Modell“, in dem sie von „kreativen Materialien“ mit „eigener Ladung“ spricht⁵. Darunter zu verstehen sind Materialien die eine Information beinhalten, die den Bearbeiter des Selben zu einer neuen Denkleistung anspornen bzw. ermuntern und ihm einen neuen Selbstaussdruck ermöglichen. Eisen könnte dem zufolge, mit dem Schmied als Bearbeiter, als ein solch kreatives Material angesehen werden und geht im Grunde mit der mythologisch - sakralen Bedeutung der Antike einher. Seit jeher zählte der Schmied das Eisen und das Feuer und brachte ihm immer hohes gesellschaftliches Ansehen ein, was sich in den folgenden Jahrhunderten auch in den Hammer- und Sensenwerken fortgesetzt hat, wie wir später noch erfahren werden. Am weitreichendsten befasste sich aber sicher Eliade mit der Kunst des Schmiedens und stellte dazu einige Thesen auf. Er stellte den Töpfer, Alchemisten und auch Schamanen mit dem Schmied auf eine Ebene, da alle - zumindest nach Eliade - das Feuer beherrschten und bezeichnete sie als „Meister des Feuers“⁶. Ebenso betrachtete er verschiedenste Kulturvölker und stellte dabei fest, dass zwischen der Schmiedekunst, den okkulten Wissenschaften - darunter die Magie, Heilkunst oder der Schamanismus - dem Tanz und Gesang auch ein sakraler Zusammenhang vorhanden sei⁷. Objektiv gesehen hatte der Schmied schon in der antiken Welt eine sakral-mythologische Funktion (z. B. in der griechische Mythologie: Hephaistos, Gott des Feuers schmiedete die Waffen der Götter.) und behauptete sich als freier Künstler, da er das Feuer bezwingen und das Eisen zu beliebiger, nahezu freier Form gestalten konnte. Das freie Gestalten und die daraus hervorgehende - so bezeichnete - freie Kunst war seit der Antike ein angesehenes, von mythologisch-sakralen Einflüssen beherrschtes Handwerk, dass sich bis heute im Beruf des Kunstschmiedes (auch Metallgestalter genannt) erhalten hat.

Historisch gesehen entstanden die ersten Schmieden nicht unbedingt immer in der Nähe von den Abbauorten, auch wenn gleich viele am Fuße einer Burg, an Herrenhöfen bzw. Klosterhöfen entstanden. Grund hierfür dürfte durchaus der fehlende Absatz gewesen sein. Fortlaufend entstanden aber immer mehr Schmieden entlang von Wasserläufen mit genügend Fließgeschwindigkeit und reich an Wassermenge, aber auch dort wo viel Holz vorhanden war. Graz hatte unter anderem zwar Schmiede - begrenzt auf die Schmiedgasse



Abbildung 27

Elementsymbole der Alchemisten:

1. Zinn
2. Blei
3. Gold
4. Schwefel
5. Quecksilber
6. Silber
7. Eisen

Alchemie

Die Alchemie ist ein Teil der Naturphilosophie und wurde bereits im alten Ägypten betrieben. Prinzip war es, aus Metallen Gold oder Silber zu erzeugen, wobei aber auch Destillationen und Extraktionen eine Rolle spielten. Erst ab dem aufkommenden 17. und 18. Jahrhundert wurde die Alchemie von den chemischen und pharmazeutischen Wissenschaften abgelöst. Eine religiös-mythologische Komponente spielte bei der Alchemie eine wesentliche Rolle.

4 „Der Mensch und seine Symbole“, Carl Gustav Jung, 1988, S.296

5 „Supervision – Ein integratives Modell“, Astrid Schreyögg, 1991

6 „Schmiede und Alchemisten“, Mircea Eliade, 1980, 83 ff.

7 „Schmiede und Alchemisten“, Mircea Eliade, 1980, S.105

Draht „Wellscher Art“

Der Darht wurde mit einem Drahtzug mit Wasserradantrieb hergestellt. Dieser war dünner und leichter. Aufgrund des längeren Herstellungsprozesses war er auch teurer.

Draht „Deutscher Art“

Der Deutsche Draht wurde mit einer Handkurbel gefertigt. Er war gröber und schwerer, und deshalb auch billiger.

- und später auch in der Vorstadt (Karlau), jedoch waren die Meisten im Oberland ansässig. Leoben rund um Vordernberg und Innerberg (Eisenerz bis in das oberösterreichische Land) waren ihre Zentren und wie bereits erwähnt in späterer Folge auch die Seitentäler des Aichfeldes.

Warum wurde aber hauptsächlich Eisen verwendet und nicht andere Metalle die ebenfalls vorhanden waren? Grund dafür ist einfach die ungeheure Menge die in der Steiermark abbaubar war. Kupfer, Bronze und dgl. waren zwar zugänglich und auch gebräuchlich, waren jedoch schon im Mittelalter einfach teurer als das herkömmliche Eisen. Legierungen wie Messing wurden natürlich ebenso verwendet, jedoch meist nur in der Waffenindustrie, da man feststellte, dass sich Eisen schneller abnutzte als andere Legierungen und reines Metall wie Kupfer. Grundsätzlich muss man sagen, dass eisenverarbeitende Betriebe sich hauptsächlich auf das Gebiet des heutigen Mitteleuropas erstreckten und eine relativ geringe Dispersität hatten. Es wurde also vorwiegend für die Heimat (mitteleuropäischer Raum) und den Eigenbedarf produziert und war sicher nicht von Grund auf ein Exportgewerbe. Die ersten Exporte entstanden erst im 15. Jahrhundert und waren hauptsächlich in der Munitions- und Geschützgießerei sowie in der Armbrustbogenherzeugung begründet und war wahrscheinlich - zumindest nach Temel - das älteste eisenverarbeitende Exportgewerbe.⁸ Drahterzeugung als Drahtzieher war ein weiterer wesentlicher Erwerbszweig. Im Grunde gab es zwei Arten der Drahterzeugung. Nach der „Wellschen Art“ (auch Welschen Art) und der „Deutschen Art“. Ein Unterschied bestand im Drahtzug, also wie der Draht gezogen wurde. Beim Ersteren geschah der Zug des Drahtes mit Wasserradantrieb, beim Zweiteren mit einer kleinen Handbetriebenen Rolle, wobei der „Deutsche Draht“ indes gröber und auch schwerer war wo hingegen der „Wellsche Draht“ leichter und feiner war, also auch mehr kostete. Das Gewerbe als Drahtzieher blieb im Grunde bis in das 19. Jahrhundert hinein erhalten und konnte sich durch Exporte nach Tirol und auch nach Südtirol behaupten⁹. Weiterer steirischer Exportartikel waren natürlich Sensen und Sichel. Ab wann in der Steiermark und vor allem im Oberland Sensen hergestellt wurden, ist urkundlich nicht direkt erwähnt. Jedoch lassen viele Urkunden und Urbare - vor allem aus kirchlichen Archiven - Rückschlüsse auf viele Erzeugerorte und Sensen- bzw. Hammerwerke zu. Für die Bezirke Knittelfeld und Judenburg lassen sich nach verschiedensten Quellen zwei besonders alte Sensen- und Hammerwerke bezeugen. Wasserleith 1468¹⁰ in der heutigen Gemeinde St. Marein (ehem. Bezirk Knittel-

8 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 261 unten

9 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 262 ff

10 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 262 unten bzw. 263 oben

feld) und für den ehemaligen Bezirk Judenburg wurde ein Hammerwerk um 1355 in Obdach¹¹ errichtet. Je nachdem welches Jahrhundert man betrachtet wird man eine unterschiedliche Anzahl an Hämmern und vor allem Sensenhämmern feststellen (siehe dazu im Kapitel „Chronologie“). Warum dies so ist kann an keinem Urbar oder der gleichen festgestellt werden. Vermutlich ging die Entwicklung der Sensenindustrie auch einfach mit der Entwicklung als Solches einher. Die steigende Nachfrage und möglicherweise auch die Leistbarkeit einer Sense verhalfen der Sensenindustrie zum Aufschwung. Ganz sicher aber wissen wir, dass um 1584 der Essmeister Konrad Eisvogel aus Micheldorf in Oberösterreich seinen Teil dazu bei trug. Er war der Erste der den Wasserhammer - also durch ein Wasserrad angetrieben - auch zum Breiten des Sensenblattes nutzte - auch wenn vielleicht nicht unbedingt beabsichtigt trug er damit zum Erstarren der Sensenwirtschaft bei. Da dies am Ende des 16. Jahrhunderts geschah und sich viele Hammer- und Sensenwerke in das 17. Jahrhundert datieren lassen, kann davon ausgegangen werden, dass das 17. Jahrhundert die Blütezeit der Sensenindustrie gewesen war. Beginnend mit dem folgenden Jahrhundert gingen die Absatzmärkte verloren, was sicher auch dem Siebenjährigen Krieg zugeschrieben werden kann. Andere Kriege zuvor und danach, wie der Dreißigjährige Krieg und andere, trugen ihren Teil dazu bei. Nach den Franzosenkriegen brauchte die Wirtschaft lange bis sie begann sich zu erholen. Erst in den 1830er Jahren florierte das Geschäft erneut, was wiederum in Absatzzahlen ersichtlich wird. 1841 erzeugte die Steiermark 1.410.000 Sensen und 381.000 Sichel und Strohmesser. 1853 bereits 1.762.000 Sensen und 242.000 Sichel und Strohmesser¹². Die beginnende Industrialisierung des 19. Jahrhunderts, die Erfindung der Dampfmaschine und steigende Nachfragen, führten in dessen Folgen zum Untergang der eigentlichen Sensenkunst. Kunst deshalb da ein Schmiedemeister (Essmeister) gut 6 Jahre brauchte um das Handwerk zu erlernen und jede Sense ein Einzelstück darstellt. 1845 arbeiteten im Raum Steiermark noch 42 Sensenwerke, 1889 nur mehr 22 Betriebe.

St. Marein bei Knittelfeld

Ist eine Gemeinde im Osten des Aichfeldes und dem Bezirk Murtal zugeordnet. Sie besteht ca. aus 1.000 Einwohnern und ist in mehrere Katastralgemeinden untergliedert, darunter auch Wasserleith.

Essmeister

Der Essmeister war Angestellter der Schmiede und im Grunde zweite Instanz nach dem Schmiedemeister. Er übernahm die Führung der Schmiede wenn der Meister nicht anwesend war und wurde auch vom Hammerherren versorgt bzw. verköstigt.

Franzosenkriege

Sammelbezeichnung für verschiedenste Kriege des 17. bis 19. Jahrhunderts. Darunter z. B. der „Holländische Krieg“ oder der „Spanische Erbfolgekrieg“.

11 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 459

12 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 266 ff: Daten und Fakten.

48 SCHMIEDE UND DEREN
PRODUKTE

INHALT

SCHMIEDE

02

SCHMIEDE UND DEREN PRODUKTE

Schmiede und deren hergestellte Produkte

Der Schmied war mit Sicherheit schon vor der griechischen Antike unter germanischen Stämmen (Kelten), in Vorderasien, im mesopotamischen Raum sowie in Japan, Indien und China einer der wichtigsten Handwerker. Hephaistos (griech.) oder auch Vulcanus (röm.) - im antiken Griechenland und später im Römischen Reich, zeigen besonders deutlich die Bedeutung der Schmiedezunft, da sie zu den 12 Gottheiten der Antike zählten. Da in der eisenverarbeitenden Industrie eine Vielzahl an Produkten im Umlauf ist und schon immer war, kann hier nur ein Auszug der wichtigsten Schmiede-Gewerke und deren Produkte angeführt werden. Mit dem Verschwinden des Mittelalters und dem Beginn der Neuzeit kamen neben den Schmieden auch andere Metallverarbeitende Gewerbe, wie Zinkereien (Zinnerzabbau erst ab 1500 in Indien) die neben dem Eisen auch Edelmetalle wie Gold und Silber verarbeiteten. Ab Ende des 18. Jahrhunderts und mit dem aufkommenden 19. Jahrhundert wurden neue Metalle, wie Aluminium (1825) und Titan (bereits 1791), entdeckt und verarbeitet. Eisen war über Jahrtausende das Metall schlecht hin und wurde über die Zeit hinweg veredelt. Beginnend in Vorderasien wurde der erste Stahl um 2.000-1.500 v. Chr. verhüttet, stellte aber ein einfaches und relativ weiches Produkt dar. Seit der Antike und im folgenden Mittelalter wurde Eisen in den sog. Rennöfen (auch Schachtöfen) zu Rennofen-Eisen oder Rennofen-Stahl verarbeitet, hatte aber durchaus noch einen sehr hohen Kohlenstoffgehalt (Sprödigkeit). Erst ab dem 14. Jahrhundert wurden die ersten Holzkohle-Hochöfen (Stucköfen) entwickelt, die erstmals eine Schmelzung des Eisens möglich machten. Das sogenannte Roheisen war aber aufgrund seiner Sprödigkeit nicht schmiedbar und musste durch das „Gärben“ (Ausschmiedung für ein gleichmäßiges Stahlstück / Eisenstück) oder „Frischen“ (Kohlenstoffreduzierung) gehärtet bzw. ausgeschmiedet werden (Reduzierung anderer Metalle, Spurenelemente, Schlacke, Kohlenstoff, etc.). Eine gute Stahlqualität konnte aber erst mit neuen Hochofen-Verfahren (und Befuerungsmethoden durch Koks) ab dem 18. Jahrhundert gewährleistet werden.

Retrospektiv gesehen kann man aber durchaus behaupten, dass all die neuen Materialien und Produktionsverfahren der alten Schmiedezunft zugrunde liegen. Da viele Gattungen der unten angeführten Schmieden Vorläufer der späteren Hammer- und Sensenwerke waren oder aus ihnen hervorgegangen sind, ist hauptauschlaggebend dafür das ich im Folgenden einige Spezialisierungen der Schmiedekunst aufgegriffen werden:

Der **Hufschmied** ist ein alt hergebrachter Beruf und war seit jeher ein angesehener Berufsstand. Grundsätzlich war

Hephaistos

Hephaistos wird in der griechischen Mythologie der Sohn von Zeus und Hera genannt. Er war ebenso Gott des Feuers und der Schmiede und Teil der zwölf Götter des Olymp.

Vulcanus

Das Pendant zum griechischen Gott des Feuers ist in der römischen Mythologie „Vulcanus“. Neben der Beherrschung des Feuers wird ihm auch noch die Macht über Blitze zugeschrieben.

„Frischen“

Da sog. „Frischen“ dient bei der Stahlherstellung hauptsächlich der Reduzierung des Kohlenstoffgehaltes, wodurch die Sprödigkeit des Eisens abnimmt.

„Gärben“

Das „Gärben“ dient der Schmiedung oder Schweißung von inhomogenen Stahl, um aus ihm einen Stahl zu erzeugen der gleichmäßigere Strukturen / Eigenschaften besitzt.



Abbildung 28

Die Abbildung zeigt links Hufeisen des Altertums und im rechten Abschnitt Hufeisen der Neuzeit.



Abbildung 29

Die Abbildung zeigt Werkzeuge eines Schmiedes, quer durch alle Schmiedekünste hindurch.

er, wie noch heute, für die Beschlagung der Pferde (deshalb auch Pferdeschmied genannt) mit Hufeisen verantwortlich, übernahm aber auch die Pflege der Tiere bei erkrankten Hufen. Außerdem beschnitt, kürzte und korrigierte er Barhufgänger (deshalb auch als Klauenschmied bezeichnet), wie Ochsen und Kühe, die im Mittelalter durchaus noch als Lasttiere in Verwendung waren. Ursprünglich war er auch noch für die Zahnpflege der Tiere verantwortlich, was heute in das Aufgabengebiet des Veterinärs fällt. Neben der eigentlichen Arbeit, des Schmiedens von Hufen und Hufnägeln, fiel und fällt dem Hufschmied auch eine therapeutische Wirkung zu, da er auch für Fehlstellungen im Huf- und Gelenkbereich der Pferde zuständig ist und diese durch geeignet geschmiedete Hufeisen korrigieren kann. Nach Ende des 2. Weltkriegs nahm die Bedeutung seines Berufsstandes jedoch kontinuierlich ab, da die Anzahl der Pferde in Österreich abnahm. Waren 1950 noch an die 300.000, so waren 1973 nur mehr knapp 39.000 Pferde vorhanden¹. Die Bedeutung des Hufschmiedes nimmt auch in seiner Ausbildung einen geringeren Stellenwert als in den vorherigen Jahrhunderten ein, da diese anstatt von 5 Jahren nur mehr 15 Monate dauert². Ein ebenfalls zu diesem Berufsbild zählender Schmied war der **Fahnschmied**, der auf die berittene Artillerie zurückgeht und für dessen Versorgung und Pflege zuständig war. Als Arbeiten fielen ihm nahezu die gleichen Tätigkeiten wie dem Hufschmied zu, nur dass er in einem militärischen Regiment als Unteroffizier tätig war.

Der **Waffenschmied** war ebenso ein wichtiger Vertreter seiner Zunft und stellte neben Messern, Schwertern, Helmen, Harnischen (Plattenharnische), Panzern und Schilden auch Feuerwaffen (Schusswaffen im 12. Jahrhundert und Geschütze ab dem 13. Jahrhundert) her. Im Mittelalter war es aber durchaus üblich das Huf- und Waffengewerbe zugleich auszuüben. Dies war nur bestimmten Schmieden vorbehalten. Eine Gattung des Waffenschmiedes war der **Schwertfeger**. Dieser übernahm im Grunde die Endmontage verschiedenster Klingen, darunter auch Schwerter, Degen, Säbel und Dolche. Ursprünglich hatte dieser die Aufgabe, nach dem Waffenschmied, die Klinge des Schwertes zu Schleifen (Schleifsteine, Pulver, Hölzer,...) und das ganze Werkstück zu polieren. Ab dem Mittelalter wurde das Handwerk des Schwertfegers immer mehr zu einer eigenen Zunft und unter der Bezeichnung Polierer oder Schleifer bekannt. Die Herstellung der Harnische fiel oft dem Waffenschmied zu, war aber eigentlich einem hoch spezialisierten Schmied, dem **Plattner**, vorbehalten. Der Harnisch oder auch Plattenpanzer (auch als Ritter-Rüstung bezeichnet), ist aber erst seit

¹ <http://www.hufschmiedeverband.at/wp/unsere-ziele/>

² <http://www.hufschmiedeverband.at/wp/unsere-ziele/>

dem 14. Jahrhundert bekannt. Wahrscheinlich übernahm vor der „Ritterzeit“ (ab dem 11. Jahrhundert, Blütezeit im 13. / 14. Jahrhundert) diese Aufgabe der Waffenschmied. Ab dem 16. Jahrhundert, mit den immer weniger verwendeten Rüstungen, ging die Plattner-Kunst im 17. Jahrhundert zu Ende. Die Herstellung einer Unterart der Plattenpanzer war der Kettenpanzer, auch unter Kettenhemd bekannt, und fiel dem sogenannten **Brünner** zu. **Messerschmiede** waren ebenso eine Art von Waffenschmieden und stellten, wie der Name schon sagt, Messer her, dies ist aber heute ein nahezu ausgestorbener Berufsstand. Er stellte neben Messern auch Klingen anderer Art her und hielt diese Instand. Die Berufsbezeichnung wird heute noch offiziell in Österreich geführt und beinhaltet eine 3-jährige Lehrzeit, wobei der Aufgabenbereich des Messerschmiedes um einiges erweitert wurde. Das Schleifen und Instandhalten neuerer Klingenwerkzeuge, wie Motorsägen(-ketten), Rasenmäher-Schneidwerke aber auch Wurstmaschinen der Nahrungsmittelindustrie zählen zu seinem Handwerk sowie Erneuerung von Messergriffen. Ergänzt wird das Handwerk heute durch Buchführung, Lagerhaltung, Ein- und Verkauf, stellen aber nach wie vor Rohlinge für alle Arten von Klingen her. Eine Unterart des Messerschmiedes war der **Langmesser-schmied**. Dieser hatte ebenso eine besondere Befähigung erworben und stellte Degen und Säbel ab der Barockzeit (ab dem 16. Jahrhundert) vor allem aber im 18. Jahrhundert (Spätbarock, Rokoko) her. Im 18. Jhd. stellten sie auch mit einer neu entwickelten Metall-Legierung die Schnallen für Patronentaschen her, was ihnen aber 1754 untersagt wurde, da dies dem „Gürtler-Gewerbe“ zufiel³.

Bogenschmiede sog. Bogner oder Armbruster stellten Bögen für Armbrüste her, wobei bis zum frühen Mittelalter hauptsächlich Horn- oder Holzbögen verwendet wurden. Der Bogner selbst, sozusagen der erste der Bögen auch aus Stahl bzw. Eisen herzustellen vermochte, wurde in weiterer Folge zu einem Spezialisten, dem Armbruster, der sich auf Armbrüste konzentrierte. Armbrüste waren zwar schon zuvor im chinesischen und griechischen Raum sowie im Römischen Reich bekannt, erfreuten sich aber ab der späten Gotik (Spätmittelalter um 1500) immer größerer Beliebtheit. Seit die Menschheit ab dem 7. Jahrhundert im byzantinischen Reich mit salpeterhaltigen Brandsätzen experimentierten und auch das chinesische Volk im 11. Jahrhundert die Wirkung solcher Brandsätze kannte, war der Weg zum Schwarzpulver und dem Luntenschloss (ab dem 15. Jahrhundert bis in das 17. Jahrhundert verwendet) nicht mehr weit. Aus dem Armbruster ging der noch bis heute beste-



Abbildung 30

Eine historische Abbildung einer Schmiede von Jost Amman aus dem 16. Jahrhundert.



Abbildung 31

Jost Amman zeigt in seinem Bild einen Kupferschmied (auch Pfannenschmied genannt) in seiner Schmiede bei der Arbeit. Er stellte neben Waren für den Hausbedarf auch Bleche für das Bauwesen her.

³ „Die frühneuzeitliche Residenz (16. bis 18. Jahrhundert)“, Peter Csendes, Ferdinand Opll, Karl Vocelka, 2003, S 182 unten



Abbildung 32

Der Zirkelschmied stellte Werkzeuge her und ist heute mit dem Beruf des Werkzeugmachers verwandt (von Jost Amman).



Abbildung 33

Der Plattner bei der Arbeit (von Jost Amman). Hauptsächlich stellte er Rüstungen und andere Panzerarten her.

hende **Büchsenmacher** hervor. Nebengewerbe wie der Pfeilschnitzer (auch Pfeilschmied zur Herstellung von Pfeilspitzen) und der **Spießmacher** waren ebenso darunter.

Bleeschmiede und ihre verschiedensten verwandten Berufszweige wie der Löffelschmied, der Pfannenschmied oder auch der Kupferschmied und Rotschmied (für das Treiben von Messing verantwortlich) waren vor allem in der Herstellung von Haushaltsgegenständen gewandt, obwohl sie durchaus auch andere Produkte herstellten. Der **Kupferschmied** war auch als Kesselmacher bekannt und stellte neben den alltagsüblichen Haushaltswaren, wie Schüsseln und Löffeln, auch Bleche für Dachverkleidungen, Reliefs aber auch Statuen aus Kupfer her. Bauteileherstellungen aus Blech vielen oft dem sogenannten **Flaschner** zu. In der Kirche fand man überdies reichlich Verwendung für dickes Kupferblech und ließ den Kupferschmied Reliquienkreuze, Tabernakel oder Kelche herstellen und vergoldete diese anschließend.

Der **Zeugschmied** oder auch Werkzeugschmied (ebenfalls Zirkler, Zirkelschmied oder Kleinschmied) genannt, war wohl wie der Waffenschmied einer der wichtigsten Schmiede über Jahrhunderte. Er schmiedete Hacken und andere Spaltwerkzeuge und ist mit dem Hackenschmied sehr nah verwandt oder mit diesem gleichzustellen. Über die Bezeichnung der Zeugschmiede als **Hackenschmied** ist, obwohl ihrer häufig auftretenden Erscheinung in der Literatur, relativ wenig, oder zumindest nichts Genaueres bekannt. Sicher ist aber, dass viele Hammer- und Sensenwerke auf sie zurückzuführen sind und ihr Hauptprodukt mit großer Wahrscheinlichkeit die Hacke (Peil oder auch Axt) war. Nebenprodukte zur Bewirtschaftung der Felder, wie Schaufeln und Krampen, waren aber ebenso unter ihren hergestellten Produkten und stellten somit nachhaltig die Versorgung der Agrar- Forst- und Landwirtschaft mit Werkzeugen sicher. Heute ist dieser historische Schmied im Beruf des Werkzeugmachers oder eventuell auch des Schlossers wieder zu finden.

Dem **Bergschmied** kam besondere Bedeutung zu, vor allem seit man im großen Stil begann Erz und auch andere Metalle aus Bergbaugruben zu holen. Der Bergmann hatte zum Abbau des Materials Schlägel und Eisen bei sich, wohingegen er der allgemeinen Meinung nach, er mehr als nur ein Eisen bei sich hatte. Teilweise hatte ein Bergknappe, je nach Gestein und Härtegrad, bis zu 20 Bergeisen bei sich, die er nacheinander verwendete. Waren die Eisen stumpf wurde ein Neues verwendet. Bei hartem Gestein war ein Stollenvortrieb von manchmal nur zwei Zentimeter pro Arbeitsschicht (8-10 Stunden) möglich, bei weichem oder mit-

telharten Gestein auch 5-10 Zentimeter⁴. Vor jeder Schicht holte sich der Bergmann neue Eisen beim Bergschmied und gab diese nach seiner Schicht zur Neu-Schmiedung bei ihm wieder ab. Bergeisen waren somit Massenwaren und waren dem steten Kreislauf von Verschleiß und Instandsetzung unterworfen. Bergschmiede waren meist der Bergrichterbarkeit unterstellt, wodurch er besondere Pflichten aber auch Privilegien genoss. Unter anderem konnte er in manchen Bergbaugebieten auch Bier und Branntwein ausschenken, womit er zu einem Nahversorger der Bergleute wurde. Da es in weiterer Folge noch viele Schmiedegattungen gab, sollen einige nur noch kurz aggeführt sein:

- Nabingerschmied (er stellte Bohrer her),
- Nadler -und Nagelschmiede (Nagel- und Nadelherstellung),
- Feilhauer stellte wie der Name schon besagt Feilen (Raspeln) her,
- Sporer oder Spornmacher (Pferdebedarf: Steigbügel, Sporen,...),
- Wagner oder Stellmacher war im weiteren Sinne mit dem Schmiedehandwerk verbunden, da er für Kutschen das Rohgerüst fertigte und daher auf Schmiedearbeit angewiesen war, diese aber nicht unbedingt selbst vollzog, wozu auch der Radmacher zählte. Dessen Grundprodukt war zwar die Fertigung von Rädern aus Holz, aber auch er benötigte Eisenteile dafür, darunter für die Radnabe und gegen die Abnutzung des Rades auch einen Stahlreifen (Eisenbelag) auf das Rad aufzog.
- Kettenschmied (fertigte Ketten aus einzelnen Stahlgliedern),
- der Goldschmied (Schmuck, Gravierungen, Schweißen, Nieten, Hartlöten, Punzierungen,...), u.v.m.

Schlägel & Eisen

Schlägel und Eisen sind seit dem 16. Jahrhundert Symbol des Bergbaus und der damit einhergehenden Fachbereiche. Die beiden Werkzeuge sind in Form eines „Andreaskreuzes“ angeordnet, genau so wie sie ein Bergmann nach seiner Arbeit abgelegt.



Abbildung 34

Schlägel und Eisen nach DIN 21800 06/89 genormt.

INHALT

56 HAMMERWERKSAUFLIS-
TUNGEN

VERSCHIEDENE
SACHKUNDIGE

03

Hammerwerkauflistung verschiedener Sachkundiger

HÄMMER LT. FORCHER VON AINBACH¹ für die ehem. Bezirke Judenburg und Knittelfeld:

1. Wasserleith in St. Marein bei Knittelfeld, Hammerdorf, urkundlich schon 1140 erwähnt, Hinweise auf das 2. Jahrhundert nach Chr. durch Römische Straßenanlagen.
2. Ainbach-Hammer, Knittelfeld, Einmündung Sachendorferbach (Ingeringer Werkskanal) in die Mur. Erwähnung 3. Jahrhundert n. Chr., Urkundlich seit 1423.
3. Sachendorfer Hammer, urkundliche Erwähnung 1160 als Mühle, später 1495 als „Wällisch-Hammer“.
4. Paßhammer, mittelalterlich, urkundlich 1543. Paßhammer (gehört zur Gemeinde Pöls / Allerheiligen) ist ein Ortsteil bei Kumpitz.
5. Hammer am Hammerberg (Seckauer-Hammer in Graden 1, 8731 Gaal), errichtet 1585, zuerst Stift Seckau, später Radgemeinschaft Vordernberg (Radwerk-Community Vordernberg).
6. Hopfgarten bei Weißkirchen / Allersdorf, Sensenwerk, urkundlich 1651.
7. Wasserwerk im Möschitzgraben, Sensenwerk 1660.
8. Stegmüller im Möschitzgraben, Sensenwerk 1672.
9. Forcherwerk im Möschitzgraben, Sensenwerk 1672.
10. Forcherwerk in Rothenthurm, Sensenwerk 1677.
11. Zeilinger Hammer, Knittelfeld, Sensenwerk ab 1716.
12. Zeilinger Hammer, Eppenstein, Sensenwerk ab 1721.
13. Forcher Pfannhammer, Knittelfeld, Sensenwerk ab 1855.
14. Zeilinger Hammer, Schattenberg in Gaal, Sensenwerk ab 1850.
15. Forcher, Eppenstein, Sensenwerk ab 1860.

Judenburg

Judenburg hat ca. 10.000 Einwohner und war bis zum Jahr 2012 eigenständiger Bezirk. Heute gehört es zum Bezirk Murtal und kämpft besonders stark mit Schrumpfungprozessen hinsichtlich Abwanderung von Betrieben und der Bevölkerung. Besonderes Merkmal der Stadt ist die in großen Teilen erhaltene, mittelalterliche Stadtmauer. Die Geschichte der Stadt geht auf eine Burg „mercatum Judinburch“ aus dem 11. Jahrhundert zurück.

Knittelfeld

Knittelfeld ist die größte Stadt des Aichfeldes und somit auch des Bezirkes Murtal. Sie hat etwa 11.000 Einwohner, und ebenso wie Judenburg, einen mittelalterlich historisch wichtigen Stadtkern. Einkaufszentren außerhalb des innerstädtischen Bereiches sind siedlungspolitisch und raumordnungstechnisch große Probleme und stellen Verbesserungspotentiale für die Zukunft dar. Erstmals wurde die Stadt im Jahre 1224 erwähnt und war seit jeher Industriestadt.

Möschitzgraben

Der Möschitzgraben befindet sich in St. Peter ob Judenburg (westlich von Judenburg) und war für die Sensen- und Hammerindustrie ein wesentlicher Betriebsbestandteil über Jahrhunderte. Ein Hochwasser im Jahre 1902 zerstörte den Großteil dieser Industrien jedoch vorzeitig.

¹ „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, Forcher von Ainbach, 1907, S.85

Eppenstein bei Obdach

Eppenstein wird erstmals um 1482 als Mühldorf erwähnt und stellt heute eine Katastralgemeinde dar. Bereits im 15. Jahrhundert hatte Eppenstein zwei Hämmer, ergänzt durch die Kathaler Schmiede weiter im Süden gelegen. Markantester Punkt des Ortes ist die Burgruine Eppenstein, welche auf eine Holzburg aus dem 10. Jahrhundert zurück geht. Benannt ist sie nach dem Adelsgeschlecht der Eppensteiner, die jedoch nur bis 1122 existierten.

Obdach

Obdach geht auf das 12. Jahrhundert zurück und war seit jeher wichtiger Handelsplatz- und markt für die Verbindungsstraße über den „Obdacher Sattel“.

Weißkirchen in der Steiermark

Weißkirchen wurde 1453 zum Markt erhoben. Wichtige Adelsgeschlechter der Region, wie jene der Familie Thann, Liechtenstein oder Eppenstein beeinflussten die Entwicklung des Ortes.

HÄMMER LT. HELMUT LACKNER² für den ehemaligen Bezirk Judenburg:

1. Zeilinger Hammer, Eppenstein, urspr. Waffenschmiede, ab 1670/80 Sensen- und Hammerwerk, 1930 still gelegt.
2. Forcher Pfannhammer, urspr. Pfannhammer und Hackenschmied, um 1855 Sensenwerk, 1890 außer Betrieb.
3. Sensenwerk in Warbach bei Obdach, nach 1905 Hammerwerk.
4. Obdach, Stahl- und Hammerwerk, ab 1861/66 Sensenwerk und Gusstahlhütte, nach 1890 außer Betrieb.
5. Admontbichl bei Obdach, Eisen-Hammerwerk, um 1860 still gelegt.
6. Rötsch bei Obdach, ab 1650 Hammerwerk, bis 1930 in Betrieb.
7. Kathal (zw. Obdach und Eppenstein), Schmiede bis 1965, erster Besitzer Simon Schönbacher 1835.
8. Rothenthurm, Nagelschmiede und Drahtzug, ab 1677 Sensenwerk, 1878 mit Sichelwerk und Gusstahlfabrik k. k. priv. Fabrik, 1895 außer Betrieb, 1900 demoliert.
9. Passhammer, urspr. Hammerwerk, ab 1654 bis 1863 Sensenwerk, dann Blechwalzwerk (Gemeinde Pöls).
10. Hopfgarten (bei Weißkirchen), Sensenwerk seit 1630, ab 1857 außer Betrieb.
11. Möschitzgraben, Ebner-Hammer, urspr. Waffenschmiede, um 1660 Sensenwerk, seit 1784 mit Zerenfeuer (1826 in eigenem Gebäude), 1902 demoliert; mögliches Wasserwerk lt. Forcher von Ainbach.
12. Möschitzgraben, Stegmüllerhammer, Sensenwerk seit 1672, 1895 außer Betrieb, 1901 demoliert.
13. Möschitzgraben, Forcher-Hammer (= Forcherwerk lt. Ainbach), ursprünglich Hackenschmiede, ab 1671 Sensenwerk, 1900 demoliert.
14. Pöls, Stahl- und Hammerwerk, urk. 1491, ab 1853/54 Sensenwerk, 1922 still gelegt.
15. Pöls, Schmiede urk. 14. Jhd., um 1970 still gelegt.

2 „Kohle Eisen Stahl“, Helmut Lackner

16. Möderbrugg, Sensenwerk seit 1675, 1969 still gelegt und demoliert.
17. Möderbrugg, Stahl- und Hammerwerk, 1782 Sensenwerk mit Zerrenfeuer (1840 in eigenem Gebäude), Frischfeuer 1890 still gelegt, später Schmiede, heute Autoreparaturwerkstatt.
18. Möderbrugg, Eisen- und Stahlhammerwerk, Blechwalzwerk, um 1880 still gelegt.
19. Unzmarkt - Frauenburg, Eisenhammerwerk seit dem 16. Jhd. bis 1877/79, dann Puddel- und Walzwerk
20. Unterzeiring, Eisenhammerwerk von 1783 bis ca. 1900.
21. Oberzeiring, Zeug- und Hackenschmiede, 1857-1867 Besitzer Josef Prandstetter
22. Judenburg, Kupferschmiede seit dem 15. Jhd., sowie Eisen-Hammerwerk seit dem 17. Jhd., 1899 / 1900 still gelegt.
23. Furth bei St. Peter ob Judenburg, Schmiede seit dem 16. Jhd. erster Besitzer Johann Pachernegg 1847.

HÄMMER LT. FRANZ SCHRÖCKENFUX *für den ehemaligen Bezirk Judenburg und Knittelfeld³:*

1. Der Vordere Sensenhammer.
2. Der Hintere Sensenhammer.
3. Der Stögmüller-Hammer.
4. Der Sensenhammer in Rothenthurm (bei St. Peter ob Judenburg).
5. Der Sensenhammer in Möderbrugg-St. Oswald.
6. Das Hammer- und Sensenwerk in Pöls.
7. Das Sensenwerk „Passhammer“ bei Judenburg (auch „Paßhammer“).
8. Sensenschmiede in Wasserleith in St. Marein bei Knittelfeld (am Feistritzbach gelegen).
9. Das Hammerwerk in Obdach.
10. Die Sensenschmiede in Warbach bei Obdach.
11. Hammer in Eppenstein (Hackenschmiede Eppenstein und Pfannhammer Knittelfeld).

Pöls

Die Marktgemeinde Pöls besteht erst seit dem Jahr 2004, blickt aber auf eine reiche geschichtliche Vergangenheit zurück, welche mit der Besiedelung der Slawen ab dem 6. Jahrhundert beginnt, wobei Eisensfunde auf frühere Siedlungen hinweisen. Der Dörflinger Hammer und die daraus entstandene Pölser Papierfabrik, sind neben der Burgruine Reifenstein, die wichtigsten historischen Zeugnisse des Ortes.

Ober- Unterzeiring

Oberzeiring wurde vorwiegend durch seinen bis auf das 13. Jahrhundert zurückreichenden Silberbergbau bekannt, war aber bereits unter römischer Herrschaft durch die Straße „Via Norica“ bekannt. Wichtiger Ort an der Route war Unterzeiring, das sog. „Viscella“. Die Gewerkefamilie Neuper war ab dem 18. Jahrhundert die wichtigste und einflussreichste Familie der beiden Orte und verhalf diesen zu großem wirtschaftlichem Erfolg, vor allem durch den Bau mehrerer Hochöfen.

³ „Geschichten der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, Franz Schröckenfux, 1975

Möderbrugg - St. Oswald

St.- Oswald und Möderbrugg gehören mit der Gemeinde Unterzeiring zur gleichnamigen Gebietskörperschaft und besaßen in der Vergangenheit drei wichtige Hammerwerke, wovon heute noch Reste zeugen. Die Familien Kastner, Weinmeister, Horn und Herzog waren die erfolgreichsten in der Umgebung von Möderbrugg, besaßen aber auch weitere Werke im Aichfeld.

Gaal

Die Gaal geht auf die von Bischof Motestus gegründete Kirche, im Gaalgraben, im Jahre 760 zurück und wurde erstmals in einem Seckauer Urbar 1171 als solche bezeichnet. Schloss Wasserberg, der Ingeringsee aber auch Persönlichkeiten wie der Reimchronist Ottokar aus der Gaal geben heute noch Auskunft über die historische Bedeutung des Ortes. Der Ortsteil „Ingering II“ ist leicht mit dem Ortsteil „Ingering I“ in Spielberg bei Knittelfeld zu verwechseln und hat nur den Ingeringbach gemein.

12. Sensenschmiede in Eppenstein bei Weißkirchen.
13. Sensenschmiede in Hopfgarten bei Weißkirchen.
14. Sensenhammer in Knittelfeld (Zeilinger Werk).
15. Sensenhammer in Sachendorf bei Knittelfeld (Gemeinde Spielberg).
16. Sensenhammer in Schattenberg (Gaal).
17. Sensenhammer bei Schloss Wasserberg (Gaal).
18. Der Vollständigkeit wegen sollen noch zwei weitere Hämmer, die zur damaligen Innung Judenburg zählten, hier aufgelistet werden:
19. Sensenhammer in Mautern (Liesingtal).
20. Sensenhammer in Einöd (Friesach, heute Kärnten).

HÄMMER LT. HANS PIRCHEGGER UND RUDOLF TÖPFNER⁴ für das Viertel Murboden:

1. Sieben Werke Bei Murau und Oberwölz.
2. Fünf in der Nähe von Scheifling.
3. Sechs bei Obdach.
4. Zwei bei Knittelfeld (Ainbach-Hammer und Sachendorfer-Hammer).
5. Drei bei Seckau, wobei davon 2 auf die Gaal entfallen sein könnten.
6. Zwei Hämmer an der Pöls.

Insgesamt 32 Werke mit 48 Feuerstellen, davon 15 Welsche (auch Wälsche Hämmer genannt) Hämmer mit 30 Feuern, 5 Zerren-Hämmer mit 6 Feuern, 11 Streckhämmer und 1 Blechhammer. Sensenwerke waren lt. Pirchegger Hans elf vorhanden, sind aber nicht namentlich erwähnt!

⁴ „Eisen immerdar“, Pirchegger und Töpfer, 1951, S. 30

64

HANDWERKSZÜNFTEN

INHALT

HÄNDWERKS-
ZÜNFTEN

04

HANDWERKSZÜNFTEN

Handwerkszünfte über die Jahrhunderte¹

Das gesamte Handwerk spielte sich seit dem Mittelalter vor allem in den Städten und Märkten des Landes ab. Normalerweise waren die Handwerker auch in erster Linie in der Stadt oder dem Markt angestellt bzw. arbeiteten für diesen. Handwerker am Land, dem sogenannten „Gei“ waren nur wenige vorhanden, aber zumindest so viele, dass sie die Bevölkerung nachhaltig versorgen konnten. Im Grunde waren dies die ersten Nahversorger, da sie unter anderem Gegenstände des täglichen Gebrauchs herstellten. Darunter waren Gasthäuser, sog. „Tavernen“, Schmiede, Schuster, Weber und Schneider und vor allem aber die Müllner in ihren Mühlen. Grundsätzlich weiß man heute, dass ab dem 9. Jahrhundert in größeren Agglomerationen von Ortschaften eine Schmiede, ein Gasthaus und eine Mühle zum Grundinventar des Ortes zählten.

Das Leben des Handwerkers war in Zünften organisiert und geregelt. Dazu wurde nach demokratischem Prinzip meist jedes Jahr ein neuer Vorsteher der Zunft gewählt. Dieser sogenannte Zunftvorsteher oder auch „Zechmeister“ hatte noch einige Funktionäre als Unterstützer. Im Grunde die ersten Betriebsräte der Zeit. Das aller Wichtigste, ja sogar fast heilig anmutende, einer Zunft war die Zunftlade. Wie das Wort selbst schon vermuten lässt war dies eine Truhe, meist aus Holz gebaut, in der die wichtigsten Dokumente und auch Bargeld der Zunft aufgehoben wurden. Dazu zählten Handwerksordnungen, Protokolle, Bücher, Lehrlingslisten und Urkunden². Bargeld war insofern vorhanden, da jeder Meister Abgaben an die Zunftlade zahlen musste. Nahm er einen Lehrling auf, mussten beide einen Betrag entrichten und verpflichteten sich einerseits den Lehrling auszubilden und andererseits der Zunft die Ehre zu erweisen. Dies hieß unter anderem nicht schlecht oder abwertend gegenüber dem Meister oder dem Handwerk zu reden. Wer gegen diese oder andere Ordnungsregeln verstieß musste auch Strafgelder entrichten. Die Lade wurde bei den alljährlichen Versammlungen geöffnet, wobei jeder Funktionär anwesend zu sein hatte, außer dieser konnte eine entsprechende Entschuldigung vorbringen. Die Zunft war im Allgemeinen eine gute Sache und so etwas wie eine erste Sozialversicherung. Sie war in Krankheitsfällen für die Familie da, richtete Begräbnisse aus und war auch für Ausbildungen zuständig. Im Mittelalter waren die Zünfte wichtige Institutionen, die sich um das Wohl der Menschen kümmerten. Aufgrund der sehr starren Handwerksordnungen, welche in den selten-

„Taferne“

Der Begriff „Taferne“ oder auch „Taverne“ kommt aus dem Lateinischen und bedeutet soviel wie „Hütte, Laden oder Gasthaus“. Entgegen dem heutigen Gasthaus, in dem hauptsächlich die Verköstigung der Gäste eine Rolle spielt, war der Tafernwirt auch für die Unterkunft seiner Gäste verantwortlich, welche ihm eine Gegenleistung in Form von Bargeld oder eine handwerkliche Leistung dafür boten. Die Taferne unterlag dem sog. „Tafernrecht“ welche im wesentlichen der heutigen „Gaststättenkonzession“ entspricht.



Abbildung 35

Eine Zunfttruhe aus dem Jahre 1666. Den Symbolen nach dürfte es sich um eine Huf- und Wagnerzunfttruhe handeln.

¹ „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 436 ff

² „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 436



Abbildung 36

Zunfttruhen gab es auch außerhalb des eisenverarbeitenden Gewerbes. Die oben abgebildete Truhe stellte eine des Metzgergewerbes aus dem Jahre 1665 dar.

Kaiserin Maria Theresia (1717-1780)

Sie war mit Sicherheit eine der wichtigsten Monarchen der vergangenen Jahrhunderte und regierte von 1740 bis 1780. Sie kam aus dem Hause Habsburg und musste den Österreichischen Erbfolgekrieg von 1740-48 bestehen und verlor in Folge dessen Teile Schlesiens an Friedrich II. von Preußen. Sie förderte die Schulbildung durch Einführung der sog. „Trivialschulen“ und setzte mehrere Reformen um. Darunter auch die Einführung eines Katasterwesens und die Abschaffung vieler Zunftordnungen, da diese dem wirtschaftlichen Wachstum entgegenstanden.

sten Fällen adaptiert und dem Geist der Zeit angepasst wurden, waren sie dem wirtschaftlichen Leben in den folgenden Jahrhunderten hinterher. Wirtschaftlicher Erfolg wurde teilweise von den Zünften verhindert oder zumindest eingeschränkt³. Die Meisterschaft war durch alle Handwerke hindurch mit großem Ansehen verbunden. Ein Aufstieg vom Gesellen zum Meister war aber auch finanziell ein bevorzugtes Ziel. Grundsätzlich war die Meisterstelle aber nur vererblich und ein Geselle nur in seltenen Fällen dazu berufen. Eine Einheirat in die Familie war dazu nötig. Im Normalfall war das Erbe dazu notwendig und konnte daher nur vom Vater an den Sohn übergehen. Um in die Meisterschaft aufgenommen zu werden musste ein Meisterstück angefertigt werden, sowie die Meistergebühr erlegt werden. Eine Mahlzeit, das sog. Meistermahl, war ebenso zu reichen. Seit dem Mittelalter und den damit entstehenden Zünften war das Meisterrecht immer an eine Werkstatt und ein dazugehöriges Haus gebunden und konnte, wie bereits gesagt, nur durch Erbschaft erlangt werden.

Der Begriff des „Realgewerbes“ entstand in dieser Zeit, womit das haftende Recht des Meisters seine Zunft auszuüben, an einen bestimmten Ort bzw. Haus und Werkstatt gebunden war. Unter Maria Theresia wurde hierbei eine entscheidende Änderung vorgenommen. Es wurde das „Personalgewerbe“ eingeführt und erlaubte nun jedem, mit der nötigen Konzession, seinem Handwerk nachzugehen wo und wann auch immer er wollte. Das heißt, man war nicht mehr an Haus und Hof bzw. Werkstatt mit seinem Meisterrecht gebunden und konnte somit freie Marktwirtschaft betreiben. Eine Personalhandwerksbefugnis war dazu nötig und wurde vom Staat ab 1782 ausgestellt. Außerdem wäre hier noch die Einführung der „Polizeigewerbe“ und der Kommerz- und Manufakturgewerbe unter Maria Theresia zu nennen. Die Kommerz- und Manufakturgewerbe waren jene die hauptsächlich dem Exporthandel dienlich waren. Dazu zählten die Sensenschmiede, Zimmermeister, Weber, Färber und auch Hackenschmiede. Die Ersteren, die Polizeigewerbe, waren vor allem für den täglichen Bedarf zuständige Gewerke. Darunter fielen die Bäcker, Fleischer, Schuster und vergleichbare Dienstgeber. All diese Erneuerungen wurden unter Kaiser Franz I. zwar wieder abgeschafft, waren aber in der Gesellschaft bereits etabliert und mündeten schlussendlich in einer Gewerbefreiheit 1860, welche auf die Bauernbefreiung 1848 zurückzuführen ist. Vor allem aber die Befugnis des Personalgewerbes führte dazu, dass der Handel, vor allem der Eisenindustrie, eine konjunkturelle Blütezeit in den Folgejahren des 19. Jahrhunderts erlebte.

³ „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 437

te, wie die vielen Beispiele der Hammer- und Sensenwerke der Region im Folgenden beschreiben.

70

ZEITLICHE ABFOLGE

INHALT

CHRONOLOGIE

05

ZEITLICHE ABFOLGE

Chronologie der steirischen Hämmer und Sensenwerke sowie der Handwerkszünfte im Zusammenhang

- 1948 waren im Bezirk Judenburg 268 an gemeldete Gewerbe¹.
- 1938-1945 Zweiter Weltkrieg
- 1914-1918 Erster Weltkrieg
- 1908, vom 3. Februar bis 15. April, gab es einen Sensenarbeiterstreik in Österreich. Höhere Löhne, 14 Tage Kündigungsfrist und ein 10-Stunden-Arbeitstag wurden gefordert.
- 1893: Einstellung der Sensenwerke im Möschitzgraben.
- 1890: Gründung der „Vereinigten Sensenwerke AG“² und erstes Fließband in einem Gusseisenbetrieb³.
- 1862 waren im Bezirk Judenburg 1175 Gewerbe treibende tätig⁴.
- 1. Gewerbeordnung⁵ 1859.
- Zirka um 1850: ab Mitte des 19. Jahrhunderts Niedergang der Sensenindustrie in Form von Hammer schmieden, Aufkommen der Nachfolgebetriebe wie Puddel- und Walzwerke.
- 1848 Bauernbefreiung
- Ab 1849 letztes Aufblühen des Hammeradels in St. Peter ob Judenburg.
- 1845 Zunftordnung: Vier Innungen der Sensenwerke vorhanden - Rottenmann (7 Sensenhämmer) - Judenburg (12 Sensenhämmer) - Kindberg (14 Sensenhämmer) - Übelbach (7 Sensenhämmer).
- 1829: Gründung der Vordernberger Radwerkskommunität unter Erzherzog Johann (Rationalisierung: Zusammenlegung von 13 der 14 Radmeister zu einer Gesellschaft!).
- Um 1800: Entdeckung von Leichtmetallen Aluminium (1825), Titan (1791) und Magnesium (1808)⁶.
- 1782: Zählung der Sensenhämmer in der Steiermark

Gewerbeordnung

Die Gewerbeordnung ist heute ein Gesetz, das die Zugänge und Ausübung eines selbstständigen Gewerbes definiert und sowohl Restriktionen als auch Rechte und Empfehlungen kennt.

Vordernberger Radmeister-Kommunität

Die Kommunität wurde 1829 durch die Radmeister Vordernbergs gegründet. Aufgrund von Rationalisierungsmaßnahmen schlossen sich 13 der 14 Radmeister Vordernbergs zu einem Kartell zusammen. Die Bergrechtsanteile am Steir. Erzberg wurden somit zu einer Gesamtheit zusammengefasst.

1 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 445

2 <http://www.st-peter-judenburg.at/Orts-Chronik.159.0.html>

3 „5000, Jahre Gießen von Metallen“, H. Wübbenhorst und G. Engels, 1993, S. 30/31

4 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 444/445

5 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, S. 27 und <http://www.st-peter-judenburg.at/Orts-Chronik.159.0.html>

6 „5000, Jahre Gießen von Metallen“, H. Wübbenhorst und G. Engels, 1993

Radwerk

Ein „Radwerk“, oder auch „Blahwerk“ wurde seit dem Mittelalter zur Gewinnung von Eisen aus Eisenerz eingesetzt. Im Grunde war es ein Vorläufer der heutigen Hochöfen die im 18. Jahrhundert aufzukommen begannen. Blahwerk wurde es aufgrund des großen Blasebalgs genannt der das Feuer der Holzkohle schürte.

Radmeister

Der Radmeister war sozusagen der leitende Angestellte des Radwerkes und ist mit dem des Hammermeisters vergleichbar. Er hatte die Schürfrechte im Bergwerk inne und war Vorbereiter für das Hammerwerk.

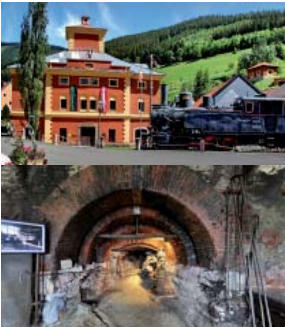


Abbildung 37 und 38

Das Radwerk Vordernberg von außen, sowie die Schmiede von innen.

insgesamt 170 Hämmer darunter 32 Sensenhämmer Sensen-Hämmer?! (Unterteilung in Viertel: Innerberg - Erzberg - St- Gallen 20 Hämmer, darunter 1 Sensenhammer in St. Gallen (Spitzenbachhammer), Vordernberg (Kammer-, Enns- und Paltental) 38 Hämmer darunter 6 Sensenhämmer, Viertel Murboden-Judenburg mit 40 Hämmer darunter 11 Sensenhämmer, Viertel Mürztal mit 32 Hämmer darunter 9 Sensenhämmer, Viertel Bruck an der Mur mit 40 Hämmer darunter 5 Sensenhämmer.

- 1768 Zählung der Sensenhämmer in der Steiermark⁸: Insgesamt 34 Sensenhämmer! (8 im Ennstal- und Paltental, 12 im Murtal (oberhalb von Bruck an der Mur), 9 im Mürztal, 2 im Übelbachgraben und 1 Hammer in Breitenau!)
- 1756-1763: Siebenjähriger Krieg (Preußen und Großbritannien gegen Habsburger, hl. Röm. Reich, Frankreich und Russland).
- 1752: Belastungsverordnung für Flöße.
- 1704: Bruderschaft (Zunft) der Flößer und Plättenfahrer südlich von Bruck an der Mur bis Graz⁹.
- Lt. Helmut Lackner in „Eisen-Kohle-Stahl“ sollen seit dem Ende des 17. Jhd. 9 Sensenwerke im ehem. Bezirk Judenburg bestanden haben.
- 1676 lt. Kirchdorf-Micheldorf Handwerk: zw. 1646 - 1676 sollen in der Steiermark 15 Sensenschmieden aufgekommen sein!
- Gewerbeverzeichnis Graz von 1670.
- 1660 ff. gab es die ersten Sensenwerke im Möschitzgraben¹⁰: 2 Sensenhammer in Möschitzgraben (Sonne, Feinsemmel), 1 Sensenhammer in Rothenthurm/Feistrizgraben (2 Kreuze links, rechts ein Halbmond)
- Judenburg 1651¹¹: Schmiede in Hopfgarten wird zu Sensenhammer (sog. Paßhammer früher W e l s c h - Hammer), 1672 Forcherwerk, 1677 Hammer in Rothenthurm (zuerst Harnisch-Polierwerk, dann Drahtzug, Nagelschmiede und Sensenhammer).
- 1618-1648: Dreißigjähriger Krieg (Habsburger und Spanier gegen Franzosen, Dänen, Schweden, Niederländer).

7 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 264/265

8 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 264 ff.

9 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 448

10 <http://www.st-peter-judenburg.at/Orts-Chronik.159.0.html>

11 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 264 oben

- März 1659: Neuerliche Bestätigung der Handwerksordnung der Zimmerleute für Knittelfeld.
- 1630 gab es 13 Bruderschaften in Judenburg (darunter Fischer, Müller, Leinweber, Zimmerer, Maurer, Hufschmiede, Hacken- und Sensenschmiede, Schwarzfärber, Lederer, Schuhmacher, Fleischhacker, Schneider, Bäcker und Lebzelter)¹².
- 28. November 1625: Bestätigung der Zimmerer-Handwerksordnung.
- 30. April 1625: Erlassung der Handwerksordnung für das Leiner-Gewerbe.
- 1625: Gründung der Innerberger Hauptgewerkschaft (Vorläufer der Österreichisch-Alpine Montangesellschaft, auch ÖAMG genannt, Erhalt bis 1881) unter Kaiser Ferdinand II. zu einer Vereinigung von 54 Werken. Grund: Da der Verdienst des Eisenwesens jener Zeit eher den Verlegern zu Gute kam als der Hammer- und Radmeistern, wurde eine Vereinigung geschaffen, die die Abhängigkeit, der zu Letzt genannten, von den Verlegern - die auch Vorfinanzierer waren zu verhindern.
- 2. Mai 1622: Bestätigung der Handwerksordnung der Schneider unter Erzherzog Leopold.
- Gewerbeverzeichnis Graz von 1617.
- 13. November 1610: Bestätigung der Handwerksordnung der Schneider von Knittelfeld.
- April 1607: Neufassung der Handwerksordnung der Lederer in Knittelfeld.
- 1607: Handwerksordnung der Knittelfeld Hafner (Übernahme der Ordnung aus Graz) und Bestätigung der Ordnung der Hammer- und Sensenschmiede.
- 13. Februar 1602: Handwerksordnung der Bäcker (Kontrakt mit insgesamt 18 Punkten!).
- 1601: Vidimation der Hutmacherordnung von 1599.
- Jänner 1599: Hutmacherordnung für die Steiermark mit Hauptlade (Hauptsitz) in Graz.
- 11. Jänner 1597: Leinweberordnung für Seckau bestätigt durch Erzherzog Ferdinand II.
- 1568: Zusammenschluss der Tuchmacher von Knittelfeld und Seckau.
- Eisenordnung 1564: Von Erzherzog Karl I. von Innerösterreich (Unterscheidung von deutschen und un-

Innerberger Hauptgewerkschaft

Die Gewerkschaft bestand von 1625 bis 1881 und war ein Zusammenschluss verschiedenster Gewerke des Eisenwesens und hatte nichts mit einer eigentlichen Gewerkschaft zu tun. Mitglieder waren unter anderem Radmeister, Hammermeister und Hammerherren. Der Zusammenschluss erfolgte unter der Regentschaft von Kaiser Ferdinand II. und hatte 2.000 - 3.000 Angestellte im 17. Jahrhundert.

¹² „Topografie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 440 mittig

Lederer

Das Handwerk der Lederer war Nachfolgebetrieb der Lodenwalkerei oder auch Gerberei, da diese deren Produkte - meist Leder - zu leichten Rüstungsteilen, Taschen und dgl. weiter verarbeiteten.

„Vidimation“

Die „Vidimation“ bestätigt oder beglaubigt ein vorangegangenes rechtsgültiges Dokument und war bei Handwerksordnungen durchaus üblich.

Weber

Das Handwerk der Weber untergliederte sich in mehrere Spezialformen. Darunter die Leinweber, Tuchmacher oder auch Seidenweber. Ersterer war spezialisiert auf Leinenfasern, welche aus Flachs gewonnen wurden. Bettwäsche und dgl. war deren Hauptprodukt. Der Tuchmacher hingegen stellte Produkte aus Wollgewebe (Schafwolle) her.

garischen Sensenknütteln).

- Handwerksverzeichnis Leoben 1550.
- 1530: Obdacher Mautordnung.
- Judenburg 1528¹³: 6 Hämmer, darunter ein Sensenhammer.
- 1527 Erste allgemeine Handwerksordnung für alle Gewerbe der Steiermark durch den Landesfürsten.
- 31. Mai 1513: Erste Tuchmacherordnung Knittelfelds.
- Kaiser Maximilian I. erlaubt Bruck a. d. Mur Werkstätten für Schmiede im Jahre 1503.
- Ab 1500: Eisenverarbeitung und Hämmer im Feistritzgraben und im Möschitzgraben¹⁴.
- Um 1500: Erstmalige Zinkgewinnung in Indien.
- 1496: Bruderschaftsbrief Murau.
- 26. Juni 1464: Zimmerleute Knittelfelds übernehmen die Handwerksordnung der Grazer Zimmerleute.
- 14. September 1458: Zusammenschluss der Sensen und Hackenschmiede und Drahtzieher von Knittelfeld. Bestätigt am 2. Dezember 1458 durch Kaiser Friedrich am 2. Dezember, 1607 und 1677 sowie 1684 wieder durch Kaiser Leopold¹⁵.
- 1458: Handwerksordnung der Lederer.
- 1453: Marktrecht für Weißkirchen in der Obersteiermark.
- 14. Jahrhundert: Erste Floßmeisterzunft in Bruck an der Mur¹⁶
- 1346: Allgemeine Ordnung des Müllergewerbes für die gesamte Steiermark.
- Ab 1500: Aufkommen der Sensen- und Hammerwerke in der Region Aichfeld-Murboden.
- Ab 1400: Ausbau der Eisenverarbeitung- und Gewinnung, Schmieden.
- Um 1300: Erste Stücköfen, auch Wolfsöfen genannt (Vorläufer der ab dem 17. Jahrhundert aufkommen den Hochöfen der heutigen Zeit, bis zum 13. Jahrhundert waren hauptsächlich Rennöfen in Verwendung), wasserbetriebene Gebläsebalge.
- Um 900 n. Chr.: Beginn des frühen Mittelalters, Kul-

13 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 263 unten

14 <http://www.st-peter-judenburg.at/Orts-Chronik.159.0.html>

15 „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Lois Hammer, 1959, S. 345

16 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 448 oben

turgruppen der Merowinger, Sachsen, Karolinger und Franken.

- 600-800 n. Chr.: Besiedelung des Aichfeld-Murbodens (Gebiet der heutigen Steiermark) durch Bayern und Slawen.
- 747 n. Chr.: Buddha-Statue aus einer Arsen-Zinn-Bronzelegierung in Japan¹⁷.
- 400/500 n. Chr. (Beginn bereits 1500 v. Chr.): Völkerwanderungen der Germanen, Kelten; 397 n. Chr. Teilung des Röm. Reiches.
- Um Christi Geburt: Ausbreitung der Metallindustrie, Manufakturen, Verhüttungsanlagen im antiken Rom (200 n. Chr.), römische Kaiserära beginnt¹⁸, Messinglegierungen zum Schmieden und Gießen vorhanden¹⁹. Fertigung von Waffen, Schmuck und Werkzeugen aus Eisen wird forciert.
- 150-50. v. Chr.: Keltische Münzprägezeit, jüngere Eisenzeit, auch Lá-Tene-Zeit.
- 50. v. Chr.: Aus Messing gegossene Gefäße und Münzen im Römischen Reich²⁰.
- 500-450 v. Chr.: Ältere Eisenzeit, Hallstattzeit.
- 700-750 v. Chr.: Fürstengräber (Hügelgräber) Tumulus I-III am Falkenberg bei Judenburg aus dieser Zeit.
- 800-600 v. Chr.: Aus dieser Zeit stammen die gefundenen Artefakte durch Dr. Tiefengrabers Grabungen am Falkenberg bei Judenburg; Erste Verhüttung und Ursprung des Eisenwesens (Metallurgie) der Steiermark (und von Österreich) am Falkenberg nachgewiesen.
- Ab zirka 800 v. Chr.: jüngere Bronzezeit, Funde von Eisenartefakten im Gebiet des heutigen Europas. Ab 600. v. Chr. Eisenzeit auch im chinesischen Raum²¹.
- Um 1.200 v. Chr.: Ältere Bronzezeit, Metallguss, mykenische Kultur²².

Müller

„Müller“ wurden die Meister einer Mühle genannt. Neben dem hergestellten Mehl aus Getreide waren auch pflanzliche Öle oder Gewürze Absatzprodukte aus deren Fertigung. In deutschen Sprachraum hat sich der Begriff des Müllers als Familienname erhalten und ist besonders weit in Mitteleuropa verbreitet.



Abbildung 39

Ein sog. „Rennofen“ mit Rinne im Vordergrund und der Herdgrube im hinteren Bereich der Abbildung.

„Rennofen“

Die Rennöfen waren sozusagen die Vorläufer der modernen Hochöfen und wurden bereits vor 3.000 Jahren eingesetzt. Die Ausbeute an Eisen war besonders gering und betrug meist nur um die 50 % des zugeführten Erzes. Die Höhe der Anlage war aufgrund der Erbauung durch Steine und/oder Lehm nur gering und überschritt selten die zwei Meter Grenze.

17 „5000, Jahre Gießen von Metallen“, H. Wübbenhorst und G. Engels, 1993, S. 30 / 31

18 http://de.wikipedia.org/wiki/Metallurgie#Vom_Kupferbeil_bis_zur_Bronzezeit

19 „5000, Jahre Gießen von Metallen“, H. Wübbenhorst und G. Engels, 1993, S. 5 ff.

20 „5000, Jahre Gießen von Metallen“, wie zuvor...

21 http://de.wikipedia.org/wiki/Metallurgie#Vom_Kupferbeil_bis_zur_Bronzezeit

22 <http://www.rasanthaus.de/lehrer/sites/geschichte/stoneage.html>

La-Tène-Zeit

Die La-Tène-Epoche wird in die frühzeitliche Eisenzeit eingeordnet. Der Zeitraum wird mit etwa 500 bis 100 v. Chr. angegeben. Die sog. „Hallstattzeit“ ist zwischen 500 und 800 v. Chr. anberaumt. Wichtig ist Epoche aufgrund der Verbreitung in Mitteleuropa. Sie erstreckte sich von Frankreich bis Ungarn, wurde aber auch vom heutigen Italien aus beeinflusst. Kerngebiet war Süddeutschland und Österreich.

„Fürstengräber“

Der Begriff des Fürstengrabes wird heute hauptsächlich auf die keltische Kultur angewandt. Der Name Fürstengrab kommt von dem dem Stamm vorstehenden Anführer, der die Rolle eines Fürsten oder Häuptlings oder ev. Priesters hatte. Aufgrund der zahlreichen Grabbeigaben in verschiedensten Kulturen sind diese Gräber besonders wertvoll. Im Grunde waren die Gräber gebaute Grabhügel aus Stein und Holz, welche mit Erde überdeckt wurden und nur einen Eingang hatten.

- Ca. 1.500 v. Chr.: erste Eisenverhüttung in Vorderasien (Rennfeuer)²³.
- Um 1.700 bis ca. 800 v. Chr.: eigentliche Bronzezeit, Münzen, Werkzeuge, Kultwägen - darunter jener von Strettweg bei Judenburg (ca. 700 v. Chr.), etc.
- Um zirka 1.800 v. Chr.: Endneolithikum, jüngere Jungsteinzeit (Jungneolithikum), bereits Bronzeverarbeitung.
- 2.700 v. Chr.: Mittlere Jungsteinzeit (Mittleres Neolithikum), auch Kupfersteinzeit (Kupferzeit, Chalkolithikum, Äneolithikum), erste Kupferverarbeitung im asiatischen Raum, Erfindung des Rades, Keilschrift, Himmelscheibe von Nebra (ev. Datierung von 3.600 - 4.100 v. Chr., Naumburg), Verhüttung von Zinnerzen (etwa 3.000 v. Chr.)²⁴. 3.500 v. Chr.: Kupfererze und Kupfermischerze verhütten, gießen und schmieden, sowie 3.000 v. Chr. Zinnerzverarbeitung²⁵.
- 4.000 v. Chr.: Altneolithikum (Ältere Jungsteinzeit), Dolche und Beile aus Kupfer, Goldschmuck, Eisengegenstände, Verhüttung von Bleierzen.
- Um 4.200 v. Chr.: erste Kupferverarbeitung, Megalithgräber.
- 5.500-3.900 v. Chr.: Sesshaftwerdung von Menschen im Gebiet des heutigen Aichfeldes.
- Um 5.500 v. Chr.: Mesolithikum (Mittelsteinzeit), Pfeil und Bogen, Werkzeuge aus Stein, Brennen von Ton (Lehm), Goldschmelzung, Goldgießung und Goldschmiedung durch vorderasiatische Völker²⁶.
- 6.000 v. Chr.: In Vorderasien sind Feuerungen zum Brennen von Ton bekannt²⁷.
- 8.000 v. Chr.: Neolithische Revolution, erste Erkenntnisse in der Verarbeitung von Eisen, Metallschmuck und erste Bearbeitung von Metallen (Meteoriteneisen).
- 9.500 v. Chr.: Endpaläolithikum.
- 10.000 v. Chr.: Jungpaläolithikum (Jüngere Altstein-

23 http://www.uni-saarland.de/fileadmin/user_upload/Campus/Forschung/forschungsmagazin/2001/1/Hirt.pdf und „5000. Jahre Gießen von Metallen“, H. Wübbenhorst und G. Engels, 1993, S. 30 / 31

24 „5000. Jahre Gießen von Metallen“, H. Wübbenhorst und G. Engels, 1993, S. 5 ff.

25 „5000. Jahre Gießen von Metallen“, H. Wübbenhorst und G. Engels, 1993, S. 5 ff.

26 „5000. Jahre Gießen von Metallen“, H. Wübbenhorst und G. Engels, 1993, S. 5 ff.

27 „5000. Jahre Gießen von Metallen“, H. Wübbenhorst und G. Engels, 1993, S. 197 ff.

zeit), Schmuck, Werkzeuge, Höhlenmalereien (Höhle von Lascaux, Malereien von in etwa von 17.000-5.000 vor Christus), Ende der Eisenzeit.

- 40.000 v. Chr.: Mittelpaläolithikum (Mittlere Altsteinzeit), Grabbeigaben schon vorhanden, Knochensplitter als Werkzeug und Speerspitze.
- 200.000 v. Chr.: Altpaläolithikum (Ältere Altsteinzeit), Eisenzeiten, Warmzeiten im Wechsel, Neandertaler, Homo sapiens.
- 500.000 v. Chr.: Homo erectus

„Homo erectus“

Die Bezeichnung „Homo erectus“ beschreibt eine frühzeitliche Form des Menschen der pleistozänen Zeit (bis zu 2.5 Mio. Jahre zurückreichend). Er dürfte vermutlich der Vorgänger des Neandertalers („Homo neanderthalensis“) gewesen sein.

Der heutige Mensch ist als „homo sapiens“ bekannt und blickt auf eine 200.000-jährige Geschichte zurück.



Abbildung 40

Beispiel für ein besonders großes keltisches Hügelgrab im deutschen Hochdorf, Bundesland Baden-Württemberg, Grabung 1978/79.



Abbildung 41

Schnitt durch ein keltisches Hügelgrab mit Grabkammer im Zentrum, Riedenburg, Bayern (Deutschland).

INHALT

80 EISENGEWINNUNG UND
-VERWERTUNG

EISENGEWINNUNG

06

Eisengewinnung und -verwertung

Grundlage jeder Sensenherstellung war natürlich das Eisen. Es wurde in Gruben abgebaut und über Bergstollen Übertage befördert. Dort wurde es verladen und weitertransportiert um daraus das so beliebte Eisenerz zu gewinnen. In den sogenannten „Blahhäusern“ erfolgte der Schmelzvorgang. Ab ca. dem 15. Jahrhundert nannte man die Blahhäuser dann „Radwerke“, da sie meist von Wasserrädern angetrieben wurden. Ab etwa dem 18. Jahrhundert wurde aus den Radmeistereien, durch immer mehr Nachfragen und schnellere Fertigungsprozesse, der „Hochofen“. Dieser stellt auch heute noch das herkömmliche Verfahren zur Erzgewinnung dar. Heute wird im ersten Arbeitsschritt Roheisen mit Hilfe von Koks erzeugt. Im Gegensatz zur frühen Erzherstellung werden heute genormte Eisen- oder Erzpellets erzeugt. Wobei zuvor das Roherz aus dem Stollen in Mühlen zerkleinert und sortiert wird und in weiterer Folge durch Flotation oder Magnetscheidung¹ eine schon sehr hohe Erzkonzentration vorhanden ist. Die daraus gewonnenen Pellets werden für den Hochofenprozess verwendet. Dabei wird dem Eisenerz Sauerstoff durch Kohlenstoff und Kohlenmonoxid entzogen, wodurch kein reines Eisen sondern das sogenannte „Roheisen“ entsteht. Durch das sog. „Aufblasen“ mit Sauerstoff wird dem Roheisen Kohlenstoff entzogen wodurch der flüssige Stahl entsteht. Je nach Einsatzgebiet und Kundenwunsch kann dieser als Legierung mit Silizium oder Aluminium versetzt werden. Dies beeinflusst den Stahl in Form von Rostbeständigkeit oder verändert dessen Fließgrenze, welche wiederum Aussage über die Tragfähigkeit bzw. Festigkeit des Stahls trifft.

Früher - vor allem eben im Hoch- und Spätmittelalter - war die Herstellung von schmiedbarem Stahl natürlich nicht so aufwendig und durchdacht. Das Roheisen aus den Blahhäusern / Radwerken war natürlich noch kein schmiedefähiges Eisen und wurde vor allem erst in späteren Jahren noch einem weiteren Prozess unterzogen. Vorerst aber wurde das Roheisen direkt mit Kalthämmern, zum Beispiel Streckhämmern, der „Maß-Stahl“ erzeugt. Deshalb so genannt weil dieser ein gewisses Maß in Form eines „Stucks“ hatte. Der jüngere Prozess glich im Wesentlichen den modernen Verfahren. Die in den Hochöfen gewonnenen „Flossen“ (= Roheisen in bestimmter Form) wurden genauso einem Frischprozess unterzogen. Dies geschah im „Frischofen“ bzw. „Zerrenofen“ bei denen genauso der Kohlenstoffgehalt durch Sauerstoff entzogen wurde, woraus schlussendlich Stahl bzw. schmiedefähiges Eisen wurde. Im Grunde waren jene Werke die den Stahl bzw. das Weicheisen herstellten

Vorreiter des Hochofens

Im Hochofen wird Eisen aus Eisenerz geschmolzen, wobei eine Kohlenstoffreduktion angestrebt wird. Vorgänger war der sog. „Renofen“, der ab dem 13. Jahrhundert von Floß- und Stucköfen abgelöst wurde. Ab dem 18. Jahrhundert kamen durch den Engländer Abraham Darby I. die Hochöfen auf.



Abbildung 42

Die Erzpellets haben eine Größe von 1.0 - 2.0 cm und sind wichtig für die endgültige Qualität des Stahls.

„Frischen“

Als „Frischen“ des Eisens wird ein Vorgang zur Reduktion des Kohlenstoffgehaltes (Sprödkeitsreduktion) beschrieben und wurde etwa ab dem 14. Jahrhundert im sog. „Zerrenofen“ angewandt.

¹ http://de.wikipedia.org/wiki/Eisenerz#Aufbereitung_der_Eisenerze



Abbildung 43

Die Stahl Judenburg GmbH ist heute eines der größten Walzwerke der Region Aichfeld-Muruboden und bereits im 19. Jahrhundert gegründet worden. Produziert werden Kolbenstangen und Edelstahlwaren aller Art. Das heutige Werk geht auf das Jahr 1906 zurück.

als „Hämmer“ oder „Hammerwerke“ bezeichnet - meist nach dem Hammer der den Stahl in eine bestimmte Form oder Gestalt brachte. Die Hämmer erzeugten demnach nie fertig geschmiedete Waren und waren folglich „nur“ Zulieferer - Verleger genannt - der Schmieden. Diese brachten den Stahl dann in seine endgültige Form. Ob Waffe, Hufnagel oder Pfanne, Grundlage dafür waren die Hämmer die in der heutigen Zeit alle durch Walzwerke ersetzt wurden.

86

DIE SENSENGEWERKE

INHALT

SENSENGEWERKE

07

DIE SENSENGEWERKE

Die Sensengewerke

Unter den eisenverarbeitenden Betrieben haben sich infolge des 16. Jahrhunderts auch viele Schmiede- und Sensenwerke im Aichfeld nieder gelassen. Der Ursprung dieser Industriezweige liegt zwar in Vordernberg und ebenso in Innerberg, ist aber nicht mehr oder minder wichtig als im Bereich des Murbodens. Ursprünglich waren zwar die Strohmesser und wahrscheinlich auch Sichel, der Ursprung des Handwerks der Sensenherstellung. Im Laufe der Zeit entwickelte sich daraus aber ein spezialisiertes Handwerk, das großes Engagement und Geschicklichkeit der Schmiede erforderte. Erst seit dem 14. und 15. Jahrhundert ging man von den herkömmlichen Schmieden, den Faustschmieden, zur seriellen Produktion über. Wasserbetriebene Hämmer wurden so zum standardisierten Produktionsverfahren im Eisenwesen, das mehrere Produktionsphasen durchlief¹. Fausthämmer waren lange Zeit üblich, wodurch im Grunde ein Produktionszweig für vielerlei Produkte bestand. Erst ab dem späten 14. Jahrhundert splittete man - durch die Produktionserneuerung des wasserbetriebenen Hammers - das Eisenwesen in mehrere Gruppen auf. Die daraus entstehenden Spezialisierungsgruppen und die damit einhergehenden Spezialisten der Produktion - Schmiede in großer Zahl - waren Grundlage für die weitere Entwicklung der Handwerkszünfte und Innungen der Steiermark. Weiter folgende Regulierungen, meist aus Plagiatsgründen und Markenfälschungen in ganz Europa - vor allem aber im Deutschen Raum - machten Innungsbuchstaben, Doppeladler und Werkssiegel zum unerlässlichen Handwerkszeug. Wie auch in weiterer Folge öfters Erwähnung finden wird, waren dies Sensenknüttel das Rohprodukt jeder Sensenerzeugung. Daher waren sie auch Handelsgut und wurden ebenso exportiert wie alle anderen Schmiedeprodukte. Am Beginn des 16. Jahrhunderts in den 20er Jahren², waren sie Hauptexportprodukt des heimischen Marktes und ein sehr beliebtes Handelsgut. Da auch gute Gewinne damit zu erwirtschaften waren, gingen viele Schmiede auf den Verkauf dieser Güter über. Durch die Hochkonjunktur der Zeit im Eisenwesen, siedelten sich immer mehr Schmiede an, die die Sensenknüttel und andere Waren herstellten. Durch den hohen Exportanteil waren für die heimischen Schmiede die Knüttel mehr oder weniger Mangelware geworden und wurden daher in Folge wieder für den Eigenbedarf hergestellt. Was aber dazu führte, dass der Handel mit den Sen-

¹ „Heimat Eisenwurzten“, Resch, 1997, S. 88 ff

² „Die Selbstrepräsentation der steirischen Eisenindustrie durch die Architektur unter besonderer Berücksichtigung der ab dem 16. bis zum 19. Jahrhundert errichteten Wohnstätten von Radmeistern, Hammerherren und Eisenverlegern“, Dissertation, Jagersberger, S. 43/44

Innerberg

Innerberg war der einstige Name der Stadt Eisenerz und wird bereits ab dem 13. Jahrhundert verwendet. Heute gehört Eisenerz zum politischen Bezirk Leoben.

Vordernberg

Vordernberg ist eine Gemeinde am Präbichl, im Bezirk Leoben und wie der Name schon sagt, vor dem Erzberg angesiedelt. Von Vordernberg aus, das auch einige Radwerke hatte, wurde die Steiermark und auch das obere Murtal mit Eisen versorgt.

Die Sichel

Die Sichel ist in vielerlei Hinsicht von Bedeutung. Sie wurde bereits im alten Ägypten einerseits als Arbeitsutensil genutzt, war aber andererseits auch noch Insignie des Königs (Pharaos) und symbolisierte seine Macht. Diesbzgl. war die Sichel auch als Krummschwert („Chespesch“) bekannt und wurde aus der ägyptischen Mythologie abgeleitet. Ab der Neuzeit war die Sichel zusammen mit dem Hammer auch Symbol der landwirtschaftlichen Arbeit, sowie Industrie, und war in vielen kommunistischen Staaten auf der Staatsflagge abgebildet.



Abbildung 44

Vorderer Teil einer ägyptischen „Chepesch“ aus Siche (Nablus), datiert mit 1.750 v. Chr.



Abbildung 45

Die landwirtschaftliche Sichel, welche hauptsächlich zum Schneiden von Gras und Getreide verwendet wurde, wurde vor allem in der ehemaligen Sowjetunion (Russland) gebraucht.



Abbildung 46

Hammer & Sichel: Das Symbol für Landwirtschaft und Industrie.

senknütteln bzw. der Export dieser eingeschränkt wurde, da ja ohnedies jede Schmiede sich seine eigenen Knüttel fertigte. Den arbeitsteiligen Produktionsbedingungen in den Hämmern setzte eine klare Hierarchie der Arbeiter voraus, ohne welche solch hohe Produktionsleistungen - vor allem im 18. Jahrhundert - kaum möglich gewesen wären. Vorsteher sozusagen und Produktionsleiter oder auch Werksleiter war der Hammermeister bzw. Schmiedemeister. Er leitete vor allem den Betrieb und war für Produktionsabläufe, Qualitätssicherung und Arbeitsteilung verantwortlich. Gleich darauffolgend war der Schmied am Zain-Hammer in der Rangordnung angesiedelt., dann der Essmeister und der Abrichter. Der Meister wird auch meist Hammerherr genannt, da wie der Name bereits sagt, der Herr des Hammers und auch Eigentümer des Selben sein konnte. Grundherrschaftliche Hämmer waren zu Beginn des 16. Jahrhunderts zwar noch die Regel und wurden an einen Meister im Grunde verpachtet, wurden dann aber vor allem im 19. Jahrhundert zum Eigentum dieser. Die Bauernbefreiung war dafür sicher ausschlaggebende Zensur. Der Essmeister war direkt dem Hammermeister unterstellt und war auch dem gesellschaftlichen Ansehen nach keineswegs dem Hammerherr um vieles nachgestellt. Er wurde mit den Berufsjahren und entsprechendem Erfolg auch immer ansehnlicher und auch im Hause des Hammerherren verköstigt. Weitere Arbeitskräfte, wie die sog. Wochenknechte, Lehrlinge und Hammerer, aber auch Heizer und Beschneider, waren in der Hierarchie darunter angesiedelt. Weitere Dienstnehmer, wie Auswascher, Sensenträger, Kohlenträger, Wassergeber, Feuerhüter und dgl. waren meist keine eigenen Berufe und waren Teil der Arbeit anderer Handwerker im Betrieb. Deren Löhne waren ebenfalls von geringerem Ausmaß. Grundsätzlich wurden die Arbeiter alle mit Essen des Hauses versorgt. Dies war jedoch bereits ein Teil des Lohns, wodurch das reine Bargeld am Ende des Monats relativ gering ausfiel. Dadurch, dass zum Hammerherrenbesitz auch eine Landwirtschaft und teilweise auch Almen und Huben gehörten (siehe dazu den Schattenberger Hammer der Familie Zeilinger in Gaal in den folgenden Kapiteln), war dies für die Herren meist ein gutes Geschäft und lohnte sich durchwegs. Je nachdem wie viele agrar- und landwirtschaftliche Eigenprodukte hergestellt werden konnten, war die Verköstigung zwar nicht günstig, aber durchaus rentabel für den Hammerherren. Ebenso wurde den Arbeitern meist eine Unterkunft in eigenen Arbeiterwohnhäusern geboten. Der Hammerherr war aber der einzige der die Repräsentation nach außen übernahm³. In den seltensten Fällen übernahm dies der Essmeister, jedoch nur dann, wenn der Hammerherr selbst nicht mehr im

3 „Heimat Eisenwurzten“, Resch, 1997, S. 93

Werk arbeitete oder dieser verhindert war.

Zünfte waren indessen eine gute Absicherung für beide Seiten des Betriebes. Als erste Gewerkschaften stellten diese klare Regeln auf und legten auch fest wie viele Arbeiter angestellt werden durften und legten Qualitätskriterien und Preise der Produkte fest. Löhne des Tagwerks (tägliche Arbeitsleistung eines Arbeiters) wurden ebenso von den Zünften geregelt. Das Tagwerk selbst war im Grunde eine pro Stück Bezahlung, wobei der Arbeiter eine gewisse Anzahl an Werken am Tag schaffen musste. Meist wurden diese vom Werksmeister „angesprochen“ also aufgenommen und waren befristet angestellt. Man könnte diese Beschäftigungsverhältnis als ersten befristeten Arbeitsvertrag anerkennen. Für ein Jahr war der Arbeiter nun abgesichert und konnte seine Familie mit dem Lohn recht gut ernähren. Ob er aber im Folgejahr ebenso angestellt wurde überließ dem Meister. In den meisten Fällen war dies zwar der Fall, war jedoch von Arbeitsleistung und ökonomischen Faktoren des Betriebes abhängig. Großer Vorteil einer Anstellung war, dass der erste Monatslohn als Vorauszahlung getätigt wurde, und somit bei Anstellung gleich Bargeld zur Verfügung stand.

Bei den Knechten waren im Grunde drei „Kategorien“ zu unterscheiden⁴:

1. die bereits besprochenen Wochenknechte,
2. die Standknechte und
3. die Buben.

Die letzteren waren im Grunde freie Angestellte. Sie waren Hilfskräfte und wurden für verschiedenste Arbeiten herangezogen. Nach zwei bis drei Probejahren konnten sie neben den Arbeiten als Träger und Feuerhüter sozusagen aufsteigen und in den Berufsstand eintreten. Dazu mussten sie, ebenso wie die Lehrlinge, drei Lehrjahre absolvieren und wurden dann „freigesagt“, waren also mit der Lehre fertig. Aus jenen Buben wurden dann meist die ganzen Arbeiter des Werks gestellt. Beschneider, Abrichter und Polierer waren somit für den Fortbestand des Hammers bereits gesichert. Es war also durchwegs für den Hammerherren wichtig, Lehrlingsausbildung zu betreiben, da man sich so qualifizierte, bereits in den Betrieb eingearbeitete, Fachkräfte nicht erst suchen musste, obwohl immer eine rege Nachfrage nach Jobs herrschte. Ein Wochenknecht der angestellt wurde, konnte ebenso durch 3 weitere „Lehrjahre“ - obwohl dies keine direkte Lehre war - zum Standknecht aufsteigen. Standknechte konnten in Folge zu Essmeistern,

„Sensenknüttel“

Der Sensenknüttel stellte die Rohform einer Sense dar und war neben der Sense selbst Absatzprodukt vieler Schmieden.

⁴ „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, Franz Schröckenfux, 1975, S. 60 oben

Der Essmeister

Der Hammerschmied (Hammermeister) erzeugte in der Schmiede meist selbst die sog. „Sensenknüttel“ oder kaufte diese von den Radmeistern zu. Auf ihn folgte dann der Essmeister, der daraus die Sense mit seinen Angestellten fertigte.

„Lohn“

Der „Lohn“ als Begriff wurde in der Vergangenheit für die Entlohnung jeglicher Arbeit gegen regelmäßiges Geld herangezogen.

Heute wird zwischen „Lohn“ und „Gehalt“ (= Arbeitsentgelt) unterschieden, wobei der erstere Begriff für Arbeiter gilt, der letztere für Angestellte.

Heizern oder Abrichtern werden und hatten auch höhere Löhne zu erwarten. Lehrlinge hingegen mussten darum bitten eingestellt zu werden.

Die Verpflegung aller Bediensteten nahm einen besonderen Stellenwert ein. Unterschiede gab es trotzdem. Umso höher gestellt man war, umso besser war die Verköstigung. Standknechte konnten daher mit besserer Verpflegung rechnen als die normalen Wochenknechte und bekamen nahezu jeden Tag auch Fleischgerichte gereicht. Franz Schröckenfux beschreibt eine Verpflegung des 18. Jahrhunderts. Diese soll zeigen wie reichlich und welches Essen an Festtagen vorhanden war⁵:

1. Rindsuppe mit Brot
2. Rindfleisch mit Süßkren und Zimt
3. Gebratene Leber, rotes Kraut und Schweinskopf
4. Gschmittlsuppe aus Hühnerfüßen, Innereien und dgl.
5. Mehlkolch gesulzt mit Mehlbeeren
6. Kalbsbraten mit Krautsalat und Rettichsalat
7. Schweinsbraten mit Zwetschgen
8. Schmalzkoch oder Reis mit Weinbeeren
9. 2 Fleischknödel pro Person mit Suppe
10. Reissuppe
11. Guglhupf oder Krapfen als Nachspeise

An Festtagen wurde im Allgemeinen nicht gespart und auch viele Getränke von Wein über Bier gereicht. Zu Weihnachten und Ostern bekamen die Knechte auch noch Essen mit nach Hause. Darunter Brotlaibe, Kletzenbrot, Obst, Eier und Weihfleisch. Die Verpflegung war nicht immer so reichlich, aber durchwegs ausreichend. Die Ehefrau des Hammerherren war für die Ausrichtung solcher Mahle zuständig und war dadurch sehr gefordert. Schon früh erkannte man eben, dass eine gute Kost und Verpflegung in ausreichendem und gutem Maße die Arbeiter motivieren konnte und so zu einem guten Betriebsergebnis beitragen konnte. Auch wenn die Ehefrau des Herren dies alles nicht alleine machte, sondern auch Gehilfinnen zur Seite standen, war es doch eine beeindruckende Leistung von ihr und stand dem des Mannes um nichts nach.

⁵ „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, Franz Schröckenfux, 1975, S. 60 ff (Essensaufstellung und folgende Essensbeschreibungen)

„Ziel der Zunftpolitik war, das Erreichte und die Stabilität zu sichern und gemäß einer „moralischen Ökonomie“ den Zunftmitgliedern ein standesgemäßes Leben zu sichern.“⁶

Der Hammerherr war also nicht nur reiner Werksmeister, sondern bereits moderner Geschäftsmann. Unter anderem versuchte er nicht nur sein Personal selbst auszubilden, sondern auch zu behalten. Ein gewisser Lebensstandard war aber ebenso Teil des Konzepts und sollte eben durch Zunftordnungen einerseits geregelt, andererseits aber auch erhalten und verbessert werden. Eine nachhaltige Qualitätssicherung durch betriebseigenes Personal war somit möglich und machte die steirischen Sensen auch im Ausland sehr bekannt. Tiroler und Oberösterreichische Sensen waren genauso großes Exportgut und waren allseits beliebt. Nicht zuletzt wegen der gleichbleibenden und guten Qualität, was bestimmt auf die Ausbildungspolitik und die damit einhergehende Qualitätssicherung zurückzuführen ist, meist in großem Maße. Grundlegendes Problem der Zeit war aber eine Abwanderung an Betrieben und Fachpersonal. Nicht aus der Steiermark, aber vor allem aus Oberösterreich, rund um Kirchdorf - Micheldorf, in die Steiermark. Grund dafür war einerseits die Erschließung neuer Geschäftsfelder, andererseits die Erb- und Heiratspolitik innerhalb der Zunft. Auch wenn die zunftinterne Heirat, zum Beispiel eines Essmeisters mit der Tochter des Hammerherren vorkam, so war dies doch eher eine Ausnahme. Die Regel bestand jedoch in der Erbfolge. War eines Meisters Sohn aber bereits in einem gewissen Alter und übergab der Vater den Betrieb noch nicht, so versuchte dieser meist selbst etwas aufzubauen. Einheirat in andere Familiengeschlechter, oft verwitwete Frauen, waren dabei nicht selten. Viele oberösterreichische Sensenmacher kamen so auch in die Steiermark und besiedelten somit auch das Murtal.

Abwanderung war ebenso ein Problem, da jeder Hammer seine Geheimnisse barg. Folglich war eine Abwanderung auch mit dem Verrat an betriebsinternen Informationen nicht auszuschließen. Jeder Hammerherr war daher angehalten gute Löhne zu zahlen, Verpflegung in gutem und ausreichenden Maß zur Verfügung zu stellen, aber auch einen guten Umgangston mit den Arbeitern zu pflegen. Beispiele solcher Abwanderungen finden sich in der Region zahlreiche, wie die folgenden Kapitel auch zeigen werden. Eine Abwerbung der Essmeister war dabei sehr beliebt geworden und wurde nicht gerne gesehen. Die Zunftordnung

Kirchdorf - Micheldorf

Micheldorf befindet sich in Oberösterreich im Bezirk Kirchdorf an der Krems und war, parallel zur Steiermark, eines der wichtigsten Produktionszentren für die Sensenindustrie. Das Dorf ist ebenso keltischen Ursprungs und hat ab dem 14. Jahrhundert eine wirtschaftliche Hochkonjunktur durch die Sensenerzeugung erfahren.

1604 wurde die Kirchdorf - Micheldorfer Sensenschmiedezunft gegründet und führte zu erheblichem Wohlstand in der Region.

⁶ Zitat aus: „Die Selbstrepräsentation der steirischen Eisenindustrie durch die Architektur unter besonderer Berücksichtigung der ab dem 16. bis zum 19. Jahrhundert errichteten Wohnstätten von Radmeistern, Hammerherren und Eisenverlegern“, Dissertation, Jagersberger, S. 46

„Gulden“

Unter „Gulden“ versteht man mehrere Bezeichnungen. Vordergründig war damit eine Goldmünze später auch eine Silbermünze bezeichnet worden. Ebenso wurde ein Gulden als Recheneinheit verwendet. Die Abkürzung „fl.“ oder auch nur „f.“ steht dafür. Ein Gulden war je nach Jahrhundert und Land verschieden viel Wert. In Österreich-Ungarn war dieser im 19. Jahrhundert noch in 60 Kreuzer unterteilt. Ende des Jahrhunderts war durch die Umstellung auf den „Florin“ (Fl. ö. W.) ein Gulden 100 Kreuzer wert.

Wert des Gulden heute

Der Wert eines Gulden um 1800 lässt sich nur schwer einordnen und hochrechnen. Je nach Jahr und Währung, aber auch nach geschlossenen Münzverträgen und sog. „Berichtigungen“ (= Abwertung eines Gulden gegenüber des Gulden eines anderen Landes) war dieser verschieden viel wert. Ungefähr könnte man einen Gulden in der Österreichisch - ungarischen Doppelmonarchie um 1850 mit dem heutigen Wert von ca. 5-6 € vergleichen., differiert aber auch je nach Quellenlage.

verbot dies indessen sowieso. Seit 1807⁷ wurde ebenso durch eine kaiserliche Verordnung eine Abstrafung solcher Auswanderer und Auswanderungs-Agenten (Anwerber) vorgesehen und lautete wie folgt:

1. Wer die Auswanderungs-Agenten zur Anzeige bringt, erhält 100 fl.
2. Wer einen solchen Emissär wirklich ergreift, erhält 200 fl.
3. Wer einen auswandernden Schmied zur Anzeige bringt, erhält 25 fl.
4. Wer einen auswandernden Schmied wirklich ergreift, erhält 50 fl.

Es war also durchwegs lohnend eine Anzeige vorzubringen oder einen Denunzianten zu ergreifen und auszuliefern. Diesbezüglich und bezüglich solcher Anwerber gibt es einige Tatsachenberichte aus verschiedensten Jahrhunderten. Franz Schröckenfux zählt einige dieser auf, wovon ich ein Beispiel herausgreifen möchte:

1817 (zu Micheli) kamen nach Inzersdorf in Oberösterreich zum Zimmermeister Franz Schickengruber drei Männer um Mitternacht und begehrten Einlass in sein Haus. Natürlich gewährte er ihnen Einlass, da anderes unhöflich gewesen wäre und nicht seinem Stand entsprochen hätte. Seine Frau bereitete den Männern ein Essen zu und stellte auch Getränke bereit. Die Männer zahlten dafür und spielten auch mit Silberrollen um sich, was die Schickengrubers etwas nachdenklich und auch nervös machte, bis schließlich die Fakten auf den Tisch gelegt wurden. Die Männer kamen aus Moskau und suchten für die dort neu zu errichtenden Sensenwerke einen Zimmerermeister, der mit ihnen kommen und überdies bei der Beschaffung verschiedenster Dinge behilflich sein sollte. Dafür boten sie 500 fl., was im Verhältnis zu den oben genannten Zahlen doch erheblich viel Geld war. Da sich der Meister aber nicht erweichen ließ, kamen sie in Folge dessen noch einige Male und wiederholten das Angebot. Franz Schickengruber informierte im Folgejahr die Behörden und wollte dies eben zur Anzeige bringen. Die Anwerber tauchten jedoch nicht mehr auf und die Sache verlief im Sand.⁸

Die Sensengewerke hielten sich über die weiteren Jahrhunderte bis in das späte 19. Jahrhundert hinein. Der Nie-

⁷ „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, Franz Schröckenfux, 1975, S. 71

⁸ „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, Franz Schröckenfux, 1975, S. 71/72

dergang der Hammerwerke und Sensenschmieden dieser Zeit führte auch dazu, dass das Festessen und die patriarchalische Struktur in den Hammerwerksfamilien verloren ging. Arbeiter wurden selbstbestimmter und wussten wo ihre Rechte waren. Das Verhältnis zwischen Meister und Arbeitern wurde dadurch ebenso belastet wie das Familieninterne. Ökonomische Rezession und Aufkommen von Automatisierungstechniken trugen viel zum Niedergang der Hammerwerke bei und werden im Folgenden noch genauer geschildert.



Abbildung 46.1

Der Judenburger Gulden unter Herzog Albrecht II., Rudolf IV. und Albrecht III.

INHALT

- 96 HAMMERADEL UND DIE
SCHWARZEN GRAFEN

HAMMERADEL

08

HAMMERADEL UND DIE SCHWARZEN GRAFEN

Der Hammeradel und seine Schwarzen Grafen

Wie bereits in den Allgemeinen Grundlagen behandelt, bestand das Eisenwesen seit jeher aus drei Hauptgewerken¹:

- Der Radmeister, verantwortlich für Erzabbau, Beschaffung des selben und der Roheisenproduktion,
- der Hammerherr als verbreiter des Rohmaterials und Herr der Schmiede (meist auch Besitzer) und zu guter Letzt,
- der Verleger, der sowohl Händler als auch Geldgeber war und auch „Verleger“ genannt wurde.

Im Grunde sind alle drei zum sogenannten „Eisenadel“ zu zählen und wurden auch als solche angesehen. Sie waren zwar keine „echten“ Adeligen, wie Fürsten, Vögte, Herzöge oder der gleichen, hatten aber in der Gesellschaft ein nahezu gleich hohes Ansehen. In der arbeitenden Bevölkerung waren sie oft noch weit aus beliebter als etwaige Herzöge oder Barone, da auch sie zu arbeiten verstanden und den Arbeitern ihr gutes Geld brachten. Radmeister waren immer am Ursprung des Eisens zu suchen. Daher in unseren Breiten immer um Vordernberg und auch Innerberg (Eisenerz) ansässig. Die Hammerherren hingegen waren direkt an den Produktionsstätten ansässig und verteilten sich auf das ganze obere Murtal. Vor allem der Bereich um Judenburg war stark von Hammerherren beherrscht. Der Verleger war Händler und vertrieb das Roheisen, fertige Produkte waren aber auch unter den angebotenen Waren. Das „Maß“ oder die „Luppe“ waren dabei die maßgebenden Einheiten mit denen gehandelt wurde. Der Raum um Knittelfeld selbst war schon seit jeher bekannt für seine eisenverarbeitende Industrie. Der Beginn dieser „Eisenzeit“ geht teilweise in das 11. Jahrhundert zurück, hat aber definitiv im 16. Jahrhundert seinen Aufschwung erfahren und bis an das Ende des 19. Jahrhunderts gereicht. Wie schon gesagt waren die ersten Eisenwaren sicher keine Sensen. Eher haushaltsbezogene Produkte wie Pfannen, schmiedeeiserne Waren, wie Kronleuchter und Tore, waren zu dieser Zeit noch vordergründig wichtig. Löffel, Nägel, Pferdebedarf waren ebenso darunter und stellten für das tägliche Leben wichtige Hilfsmittel dar. Sensen kamen wie gesagt erst im 15. Jahrhundert häufiger auf und wurden erst ab dem 16. Jahrhundert industriell vertrieben. Waffen waren ein völlig eigens geschriebenes Kapitel der Geschichte und wurden ab dem Mittelalter bereits zahlreich gefertigt. Ab dem 12. Jahrhundert gab es eigens Waffenschmiede. Ab dem 14. Jahrhundert werden die Aufzeichnungen über diese Thematik häufiger und erwäh-

„Schwarzer Grafen“

Als „Schwarzer Adel“ oder auch „Schwarze Grafen“ wird der sog. „Hammeradel“ bezeichnet, der aus Rad- und Hammerherren bestanden ist. Er war nicht im eigentlichen Sinne ein Adel durch Erbfolge, sondern durch sein Ansehen in der Gesellschaft zu nahezu gleichem Rang gekommen. Finanziell war der ‘Schwarze Adel’ durchaus gleichgestellt mit echten Adeligen.

Das „Maß“

Als „Maß“ oder auch Maaß, Maaßen, Maasse, Maass geschrieben, wurde im Bergbau das Ausmaß eines Grubenfeldes einer Lagerstätte von Erzen bezeichnet. Heute gilt nach wie vor das sog. „Grubenmaß“. Je nach Bergbauregion waren die Maße aber verschieden. Für Österreich gilt heute nach dem Mineralstoffgesetz, dass die Fläche 4.80 Hektar beinhaltet, wobei die kürzeste Seite des Rechtecks mindestens 120 Meter sein muss. Die Tiefe der Grube ist nicht definiert.

Die „Luppe“

Als „Luppe“ werden bei der Stahlerzeugung durch den Hochofen alle Produkte bezeichnet, die in den Zwischenschritten der verschiedensten Verfahren vorkommen und sich noch in Bearbeitung befinden.

¹ „Adel und Eisenadel“, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 85

Der Eisenverleger

Der Eisenverleger war jener Händler der mit Eisen- und Stahlwaren aller Art handelte. Dazu zählte vorwiegend das Roheisen aber auch Sensenknüttel. Als Geldgeber war er natürlich in einer wichtigen Position innerhalb des Eisenwesens angesiedelt, gab Kredite, finanzierte Lieferungen oft im Voraus und hielt damit das Eisen-Geschäft am Laufen.

„Drosger“

Der „Drosger“, auch „Troßger“ bezeichnet, war ein vielseitig einsetzbarer Arbeiter im Eisengewerbe. Er verrichtete seine Arbeit am Hochofen, sammelte das Roheisen und stückelte es in Teile. Außerdem zerschlug er die Erzbrocken aus dem Bergstollen in kleinere, homogenere Stücke und befüllte damit den Ofen. Wobei letztere Aufgabe vor allem dem sog. „Gradler“ zufiel, der den Hochofen auch befeuerte, d. h. die Kohle nachfüllte.

„Kohlfrächter“

Der „Kohlfrächter“ wurde auch „Kohlführer“ oder „Holzkohlefuhrmann“ genannt. Er belieferte die Werke mit Holzkohle und sorgte rechtzeitig für Nachschub, hatte also eine besonders wichtige Rolle im Eisenwesen eingenommen.

nen Schmied als Zulieferer für Könige, Herzoge und andere Adelige. Für Knittelfelds ist diesbezüglich zu sagen, dass Armbrüste sich einer besonderen Beliebtheit erfreuten. Knittelfeld Armbrüste waren die ersten voll aus Eisen und deswegen so beliebt². Unter anderem wurden sie auch zum Exportgeschäft der Stadt und auch über die Mur verflößt. Sensen traten dagegen erst ab dem 16. Jahrhundert und vor allem in den folgenden Jahrhunderten auf. Egal aber um welches Eisenprodukt es sich handelte profitierte nicht nur der Hammeradel und die angestellten Arbeiter von den verkauften Waren. Der Staat hob Steuern ein und versuchte auch durch Zollgebühren und Mauten daran zu verdienen. In der Region wurde der Eisenadel auch als die „Eisenbarone“ bekannt und waren für die Entwicklung im Aichfeld maßgebend³. Hammerherren und Radgewerke waren die oberste Stufe der bürgerlichen Gesellschaft. Hervorgehend aus dem Hammermeister und dem Radmeister waren sie nicht mehr direkt im Betrieb tätig und überließen dies den zuvor genannten Herren. Die Frage nach Unterschied zwischen Hammerherr (Hammergewerke) und Radmeister (Radgewerke) ist schnell beantwortet. Der Radmeister hatte eine viel größere Arbeiterschaft aufzubieten. Darin begründet, dass er auch im Erzabbau beteiligt war und dafür meist mehr Leute beschäftigen musste als ein Hammerherr in einem oder mehreren Werken. An die 100 Personen waren dabei keine Seltenheit, wodurch der Radmeister oder -gewerke eigentlich der erste Großunternehmer gewesen sein durfte. Er beschäftigte unter anderem Häuer und Pocher im Bergbau, Sackzieher und Fuhrleute im Transportgewerbe aber auch Bläher, Müllner, Drosger, Kohlfrächter und Gradler im Hüttenwesen⁴. Weiters unterschied er sich darin, dass sein Absatzmarkt überregional, oft auch international, behaftet war. Der Hammerherr hingegen hatte eine deutlich kleinere Belegschaft aufzubieten. Um die 10 Personen waren pro Werk im Einsatz. Auch der Absatzmarkt war oft kleiner. Reine Sensenschmiede hingegen exportierten aber auch sehr stark in das Ausland. Die Warenmengen die verschoben wurden, waren aber definitiv geringer als jene der Radmeister oder -gewerke. Auch unter den Hammerherren gab es Spezialisten ihres Fachs. Sensenschmiede waren von anderen Schmieden, wie Hufschmieden und Waffenschmieden zu unterscheiden. Da nicht jeder Schmied ein Messer oder eine Sense herstellen konnte, waren diese auch innerhalb der Zunft der Schmiede durchaus hoch angesehen und oft mit Neid betrachtet worden. Der steirische Eisenadel, oder auch die Schwarzen Grafen, wie die Ade-

2 „Adel und Eisenadel“, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 86

3 „Adel und Eisenadel“, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 91

4 „Die Selbstrepräsentation der steirischen Eisenindustrie...“, Dissertation, Jagersberger, S. 34

ligen des Eisenwesens auch genannt wurden, waren sehr wohlhabend und kauften viele Besitzungen der Region auf, darunter auch Adelssitze. Die meisten Gebäude ließen sie aber selbst errichten, darunter die Hammerherrenhäuser, von denen heute noch viele existieren. Der richtige Adel war den Hammerherren aber eigentlich egal, auch wenn sie sich in ihn einkaufen konnten. Da sich die Hammerherren dem Adel als gleichgestellt ansahen, sah man keine Notwendigkeit dies zu tun. Forcher von Ainbach schreibt in seiner Abhandlung über „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“ darüber Folgendes:

„Der Hammerherr war gegen Leute, die nicht seiner Kaste waren, mögen sie noch so hoch gestellt gewesen sein, sehr reserviert und ablehnend.“⁵

Diese Meinung kam nicht von ungefähr und liegt im Aufschwung der wirtschaftlichen Leistung des Hammeradels im 16. Jahrhundert begründet. Aber nicht nur dies, auch Reformation, Humanismus und moderne Ideen der barocken Zeit, aber auch bereits der Renaissance, sowie die Zeit der Aufklärung und diverser neuer (humanistischer) Ansichten trugen wesentlich zum nahezu narzisstischen Selbstbild des Schwarzen Adels bei. Wahrscheinlich war aber gerade dieser Narzissmus ausschlaggebend für den beispiellosen Erfolg des Hammeradels. Trotz dem großen Reichtum und dem im Überfluss ablaufenden Lebensstil der Hammerfamilien, gab es auch Probleme, die keinen Hammerherren kalt ließen. Holz- und Holzkohlebedarf und die damit einhergehenden Waldflächen zur Rodung, waren Mangelware der Zeit. Vor allem als immer mehr Hämmer den Betrieb ab dem 16. Jahrhundert auf zu nehmen begannen. Beziehungen zu den Verlegern und oft horrenden Preise für Kohle waren ein tägliches Problem. Der eben angesprochene Lebensstil war umfangreich und ähnlich jenem der „echten“ Adligen und Herrschaftsgeschlechter. Neben dem Besitz von ein oder meist mehreren Hämmer, war es auch üblich sich ein Herrenhaus zu errichten. Als Repräsentationsbau sollte es nicht nur beeindrucken, sondern auch Familiensitz sein.

Prestige war ihnen also besonders wichtig und wurde nicht nur durch gute Arbeit und Besitzanhäufungen sichergestellt. Der Hammeradel verfügte als Erstes über ein bestimmtes Ausbildungssystem. Gute Schulen und Universitäten waren daher genauso wichtig. Radmeister und Hammerherren ließen ihre Söhne in den besten evangelischen Schulen und Universitäten ausbilden. Damals lagen diese in Wittenberg (von wo aus auch Martin Luther missionierte) und Tübingen in Deutschland⁶, und nicht wie heute im an-



Abbildung 46.2

Portrait von Franz Forcher von Ainbach. Datierung unbekannt.

Franz Forcher von Ainbach

Franz Forcher von Ainbach war Nachfahre der berühmten Eisengewerkefamilie Forcher von Ainbach (auch Einpach geschrieben) und verfasste um die Jahrhundertwende des 19. auf das 20. Jahrhundert eine Genealogie seiner Familie. In anderen Werken befasste er sich, im weiteren Sinne mit dem Eisenwesen, aber auch mit der Besiedelung des Murbodens.

⁵ Zitat aus: „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, Forcher von Ainbach, 1907, S.75

⁶ „Die Selbstrepräsentation der steirischen Eisenindustrie...“, Dissertation, Jagersberger, S. 34



Abbildung 47

So sah Innerberg bzw. Eisenerz um 1900 aus.



Abbildung 48

Vordernberg bei Leoben im Jahr 1870.

glikanischen Raum.

Die Zeit um die Reformation (ungefähr 1517-1648) ging auch in unseren Breiten nicht sang- und klanglos vorüber. Angeführt von Martin Luther spaltete sich das westliche Christentum in drei Glaubenskonfessionen auf. Darunter reformiert, katholisch und evangelisch. Die meisten Europäer waren im Grunde katholisch assoziiert und gingen ihrem Glauben nach. Erst durch den Einfluss Luthers ab 1517 änderte sich dies. Auch Hammer- und Radmeister blieben davon nicht unbeeindruckt und ließen sich bekehren. Der Eisenerzer Bezirk rund um Innerberg und Vordernberg schloss sich diesem Glauben sofort an. Somit auch die Hammerherren, Radmeister, deren Arbeiter und Lehrlinge. Im Jahre 1599 auf 1600 wurde von der Römisch-Katholischen Kirche mit der Gegenreformation begonnen. Protestantische Gebiete sollten wieder in das Territorium der Kirche fallen. So auch im Fall des Gebietes um Innerberg. Viele Hammerherren schienen sich aber bereits an den neuen Glauben - der ja nicht unbedingt all zu verschieden war - gewöhnt zu haben. Mit Waffengewalt wurden viele von ihnen zum „alten“ Glauben gezwungen oder vor die Wahl gestellt das Land zu verlassen. Viele der Hammerherren und Radmeister der Region gingen darauf aber nicht ein und nur wenige von ihnen wanderten aus. Die Jenen die gingen, zogen nach Deutschland in die zuvor genannten Städte, aber auch in das Rheinland und in die Oberpfalz⁷. Hammerherren taten sich diesbzgl. viel schwerer als ihre Gefolgsleute. So war es für einen Arbeiter umso leichter, da er ja weniger Besitz hatte. Ein Gewerke oder Meister hingegen war eng mit dem Umfeld verbunden, nicht zuletzt deshalb, weil der Besitz meist weitläufig war.

Die Gegenreformation war der Beginn einer ökonomisch schwierigen Zeit des Hammeradels. Der Prager Fenstersturz 1618 und der beginnende Dreißigjährige Krieg waren aber ebenso dafür verantwortlich. Die Hauptexportländer der Zeit, darunter Böhmen, Mähren und Schlesien, waren durch den Krieg abhanden gekommen. Produktionseinbußen waren die Folge. Weiters kamen noch Probleme wie der Staatsbankrott 1623 hinzu und verschlechterten die Entwertung des Geldes noch zusehends⁸. Innerberg und Umgebung standen kurz vor dem Zusammenbruch. 1625 griff jedoch der Staat ein und gründete die „Innerberger Hauptgewerkschaft“, wobei die Rekatholisierung der Region um diese Zeit herum bereits wieder abgeschlossen war. Die Gewerkschaft war dem staatlichen Kammergrafen unterstellt und war eine der ersten großen Erwerbsgesellschaften Europas. Vordernberg war in diesem Sinne nicht besser

⁷ „Eisen immerdar“, Pirchegger und Töpfer, 1951, S. 24

⁸ „Eisen immerdar“, Pirchegger und Töpfer, 1951, S. 24 ff

dran. Der Staat griff hier aber erst viel später ein und half damit über die schweren Zeiten. Zwar gab es bereits seit 1573 eine Zunftordnung für Vordernberg, jedoch war diese überholt. 1748 wurde sie reformiert, wobei der Eisenbezirk Vordernberg in Hammerviertel unterteilt wurde. Darunter zu zählen waren das Viertel Enns- Palten- und Liesingtal, das Murbodner Viertel, das Brucker Viertel und das Viertel Mürzthal. Insgesamt waren 1748 hundertsechundsiebzig-ein Halb (176,5) Hämmer eingeschrieben, 32 Werke davon im Murbodner Viertel. Ab da an ging es deutlich aufwärts. Die Leistungsfähigkeit durch klare Zuteilung an Rohstoffen und kleinere überschaubare Gebiete führten zu steigenden Produktionen. Der Absatz ging nach oben, Arbeiter wurden angestellt und das Rad begann von neuem zu laufen. Neue Errungenschaften und Verbesserungen im Transportwesen (Flößerei, Treppelwege, Holztrift, usw.) trugen wesentlich dazu bei. Der Hammeradel hatte sich erholt und konnte noch mehr als ein Jahrhundert Weltgeschichte schreiben. Wie bereits zuvor beschrieben war es dem Schwarzen Adel zwar nicht unbedingt wichtig ein „echter Adeliger“ zu werden. Dennoch hätten sie sich den Einkauf in den echten Adel durchaus leisten können, auch wenn dies nur von Zeit zu Zeit vorkam. Zu nennen wären darunter Hammermeister, Radmeister, Beamte der Innerberger Gewerkschaft, sowie Bergrichter, Obmänner, Verleger und Rechnungsführer. Die so genannte Nobilitierung war jener Prozess, bei dem man in den Adelsstand erhoben wurde. Grundsätzlich stand dies den meisten wohlhabenden Personen offen, eines war jedoch besonders wichtig: Man durfte nicht mehr selbst im Betrieb arbeiten und man musste neben dem Vermögen auch eine gewisse Dienstbarkeit dem Eisenwesen erwiesen haben, sprich einiges im Arbeitsleben in der Eisenindustrie geleistet haben⁹. Unterdessen war eine Erhebung zum Adligen nicht unbedingt erstrebenswert, da den Hammerherren und Radmeistern sehr viel Ansehen entgegengebracht wurde. Trotzdem konnte man nur so ein Wappen führen, was grundsätzlich nur richtigen Adligen zustand. Aus Prestigegründen taten dies daher einige Eisengewerbsinhaber. Alles in allem war es aber eine nicht unbedingt übliche Art. Nur Wenige ließen sich nobilitieren, da das Ansehen deshalb nicht unbedingt stärker wurde. Je nachdem welchem Gewerk im Eisenwesen jemand nachging, desto häufiger oder weniger oft wurde eine Nobilitierung erwähnt.

„Reformation“

Als Reformation wird im Allgemeinen die Reformierung der kirchlichen Struktur des 16. Jahrhunderts bezeichnet. Martin Luthers Thesen wurden ab 1517 verbreitet und endeten in der Spaltung der Römisch Katholischen Kirche in drei Glaubenskonfessionen 1648.

„Gegenreformation“

Die Gegenreformation war die Reaktion der Katholischen Kirche auf die Lehre bzw. Thesen von Martin Luther. Gewaltsames vorgehen, Kriege, Diplomatie aber auch Missionierung spielten dabei eine Rolle. Vor allem sollte dadurch der aufkommende Protestantismus zurückgedrängt werden. Der Begriff wurde im 18. und 19. Jahrhundert geprägt und beschreibt die Zeit des 16. Jahrhunderts aufwärts.

⁹ „Die Selbstrepräsentation der steirischen Eisenindustrie...“, Dissertation, Jagersberger, S. 35

„Nobilitierung“

Die „Nobilitierung“ wird auch „Standeserhebung“ oder „Adelung“ genannt und bezeichnet die Erhebung in den Adelsstand. Das Recht zu einer Nobilitierung erhält man durch die Erwägung einer Erhebung durch den Monarchen, meist Kaiser oder König, und ist demnach nur in einer Monarchie (ev. auch konstitutionellen Monarchie) möglich. Grundsätzlich unterscheidet man dabei zwischen „Personenadel“ (z. B. „Sir“) und „Erbadel“ („Graf“, „Herzog“, etc.). Erster Titel ist auf eine Person bezogen und nicht vererbbar, zweiter auch auf die Nachfolger übertragbar.

Reinhold Jagersberger erwähnt hierzu in seiner Doktorarbeit mehrere Erhebungen, die ich folgend kurz schildern möchte, um ein Verständnis dafür aufzubauen, wie wenig wichtig eine solche Ernennung im gesamten Eisenadel wohl war¹⁰:

Radmeistererhebungen von

- 1550 bis 1600 neun Radmeister.
- 1600 bis 1625 zehn Radmeister.
- 1625 bis 1650 drei Radmeister.
- Später zwischen einer und drei Erhebungen in den Adel pro 25 Jahren, wobei es dreimal keine Erhebung in den Adelsstand gab.

Hammergewerken-Erhebungen von

- 1600 bis 1625 sechs Hammergewerke,
- 1625 bis 1650 fünf Hammergewerke,
- 1650 bis 1675 drei Hammergewerke,
- später meist zwei Erhebungen in den Adel pro Vierteljahrhundert.

Sensengewerken-Erhebungen sind insgesamt nur vier bekannt, weil dieser Zweig der Eisenindustrie erst ab dem 17. Jahrhundert zu florieren begann:

- Thinn von Thinnfeld,
- Forcher von Ainbach 1877,
- Weinmeister 1885 und
- Foest von Monshoff 1899.

¹⁰ nachfolgende Punkte aus: „Die Selbstrepräsentation der steirischen Eisenindustrie...“, Dissertation, Jagersberger, S. 35

INHALT

106 SENSENHERSTELLUNG
UND ZEICHENPRÄGUNG

SENSEN-
HERSTELLUNG

09

Sensenherstellung und Zeichenprägung

„Der Arbeitsvorgang bei der Herstellung von Sensen setzte sich aus fünf einzelnen Gängen zusammen“.¹

Das Grundprodukt jeglicher Sensenherstellung waren entweder das Roheisen, der Mock oder andere Stahlsorten. Meist wurde jedoch Mock verwendet und im Garbfeuer zu flachen Schienen (heute Flacheisen) geschmiedet. Im Grunde war dies der erste Schritt der uns schon als der Begriff des „Frischens“ bekannt ist. Das Garbfeuer selbst wurde in der sogenannten Esse, meist der größten Feuerstelle in der Schmiede, geschürt. Der Begriff Mock geht auf den Begriff des Mockstahls zurück und meint Stahl der nach dem „Herdfrischen“ im Garbfeuer entstanden ist. Dieser Vorgang wurde zumindest einmal wiederholt und nach jedem Arbeitsgang in kaltem Wasser abgeschreckt und somit gehärtet, was wiederum als „Abschienen“ bezeichnet wird. Heute werden für diesen Schritt hauptsächlich Öle und Dispersionen verwendet, da so weniger Risse entstehen und ein sanfteres Abkühlen möglich ist. Das sogenannte Garben im Garbfeuer wurde meist den Lehrlingen überlassen, da es eine nicht allzu schwierige Aufgabe war. Man nahm dazu die sog. Garb (ca. 9 Schienen) mit der Garbzange auf, erhitze diese und formte sie unter dem Zainhammer zu einem Stück. Dadurch wurden kohlenstoffreiche und kohlenstoffarme Stahlsorten gemischt und ergaben so das Grundprodukt der Sensenherstellung. Das grundlegende Geheimnis jedes Hammermeisters liegt also im sogenannten Garben (Anzahl der Wiederholungen, Stahlsortengemisch, usw.) begründet. Der sog. Mock, aus dem das „Ruckeisen“ wurde, und der Stahl aus dem das „Schneideisen“ wurde, sind getrennt gearbt worden.

Im zweiten Schritt - dem sogenannten „Zainen“ wurden das Ruck- und Schneideisen miteinander verschweißt, wozu ein Spannring zum Zusammenhalten aufgebracht, das Stück in das Feuer gehalten und mit dem Zainhammer zusammengehämmert wurde. Entstanden ist in diesem Schritt die „Zain“ und war vorwiegend die Arbeit des Hammerschmiedes oder des Heizers.²

In einem weiteren Arbeitsschritt übernahmen dann der Essmeister und seine Gehilfen die Zain und schmiedeten sie unter dem Breitenhammer zur Grundform des Sensenblattes. Diese Arbeit war natürlich ebenso ausschlaggebend für die Sensenqualität, da die Führung unter dem Hammer, die Schlagkraft des Hammers, die Gleichmäßigkeit und Stärke des Blattes, von wesentlicher Bedeutung waren. Die daraus

Roheisen

Roheisen ist das Produkt das aus dem Hochofen bei Schmelzung des Eisenerzes übrig bleibt. Aufgrund des hohen Kohlenstoffgehaltes ist es aber weder schmiedbar noch schweißbar und muss daher weiteren Arbeitsschritten unterzogen werden.

Der „Mock“

Mockstahl ist durch „Frischen“ gewonnener Rohstahl und wird in Kurzform „Mock“ genannt.

Die „Zain“

Als „Zain“ bezeichnet man den stangen- oder barrenförmigen Rohling bei der Stahlerzeugung, der wiederum Ausgangsprodukt für weitere Stahlerzeugnisse ist.

1 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 267 ff

2 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 268-269

Abbildung 50

Ein „Breit(en)hammer“ wurde hauptsächlich zur Senenherstellung verwendet. Dieser hier im Bild ist im Freilichtmuseum Hagen (Nordrhein-Westfalen, Deutschland) ausgestellt.

**Abbildung 51**

Die „Hämme“, oder auch Hamme bezeichnet, ist der hintere Teil des Sensenblattes an dem der Stiel (meist aus Holz) befestigt wurde. Oft wurde auf ihr auch das Werksiegel eingepreßt oder zusätzliche Markierungen aufgebracht, wie z. B. der Doppeladler oder der In-nensbuchstabe.

Das „Warzenmachen“

Das sog. „Warzenmachen“ bezeichnet den Arbeitsvorgang der Fertigung der Warze und ist der vorspringende Teil der Hamme. Sie wurde vorwiegend in Handarbeit hergestellt.

entstandene „Breitsense“ war jedoch noch lange nicht fertig und musste noch weiter gehärtet werden.

Im vierten Schritt erhitze der „Abrichter“ die Sense erneut und schmiedete am Amboss die Sense zum nahezu fertigen Stück. Dies verlieh der Sense die geforderte Festigkeit und damit auch Beständigkeit über Jahre hinweg. Das Endprodukt des Abrichters wurde „Abrichtsense“ genannt.

Zur endgültigen Fertigstellung bedurfte es noch weiterer Schritte. Ersterer war das sog. „Märken“ bei dem die Sense ihre letzte Form erhielt. Sie wurde sozusagen noch zurecht geschnitten, ein Meisterzeichen auf die „Hamme“ (umgebogener Teil des Blattes zur Befestigung am Stiel) aufgebracht, ein weiteres Mal am „Ausmachfeuer“ gehärtet und schlussendlich noch blankgeschabt, geputzt und blau gefärbt.

Wenn man sich die ganzen Arbeitsschritte ansieht, kommt man durchwegs zum Schluss, dass die Sensenherstellung bestimmt ein komplizierter Prozess war. Jede Schmiede bzw. jeder Hammer hatte seine Geheimnisse, jede Sense war anders und somit unverkennbar. Norddeutsche Sensen waren nicht blau gefärbt sondern weiß, wodurch sie allein durch ihr äußeres Erscheinungsbild von den österreichischen Sensen zu unterscheiden war. Ein großes Problem jener Zeit war das nahezu eine Produktpiraterie einsetzte. Siegel die eingepreßt wurden, wurden gefälscht und nachgemacht. Vor allem Deutsche Sensenhersteller vermochten dies zu tun und fügten dem heimischen Markt doch erhebliche Schäden zu. Ich denke man kann in diesem Zusammenhang bereits von Imageschäden sprechen, da eine Sense mit gleichem Siegel aber bei weitem schlechterer Qualität sicher durch Mundpropaganda einen Imageschaden hervorrief. In der Chronik Gaal sind diesbezüglich doch einige Beschwerden wegen schlechter Arbeit aufgelistet. Unter anderem beschwert sich die Bauernschaft aus Gaal und Ingeringraben über die Arbeit von dem alternden Hofschmied Bartholomäus Wimmer, der eine Hundertschaft an Bauern seine Kunden nennen durfte. Er verrichtete seine

Arbeit schlecht, sei nahezu blind und ziemlich mühselig auf den Füßen und könne seiner Hufschmiede kaum mehr vorstehen³. Obwohl dies nur eine Aussage über schlecht gemachte Arbeit ist, kann man doch behaupten, dass es wohl schon zur damaligen Zeit eine durchaus fortgeschrittene Kommunikation und Meinung über Qualität und Quantität in vielerlei Gewerken gab. Um eine gewisse Eindämmung an Plagiaten gewährleisten zu können, wurden die Siegel der Sensenhämmer im Laufe der Jahrhunderte erweitert. Zu Beginn der Sensenherstellung, dem 15. bis in das 18. Jahrhundert, wurden grundsätzlich nur Siegel der Hammerherren aufgeprägt. Ab 1748 wurde der Anfangsbuchstabe des jeweiligen Zunftortes bzw. deren Innung aufgeprägt. Franz Schröckenfux beschrieb diese in seinem Werk „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“ besonders akribisch und nach Innung und Orten getrennt. Folglich gab er diese Buchstaben an:

- „KM“ für Kirch-Micheldorf,
- „F“ für Freistadt,
- „H“ für Hainfeld,
- „J“ für Judenburg,
- „K“ für Kindberg (später auch KB),
- „MK“ für Mattinghofen,
- „R“ für Rottenmann,
- „Ü“ für Übelbach,
- „W“ für Waidhoffen an der Ybbs und
- später noch T für Türnitz, WB für Wolfsberg und „O“ für Opponitz.

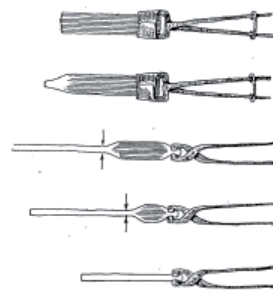
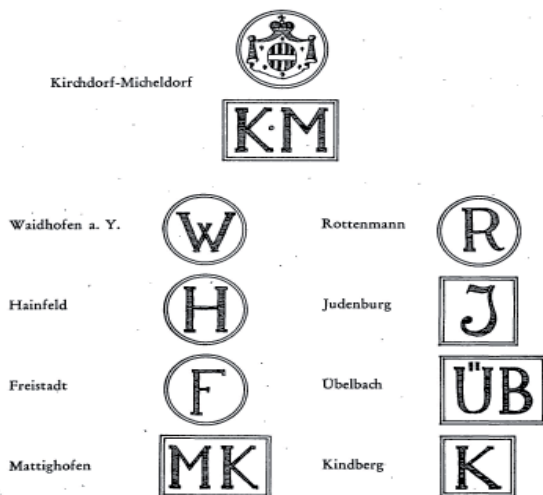


Abbildung 52

Die einzelnen Schritte des „Garbens“. Dabei werden 10 Stück Mockschienen zu drei Stück Ruckeisen zusammengeschnitten bzw. geschmiedet.

Abbildung 53

In der Abbildung links sind die Innungsbuchstaben einiger wichtiger Sensenherstellungsorte abgebildet. Der Innungsbuchstabe „J“ für Judenburg war für die heutige Region des Aichfeld - Murbodens gedacht.

Die Innung

Die Innung ist im Allgemeinen eine Interessenvertretung in verschiedensten Fachbereichen und vertritt eine bestimmte Berufsgruppe.

Die Handwerksinnungen lösten ab dem 19. Jahrhundert, vor allem mit dem Erlass der Gewerbefreiheit, die Handwerkszünfte ab.

Das „Märken“

Für das sog. „Märken“ war der „Beschneider“ und ein Gehilfe zuständig. Man versteht darunter das Einschlagen des Markenzeichens mit einem gravierten Hammer in die Hamme, nachdem diese im „Ausmachfeuer“ nochmals erhitzt wurde. Ebenso wurde die Hamme in Schräglage zum Blatt gebracht. Dannach wurde das Sensenblatt, ebenfalls vom Beschneider, noch gehärtet.

Nach einigen Unstimmigkeiten und Beschwerden der Schmiede beim k.k. Berggericht oder k.k. Kreisamt und dgl., dass ihre Zeichen nachgemacht werden, wurde ihnen teilweise ein weiterer Buchstabe gestattet, wie es am Beispiel Kindberg von „K“ auf „KB“ der Fall war. Im Jahr 1777 wurde ihnen sogar gestattet den Doppeladler als Werkzeichen zusätzlich zu verwenden, änderte aber im Grunde nichts an den Plagiatsaffären, da auch diese Zeichen nachgeahmt wurden⁴. Obwohl bereits 1595⁵ Freiheiten und Privilegien der Zunft - in der Zunftordnung für Kirchforf-Micheldorf - festgelegt wurden, worin stand dass kein Meister ein Zeichen eines anderen Meisters „nachschiessen“ durfte, änderte dies an den Plagiaten nichts. Jeder Sensenhammer hatte sein eigenes Zeichen und bürgte für dessen Qualität des Eisens und seiner Waren. Überwacht wurde die Einhaltung der Prägungen durch die Zunft selbst aber auch durch den Staat. In Grundbüchern und privaten „Zeichenbücheln“⁶ findet man die den Werken zugehörigen Zeichen.

Wie auch im Berg- und Hüttenwesen üblich, wissen wir heute, dass es auch in der Schmiedezunft bereits eine Art Arbeitsteilung im modernen Sinn gab. Weiters wissen wir, dass ein Lehrling der sich bei einem Meister bewarb, und drei Lehrjahre absolvieren musste um Geselle (Knecht) zu werden, bei der Innung (Gewerkschaft der Zunft) einen Geldbetrag hinterlegen musste. Ebenso war der Lehrmeister zu einer solchen Leistung verpflichtet. Eine erste Sozialversicherung war somit geboren.

Betrachtet man die Arbeitsabläufe einer Sensenschmiede genauer, stellt man sofort die Arbeitsteilung fest. Dies setzt jedoch voraus, dass mehrere Arbeiter sich zugleich in einer Schmiede aufhielten. Heute wissen wir aus diversen Belegen, dass es auch eine Rangordnung gab. Folglich gab es diese Rangordnung nach Ferdinand Tremel (in „Das steirische Handwerk“ S. 269):

- Der Essmeister, höchster Angestellter und Oberhaupt der Schmiede,
- der Breitenheizer, zuständig für das Breiten der Sensen unter dem Breitenhammer und zuständig für das Breitenfeuer,
- der Beschneider, welcher für das zusätzliche Härten und Beschneiden („Märken“) zuständig war, der Abrichter, der Unebenheiten ausglich, der Hammerschmied mit dem Heizer, welche das Garbfeuer

4 Franz Schröckenfux, „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, S. 76-77 und aus „Steirische Sensen“, Ferdinand Tremel, S. 47

5 Franz Schröckenfux, „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, S. 73 oben und in „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, Forcher von Aibach, 1907, S. 70

6 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 270

schürten und Zainen herstellten,

- der Kramrichter, der für den Versand der Sensen in Fässern zuständig war,
- sowie der Lehrling als unterster der Rangordnung, der überall eingespannt wurde, wo er gerade gebraucht wurde.

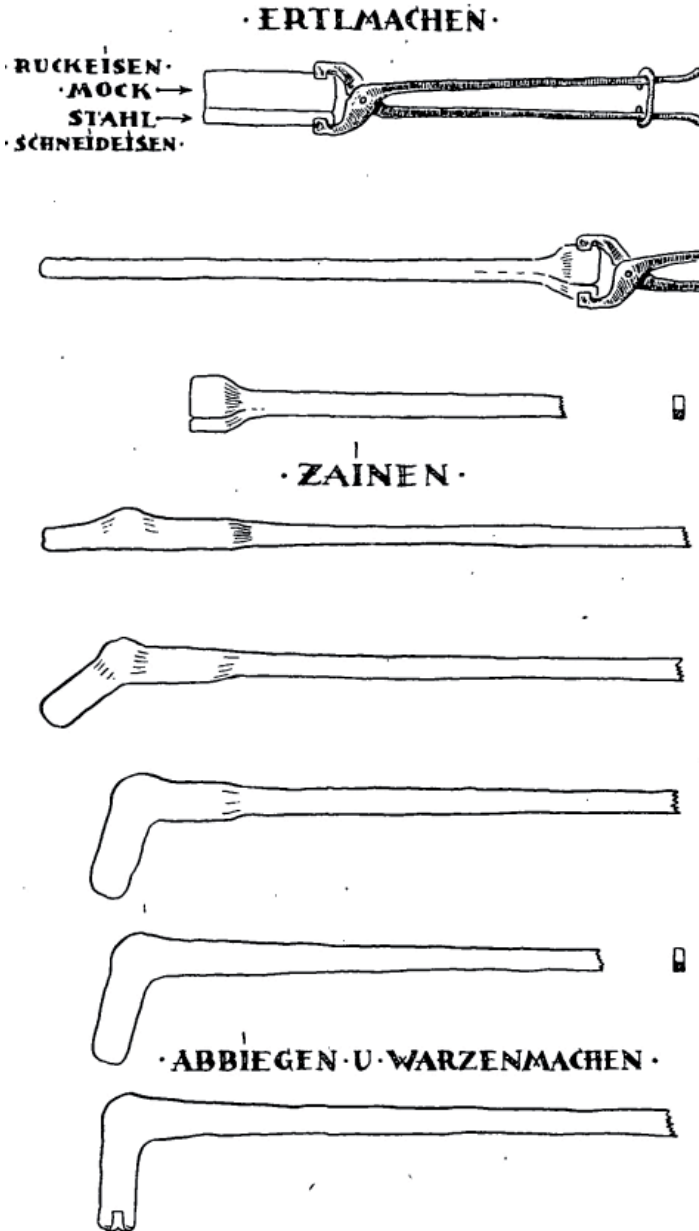


Abbildung 54

In der Abbildung links ist noch einmal der Zainvorgang bildlich dargestellt.

Die „Ertlmachen“

Das sog. „Ertlmachen“ bezeichnet dabei das Zusammenfassen des „Schneideisens“ und des „Ruckeisens“. Dabei wird es mit der Garbzange in die Glut des Zainfeuers gehalten, woraufhin der Schmied mit Fausthammerschlägen das Eisen verbindet und anschließend unter dem Breitenhammer bearbeitet. Das dabei entstandene Zwischenprodukt hieß „Ertl“.

114

SENSENARTEN DER
REGION

INHALT

SENSENARTEN

10

SENSENARTEN DER REGION

Sensenarten der Region¹

Form und Größe der Sensen waren sehr unterschiedlich. Dadurch, dass jede Sense ein handgemachtes Einzelprodukt war, glich keine der Anderen. Aufgrund verschiedenster Bestelllisten der vergangenen Jahrhunderte können wir heute teilweise den Absatzmarkt der Sensen, die Menge an hergestellter Ware und auch deren Gattung rekonstruieren.

Eine genaue Auflistung aller Sensen zu geben ist nahezu unmöglich, da sich die Herstellungstechniken von Region zu Region teilweise unterschieden und auch vom Rohstoffartikel und dessen Güte abhängig waren. Daraus ergaben sich auch verschiedenste Arten von Sensen, die auch differenziert bezeichnet wurden. Bereits Karl Erzherzog von Innerösterreich unterschied 1564 zwischen der „Deutschen“ und „Ungarischen“ Sense, was im wesentlichen auf das Rohprodukt des Sensenknüttels zurückzuführen ist, der ebenfalls so bezeichnet wurde. Im oberösterreichischen Gebiet verkaufte die Familie Redtenbacher, welche auch die Hämmer im Möschitzgraben in St Peter ob Judenburg zeitweise besaß (siehe weiter hinten im Kapitel „Der Möschitzgraben und seine Werke), 120 verschiedene Fabrikate in zwei bis sechs Längen². Bekannt waren unter anderem folgende Sensenarten:

- Die Ungarische Sense mit Acht-, Acht-Einhalb-, und Neun-Händiger Länge,
- die Österreichische Sense mit drei Längen, darunter die Salzburger oder auch Bayrische Sense (Landwehr oder Landsensense der Österr. Erbländer), aber auch die Kärntnerische Sense³,
- die Polnische mit drei Längen (untergliedert in Klein- und Großpolnische Sensen, Krumme Sensen und Halbkrumme Sensen, wobei die Königsberger Sense eine Sonderform um Breslau war⁴),
- die Walachische Sense mit insgesamt fünf Längen die von der Fünf-Händiger bis Neun-Händiger Länge reichte,
- sowie die breite Reichsware in bis zu sechs Längen, beginnend bei Sechs-Händen bis Acht-Einhalb- Händen.

Innerösterreich

Der Name Innerösterreich wurde im 15. Jahrhundert geprägt und meinte alle Länder südlich des Semmerings. Darunter fielen das Herzogtum Steiermark, Kärnten und Krain (heute Teile Sloweniens und des ehemaligen Jugoslawiens) sowie das Küstenland, welches Triest und Istrien (heutiges Kroatien) umfasste.



Abbildung 55

Innerösterreich am Ende des 18. Jahrhunderts. Der Begriff ist bis heute, auch nach Auflösung der Verwaltungseinheit, noch immer geläufig.

1 wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.45

2 <http://www.sensmuseum.at/sensmuseum-geyerhammer/geschichte-fakten-und-zahlen/>

3 „Sensen, Sensenschmiede und ihre Technik“, Josef Zeitlinger, 1944, 124 ff.

4 „Sensen, Sensenschmiede und ihre Technik“, Josef Zeitlinger, 1944, S. 124 ff.

Abbildung 56

Rechts sind einige Maße aus dem Jahr 1875 der „Russischen Sense“ abgebildet.

- Bei den Russischen Sensen unterschied man zwischen Acht-Händigen Sensen, Siebeneinhalb-Händigen Sensen, sowie Schmalen Sensen.

		Russische								
		5	5 $\frac{1}{2}$	6	6 $\frac{1}{2}$	7	7 $\frac{1}{2}$	8	8 $\frac{1}{2}$	9
Zeichen Traube 1875.										
Zum flammeln ausgewogen	{ Pfund = gr			—/24 420	—/26 455	—/28 490	—/30 525	1/2 595	1/4 630	1/0 665
Traube 1881. ausgewogen gr										
Zainlänge cm										
Fertig Gewicht gr										
1884. Lilie zum flammeln ausgewogen { Pfund = gr										
Zainlänge { Zoll = cm										
Fertige Sensen		Gewicht gr.	Länge cm	Blattbreite			Spitzlänge mm	Zirkel mm		
				Spitze mm	Mitte mm	Bart mm				
1881, Zeichen Traube, 8 $\frac{1}{2}$ hd.				42	47	70				
1875, Zeichen Kelch, 8 $\frac{1}{2}$ hd.		604	80	43	53	75	110	60-70		
Zeichen Fischgeräte, 9 hd.		540	89	42	50	75	120			

- Freistädter Sensen, die etwas schwerer waren als die Anderen waren ebenso bekannt wie die Sensen nach Leipziger Art und Schweizer Art⁵ (Bärtige Schweizer Sense und die Ordinari Schweizer Sense⁶).
- Weiters gab es noch die Französischen Sensen (welche schwerer waren als Andere im Vergleich),
- die Deutsche Sense (Süddeutschland) mit der Leipziger Art und und der Reichsform,
- die Böhmisches Sense (mit hohlem Blatt),
- die Brelauer und Schlesische Sense (in Mähren) und schließlich noch
- die Türkische Sense⁷.

Abbildung 57

Die Französischen Sensenmaße und Sensengewichte um 1840.

Französische breite „Klang“		5 $\frac{1}{2}$	6	6 $\frac{1}{2}$	7	7 $\frac{1}{2}$	8 hd.	4	4 $\frac{1}{2}$	4 $\frac{3}{4}$	5 sp.
um 1840 zum Schneidmachen ausgewogen	Pfund = gr	—/28 490	1/1 577	1/8 682	1/11 752	1/16 840	1/22 945	1/28 1050	2/8 1260	2/14 1365	2/20 1470
Zainlänge { Zoll = cm											
Sensenlänge { Zoll = cm											

Mit Händen oder auch Spannen genannt, meinte man die Länge einer Sense. Dies unterschied sich teilweise auch im Laufe der Jahre und Jahrhunderte. Eine Acht-Händige Sense war um die 75 cm lang, eine Siebeneinhalb-Händige

5 „Der steirische Sensenhammer im oberen Murtales in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, Dr. edmund Frieß und Dr. Karl Großmann, S. 131

6 „Sensen, Sensenschmiede und ihre Technik“, Josef Zeitlinger, 1944, 124 ff.

7 die letzten sechs Aufzählungspunkte aus: „Sensen, Sensenschmiede und ihre Technik“, Josef Zeitlinger, 1944, 124 ff.

um die 70 cm. Eine schmale Sense wurde nach der Breite gemessen und konnte demnach genauso eine Acht-Händige aber auch eine Siebeneinhalb-Händige Sense sein. Die Blattbreite betrug zirka 3,5 bis 4,0 cm.

Gewichtstechnisch waren die Sensen ebenso unterschiedlich positioniert. Wie bereits gesagt, war es reine Handarbeit und daher immer ein besonderes Produkt. Jede Sense war verschieden schwer. Trotzdem kann eine ungefähre Eingrenzung getroffen werden, die wie folgt aussieht⁸:

- Eine Acht-Händige Sense wog 0.595 kg,
- eine Sieben-Einhalb-Händige 0.525 kg,
- eine Sense aus Freistadt um 1.00 kg,
- in Rottenmann wurden Sensen von Michael Schröckenfux mit 0.560 kg hergestellt.
- Deutsche Sensen wogen zwischen 0.90 kg (kürzere Sensenblätter) und 1.12 kg (längere Sensen),
- Ungarische Sensen hingegen 1.00 kg.

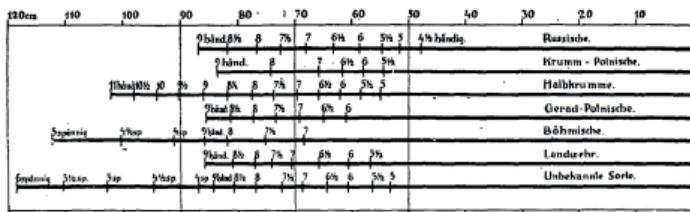


Abbildung 58

In der Abbildung links sind Maße unterschiedlicher Sensenarten abgebildet.

Strohmesser und Sichel waren in der Steiermark und damit auch in Judenburg nicht der vorrangige Herstellungszweig. Trotzdem möchte ich im folgenden Teil die Sensenindustrie aufgreifen. Sichel und Strohmesser sind im Grunde eine Unterart der Sensen. Im Wesentlichen waren diese nur kleiner und konnten auch mit einer Hand geführt werden. Im Murtal kamen diese in der Produktion erst im 18. Jahrhundert auf und nahmen aber nie eine große Rolle im Geschäft ein. Eine Zahl des Stögmüller-Hammers im Möschitzgraben bei Judenburg aus den Jahren 1728 bis 1745 verdeutlicht dies. In diesem Zeitraum erzeugte man 20.000 bis 30.000 Sensen im Jahr, aber lediglich 2.000 bis 5.000 Strohmesser⁹. Strohmesser hatten ebenso ihre Unterarten wie die Sensen. Unter anderem gab es:

- Bauchige Messer („bauchete“ Messer),
- Pollette Strohmesser,

„Pfund“

Ein „Pfund“ oder auch ein „Pound“ kommt ursprünglich aus dem Englischen Raum und entspricht etwa 0.45 Kilogramm, also nahezu 500 Gramm.

⁸ „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.47

⁹ „Das obere Murtal“ aus Spektrum Steiermark von Dienes, Moser und Schmidt, S. 49

„Strohmesser“

Strohmesser ist keine Bezeichnung für eine spezielle Messerart, sondern eine andere Bezeichnung für eine Sichel bzw. Sense die zur Stroh- oder Getreideernte eingesetzt wurde.

- doppeläugige und großäugige Messer,
- sowie doppelrückige und feintrückige Messer.

Ursprung der Sense war aber wahrscheinlich die Sichel. Einen sicheren Beleg dafür gibt es allerdings nicht. Hinweise darauf aber genug. So gibt es zahlreiche Darstellungen von Sichel auf altgriechischen Vasen und Emporen aber auch auf ägyptischen Gefäßen und Grabtafeln. Dem zufolge ist die Sense, historisch gesehen, weiter zurück verankert als man vielleicht vermuten möchte. Bis jetzt sind wir davon ausgegangen, dass sich die Eisenverhüttung und die damit einhergehende Eisenverarbeitung in unserem Raum in der Hallstattzeit (800 bis 500 v. Chr.) heraus gebildet hat. Allgemein wird jedoch erst von der Verwendung von Eisen in der nachfolgenden „La Tène-Zeit“ (500 bis 100 v. Chr.) gesprochen. In dieser Zeit tauchen auch die ersten Sensen und Sichel funde auf. Die La Tène-Zeit ist eine Art vorrömische Eisenzeit und gehörte zur keltischen Kultur. Dies ist doch etwas Besonderes, da Kelten vor allem auch im Alpenraum (nördlich und östlich davon) siedelten und dies grundsätzlich kältere Gebiete und Eisenfunde vorwiegend hier anzutreffen waren ist.

Möglicherweise muss man aber noch ein oder sogar zwei Schritte weiter zurück gehen um wirklich auf den Ursprung der Sense zu stoßen. Durch die Sesshaftwerdung des Menschen in der Neolithischen Zeit, der jüngeren Steinzeit (1.500-1000 v. Chr.), wurde der erste Ackerbau notwendig und kam in dieser Zeit auf. Geräte und Werkzeuge wurden damals aus Stein und Holz gemacht, da noch kein Eisen bekannt war. Vielleicht war ein solch erstes Beil mit einem Feuerstein und vielleicht auch gekrümmtem Stiel der Prototyp einer modernen Sense. Beweise hierfür fehlen, logisch ist die Vermutung aber trotzdem und könnte durchaus wahr sein. Erst in der Bronzezeit (1.500-1.300 v. Chr.) waren Metalle bekannt geworden und verbreiteten sich dem zu Folge recht rasch. Fundstücke aus der Zeit zeigen schon Sichelähnliche Formen und dürften zum Ackerbau und zur Ernte genutzt worden sein.

Auch wenn der Ursprung der Sense nicht mit Sicherheit benannt werden kann, wurde sie im folgenden Jahrtausend zu dem Produkt der Eisenindustrie schlecht hin. Deshalb soll nun kurz der Aufbau und die Benennung der einzelnen Elemente einer Sense anhand einer Skizze¹⁰ erklärt werden:

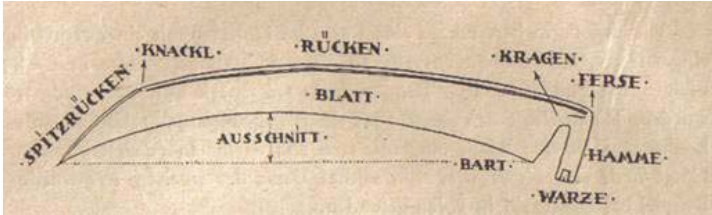


Abbildung 59

Die Sensen, bzw. das Sensenblatt, besteht aus einem geschmiedeten Stück Stahl, das mehrere Bezeichnungen trägt, die in der Abbildung links ersichtlich sind.

Die Sense selbst wurde in den letzten Jahrhunderten zum Sinnbild der Landwirtschaft und kommt heute noch in der Heraldik vor.



„Heraldik“

Die sog. „Heraldik“ oder auch Heroldswesen genannt befasst sich mit der Wappenkunde, dem Wappenrecht sowie der Wappenkunst. Die Wappenkunde beschäftigt sich dabei mit der Bedeutung, dem Aufbau und der Symbolik der Wappen.

Abbildung 60

Der Werdegang der Sense ist von vielen Arbeitsschritten geprägt, wobei je nach Art der Sense eine unterschiedliche Anzahl an Arbeitsgängen folgen kann.

¹⁰ Skizze aus: <http://www.sensenverein.at/sv/de/sensenwissen/geschichte-der-sense>

INHALT

122 PREISGESTALTUNG UND
ABSATZMÄRKTE

PREISGESTALTUNG
& ABSATZMÄRKTE

11

PREISGESTALTUNG UND ABSATZMÄRKTE

Preisgestaltung und Absatzmärkte

Preislich gesehen blieben die Sensen immer in einem gewissen Rahmen. Es gab durchwegs Teuerungsjahre, welche aber nicht allzu stark zu Buche schlugen. Die Preise wurden noch im 18. Jahrhundert von der Werkstätte festgeschrieben und variierten daher leicht. Außerordentlich teurere Sensen waren aber nicht am Markt, da sich eine solche ohnedies nicht behaupten hätte können. Je nach Form und Art der Sense wurde der Preis festgelegt. Aus einem Briefregisterbuch des Stögmüller Hammers bei Judenburg kennen wir die Preislage in der Mitte des 18. Jahrhunderts, welche sich wie folgt darstellte¹:

Absatzmarkt

Darunter ist jener Markt zu verstehen der der Produktion nachgelagert ist. Abnehmer sind die potentiellen Kunden.

8-Händige große Schweizer Sensen	25 fl. (tw. 26 und 27 fl.)
8-Händige ordinari Schweizer Sensen	25 fl.
4 spännige Sensen	26 fl.
3-Einhalb spännige Sensen	24 fl.
7-Einhalb-Händige mittlere Schweizer Sensen	23 fl. (auch 24 und 25 fl.)
7-Einhalb-Händige ordinari Sensen	23 fl.
7-Händige kleine ordinari Sensen	21, 22 und 23 fl.
6-Händige Wachauer ordinari Sensen	19 fl.
7-Händige bauchige Strohmesser	38 - 40 fl.
Pollete Strohmesser	36 fl.
7-Einhalb-Händige Leipziger Strohmesser	38 - 40 fl.

Die Preise verstanden sich pro 100 Stück und variierten je nachdem, ob ein lang einkaufender Kunde sie bezog oder ein Neukunde die Messer und Sensen erwerben wollte. Der gesamte Bruttojahresumsatz, alleine aus dem Exportgeschäft, belief sich in diesem Fall auf ca. 6.000-7.000 fl. im Jahr².

Wie bereits aus der obigen Tabelle ersichtlich ging der Absatz der Sensen weit über die Landesgrenzen hinaus. Grundsätzlich stand den Steirischen Sensenherstellern der gleiche Markt zur Verfügung wie jenen der restlichen Eisenindustrie. Für das 18. Jahrhundert legten die Eisenordnungen von Friedrich III. und Maximilian I. fest, dass die Steirischen Sensenmacher den gleichen Markt nutzen könnten als die Innerberger rund um Eisenerz. Dabei war ein Grundsatz von entscheidender Bedeutung: Die Hämmer rund um Vordernberg, darunter eigentlich alle steirischen Hämmer, sollten

Friedrich III. (1415 - 1493)

Er war einer der letzten deutschen Kaiser die vom Pabst in Rom gekrönt wurden und war Herzog von Österreich ab 1439. Ab 1440 war er römisch-deutscher König und ab 1452 ebenfalls Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

Maximilian I. (1459 - 1519)

Er war ebenso wie Friedrich ein Habsburger und Erzherzog von Österreich ab 1493. Nach 1508 war er Kaiser des Heiligen Römischen Reiches.

1 Tabelle ebenfalls aus: „Der steirische Sensenhammer im oberen Murtales in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, Dr. Edmund Frieß und Dr. Karl Großmann, S. 131

2 „Der steirische Sensenhammer im oberen Murtales in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts“, Dr. Edmund Frieß und Dr. Karl Großmann, S. 137

„Gorbuschka“

Die „Gorbuschka“ war eine russische Sensen- bzw. Sichelart zum Ernten von Getreide und Gras. Im Gegensatz zu anderen Sensen war bei ihr die Hamme in gleicher Ebene mit dem Sensenblatt, wodurch das Arbeiten mit einer Hand erleichtert wurde.

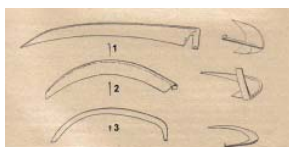


Abbildung 61

In der Abbildung sind drei Sensenarten zu sehen. Erstens eine „normale“ (ev. steirische) Sense mit gebogener Hamme, zweitens eine sog. „Hausense“ oder auch „Sichte“ bezeichnet und zu letzt die sog. „Gorbuschka“.

„Hausense“

Die „Hausense“ war eine spezielle Sensenart der Nordseeküste und des Niederrheins. Sie hatte im Vergleich eine noch stärker, im rechten Winkel zum Sensenblatt, gebogene Hamme und wurde einhändig geführt.

das Gebiet südlich der Donau versorgen. Im 18. Jahrhundert hieß dies zumindest, dass Wien, Bayern, Tirol, Salzburg und sogar Schwaben im Einflussbereich der Vordernberger standen. Aber auch weiter südlich, nach Ungarn, Kroatien und in den gesamten Balkanraum, sogar bis in den Orient und die Türkei, wurden die Sensen der Steirer exportiert. Nördlich der Donau waren die Eisenerzer, früher Innerberger, zuständig³. Der Osten war ebenfalls ein Hauptabnehmer. Vor allem Russland war Exportland und bezog hauptsächlich Acht-Händige Sensen, Siebeneinhalb-Händige Sensen und Schmale Sensen, was wiederum zum Namen der Russischen Sensenart führte. Russische Sensen nannte man diese aber nicht unbedingt wegen dem Export. In unseren Gegenden zwar schon, aber in Russland selbst gab es eine differenziertere Art des Sensenbaus. Im Norden Russlands wird die sogenannte „Gorbuschka“ verwendet. „Diese ist säbelartig, schmal, aber verhältnismäßig dick, mit keilförmigem, beziehungsweise dreieckigem Querschnitt“⁴. Sie wurde zum Mähen der Tundra bzw. der Steppe verwendet, wobei der Bauer dabei auf den Knien rutschend, einmal von links nach rechts und dann wieder umgekehrt, seiner Arbeit nachging. Der große Unterschied zu unserer Sense war aber auch der Stiel. Dieser war lediglich 70-80 cm lang, wodurch das Arbeiten im Knien leichter von der Hand ging. Vielleicht sollte man sie gerade deswegen nicht als Sense sondern eher als Sichel bezeichnen! Polen und Russland wurden eigentlich vom Innerberger Kreis aus beliefert, da dies nördlich der Donau und somit kein Belieferungsgebiet der Vordernberger bzw. steirischen Sensenmacherindustrie war. Russland wurde demnach, abgesehen von den Eisenerzern, auch von oberösterreichischen Sensenmachern und Hammerherren beliefert, die um Kirchdorf-Micheldorf und Krems ihren Sitz hatten. Aufgrund dessen, dass russische Kaufleute aber im 18. Jahrhundert vermehrt durch die Steiermark reisten, wollten sie nun auch Steirische Sensen haben. Nach dem Siebenjährigen Krieg 1764 wurden bereits große Bestellungen von Russland aufgenommen. Russlands Kommerzienhofrat Demetrius von Ladigin bestellte sogleich 300.000 Sensen in Österreich, davon 30 % in der Steiermark⁵. Beziehen wir uns auf das 16. Jahrhundert, oder gar auf das 15. Jahrhundert, oder noch früher, sind uns bezüglich der Absätze und Preise wenig bis gar nichts bekannt. Im 16. Jahrhundert weiß man, dass sich der Markt der steirischen Sensen hauptsächlich auf Ungarn beschränkte⁶, ab dem 17. Jahrhundert aber nahezu europaweit verkauft

3 Absatz über den Absatz der Sensen sinngemäß aus: „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.47 ff

4 Sensenverein Österreich, www.sensenverein.at, DI Walter Blumauer

5 „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.50

6 „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.47

wurde. Der Westfälische Frieden, der den 30-jährigen Krieg 1648 endlich beendete und in Münster und Osnabrück geschlossen wurde, trug wesentlich zur Verbreitung der Sensen bei. Ab da an gab es auch verschiedenste Handelsformen. Der Kleinhandel und der Großhandel etablierten sich zugleich. Das Hausieren war dabei wesentlichster Bestandteil und war die erste Form des Kleinhandels. Dabei zogen die Sensenknechte mit einigen Sensen durch das Land, auch in das Ausland, und boten die Produkte der Hammerherren an. Die Saison ging vom 23. April (St. Georgi) bis zum 10. August (St. Lorenzi). Begründet liegt dies darin, dass am ersten Datum die erste „Mahd“ eingeholt wurde und im August die Erntezeit begann und ohnedies niemand mehr Zeit hatte Sensen zu kaufen. Großhandelstechnisch wurden die Sensen in Fässer verpackt, wobei um die 400 bis 500 Sensen in einem Fass Platz fanden. Handelswege aller Art wurden dabei genutzt. Die Floßfahrt war aber sicher jener Handelspartner der am Meisten Sensen zu transportieren schien, da am Wasserweg bei weitem größere Lasten transportiert werden konnten. 20 Tonnen waren dabei keine Seltenheit, der Durchschnitt wurde aber mit mittleren Plätten transportiert, welche um die 12 bis 15 Tonnen aufnehmen konnten. Handelspartner wie die Ungarn waren sehr beliebt. Der Absatz dort war regelmäßig und brachte beträchtliche Gewinne ein. Problem seiner Zeit war, im 15. und 16. Jahrhundert, dass Ungarn noch nicht voll unter dem Einfluss der Habsburger war. Erst ab dem 17. Jahrhundert wurde Ungarn voll unterworfen und war Teil des Reiches. Bis dahin gab es immer wieder Grenzstreitigkeiten und Kriege gegen die Türken, was bereits 1549 König Ferdinand I. zum Anlass nahm, eine Beschränkung der Fuhren von Sensen nach Ungarn einzuführen⁷. Im Grunde war dies aber zweckfrei. Es schädigte die eigene Wirtschaft und brachte keinen Erfolg, da sich die Türken die erforderlichen Eisenwaren einfach über venezianische Handelsschiffe, teils direkt aus Venedig, besorgten. Ab dem 18. Jahrhundert war dies dann aber hinfällig und auch die Türkei wurde zu einem direkten Vertriebspartner der steirischen Eisenerzeugnisse. Triest und Venedig waren seit jeher Handelsstädte und wurden ebenso mit Sensen beliefert. Von dort aus reisten die Waren nahezu in den ganzen Orient, der Mittelmeerraum inklusive Griechenland wurde ebenso von hier aus versorgt. Unter Josef II. wurden Ausfuhren in die Türkei dann jedoch wieder verboten. Frankreich und die Schweiz zählten ebenso zu den Abnehmern. Haupthandelsstadt in diesem Zusammenhang war Salzburg, das über Murau, Tamsweg, Schladming und Bad-Ischl angefahren wurde. Da Österreich aber meist in Kriege verstrickt war, unter anderem auch gegen Frank-

„30-jähriger Krieg“

War ein 30 Jahre andauernder Krieg von 1618 bis 1648, bei dem um die Hegemonie im Heiligen Römischen Reich gekämpft wurde. Streitmächte waren Österreich und Spanien auf der einen Seite, Frankreich, Dänemark, Schweden und die Niederlande auf der anderen Seite.

„Heiliges Römisches Reich“

Damit war im Grunde ein Gebiet gemeint, das vom Mittelalter aufwärts bis zirka in das 18. Jahrhundert, von römisch-deutschen Kaisern geführt wurde. Das heißt von Königen, die vom Papst in Rom gekrönt wurden und somit weltliche und kirchliche Macht demonstrierten.

„Plätte“

Die „Plätte“ ist ein kielloses Schiff bzw. Boot, das im mitteleuropäischen Raum (Alpenraum) als Arbeitsschiff eingesetzt wurde. Plätten sind kastenförmige Boote die heute noch in der Region um Bad Aussee eingesetzt werden und auf Flüssen, sowie Seen, gleichermaßen Verwendung fanden.

⁷ „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.48

„Siebenjährige Krieg“

War ein sieben Jahre andauernder Krieg von 1756 bis 1763. Er wurde nicht nur in Europa ausgetragen, sondern ging bis nach Indien, in die Karibik und auch nach Nordamerika, wobei er in Amerika als „Indian War“ und in Indien als „Great War for the Empire“ bezeichnet wurde.

Sollingen

Sollingen ist ein Ort in Deutschland, genauer gesagt in Nordrhein-Westfalen nahe Düsseldorf, und wurde durch die weit zurück reichende Klingenherstellung bekannt. Die ertsen Klingen wurden in Sollingen bereits 1363 hergestellt. Ab dem 16. Jahrhundert gab es in der Stadt einen regen Zuzug von Messerschmiedern. Heute sind große Unternehmen wie „Wilkinson“ in der Stadt angesiedelt.

reich (18. Jahrhundert), veränderten sich die Verkaufszahlen dauernd. Absätze stiegen bei Frieden oder stagnierten und sanken im Kriegsfall. Der Siebenjährige Krieg trug eben auch nicht unbedingt zu einem guten Geschäft bei. Zwar war Österreich mit Russland und Frankreich auf einer Seite, jedoch brach der Preußische Markt (heute Teile von Tschechien, Pommern, Polen bis Litauen) und auch jener um Hannover (heute Norddeutschland, früher Großbritannien-Kurhannover) völlig ein. Auch gegen die Schweiz und infolge des Spanischen Erbfolgekrieges wurden wieder Ausfuhren von Sichel, Strohmessern und Sensen verboten, was eigentlich für keine der beiden Seiten angenehm war. Frankreich besorgte sich Sensen anderswo, Österreich verlor an Absatz. Die heimische Industrie stagnierte und musste die Sensen zwischenlagern. Produktionen standen teilweise still oder wurden nur auf ein Minimum beschränkt. Deutschland selbst war seit jeher ein treuer Abnehmer. Frankfurt am Main, aber auch Sollingen waren Handelspartner Österreichs. Nach dem Siebenjährigen Krieg erfuhr die Wirtschaft einen mit Seltenheitswert versehenen Aufschwung, der danach wieder lange auf sich warten ließ. Die oben beschriebene Großlieferung nach Russland sind ein Beispiel dafür. Jedem Aufschwung folgt aber wie so oft eine Rezession. Auch in diesem Falle. Aufgrund der steigenden Nachfragen und der dadurch steigenden Produktionsmengen wurde auch mehr Holz und Holzkohle benötigt. Großes Angebot hieß aber auch große Konkurrenz und trieb die Händler dazu an, die Preise fallen zu lassen. Mehr Werke entstanden und setzten den Markt noch zusätzlich unter Druck. Man kann durchaus bereits im 19. Jahrhundert von einer Übersättigung des Marktes sprechen, im speziellen des Sensengewerkes. Das Entgegenwirken der Geschäftsleute war ein Einfaches. Sie waren gegen die Vermehrung ihrer Stätten und gingen auch Großlieferungen, vor allem nach Polen und Russland, nicht mehr nach. Sie meinten nämlich das dazu mehr Werke nötig seien und dies ginge zu Lasten des Preises. Wie schon Ferdinand Tremel in seiner Schrift „Steirische Sensen“ (S.50) schreibt, war es den Sensengewerken wichtiger wenig Ware um einen guten Preis zu verkaufen als umgekehrt. Im Grunde zwar eine richtige Vorstellung, aber in Zeiten der Industrialisierung und der aufblühenden Marktwirtschaft nach den Kriegen eine nicht mehr zeitgemäße Ansicht. Dies war mitunter ein Grund warum die Wirtschaft bereits im Mitte des 19. Jahrhunderts zu verfallen begann. Nicht nur dies machte den Niedergang der Sensenindustrie aus. Die Nachwirkungen der Kriege, zusätzliche Automatisierungstechniken, Rationalisierungen der Arbeitsprozesse, sowie die aufkommenden Dampfmaschinen und die damit kommende Eisenbahn und der damit einhergehenden Verbesserung der Transportwirtschaft,

wie Transportzeit und die möglich werdend große Menge an zu transportierenden Waren, waren ausschlaggebend für einen Niedergang der Industrie. Die Wirtschaft selbst wurde ebenso immer liberaler, Begriffe wie Liberalismus und Marktwirtschaft immer bedeutender. Konservative Meinungen und alte Geschäftsideen waren überholt und konnten sich nicht mehr halten. Weiters entstanden durch modernere Prozesse und Automatisierung immer größer werdende Werke. Kleinere hingegen waren nicht mehr konkurrenzfähig und gingen unter. Konkursfälle der Hammerwerke waren nicht selten und werden in den folgenden Kapiteln oft ersichtlich und behandelt. Nahezu kein Hammer blieb davon verschont, wenige Ausnahmen bestätigen aber doch diese Regel. Die freie Marktwirtschaft war grundsätzlich ein gutes Gedankengut und brachte die Wirtschaft in Schwung. Fehlende Aufsicht aus staatlicher Sicht verschlechterte dieses Prinzip wesentlich. Wegrechte und Pflichten von Abgaben und Steuern waren zuvor noch geregelt gewesen, ja sogar die Zuteilung von Kohle und der Bezug pro Region und Hammer eingeteilt. Dies wurde nun in wenigen Jahren umgedreht und war teilweise nicht mehr vorhanden. Die Schlechterstellung der Hämmer war damit vorprogrammiert, sodass sich diese von der einstigen ökonomischen Elite zu den wirtschaftlich Schwächeren entwickelten. Abbrüche von Schmieden, Sensenwerken und Hämmern um die Jahrhundertwende des 19. auf das 20. Jahrhunderts zeigen dies. Einige Beispiele sind dafür in den folgenden Kapiteln genannt. Ein weiteres großes Problem des Absatzes waren die mit der Arbeit einhergehenden Löhne. Um dies zu verstehen muss ein wenig ausgeholt werden. Ab 1850 gewann die Braunkohle immer mehr an Einfluss. Abbaugebiete, wie jene in Fohnsdorf, waren neue Lieferanten der Sensenmacher für die Befuerung der Schmiedehämmer geworden. Wenige Hämmer konnten eine Umstellung von Holz- auf Braunkohle leicht verkraften, und ging in der Regel mit einigen Umständen einher. Einerseits war es oft mit hohen Umbaukosten verbunden, andererseits konnte man nicht jedes Feuer damit betreiben. Holzkohle konnte nämlich relativ hohe Temperaturen erzeugen, wozu Braunkohle nur bedingt einsetzbar war. Feuer wie Breitenfeuer, oder jene zum „Abschienen“ und dgl. waren damit zu betreiben, ein Garbfeuer hingegen nahezu nicht. Ebenso gab es Probleme bei der Stahlversorgung der Steirer. Ausländische Märkte kauften viel davon. Dies wäre zwar noch kein Problem gewesen, da aber dem heimischen Markt der Stahl fehlte, und dem internationalen Markt „gegeben“ wurde, entstanden im Ausland Konkurrenzunternehmen. Die zuerst hoch erzielten Stahlpreise international rächten sich sofort am heimischen Markt durch Preisverfälle und Abwanderungen der Arbeiterschaft. Folglich waren

„Konkurs“

„Konkurs“ steht eigentlich für die sog. Insolvenz. Diese bezeichnet eine Situation bei der der Schuldner dem Gläubiger keine Zahlungen mehr entrichten kann und zahlungsunfähig ist. Der Name kommt aus dem Lateinischen und bedeutet soviel wie „zahlen“.

„Liberalismus“

Der Begriff wurde in der Zeit der Aufklärung (ab dem 17. Jhd.) geprägt und war eine freie, an den Fortschritt glaubende Auffassung in Wirtschaft und Gesellschaft. Sie wandte sich gegen den zuvor bestehenden Absolutismus und begriff den Menschen als autonomes Wesen.

Verschiedenste Formen und Ausprägungen haben sich dabei herausgebildet. Darunter der „Neoliberalismus“, der „Klassische Liberalismus“, der „Egalitäre Liberalismus“ oder der „Wirtschaftsliberalismus“.

„Bessemerverfahren“

Das Verfahren wurde nach seinem Erfinder Henry Bessemer benannt und stellt einen Hochofenprozess dar, der Mitte des 19. Jahrhunderts in England entwickelt wurde. Die sog. „Bessemerbirne“ ist ein zylinderförmiger Hochofen, durch den Luft hindurchgeblasen wird und so den Kohlenstoffgehalt des Stahls reduziert, wobei das Verfahren heute nicht mehr Verwendung findet.

nur noch wenige „Stahl- und Eisenspezialisten“ vor Ort, was wiederum zum Lohndumping in früher Form führte. Vergleichsweise hohe Löhne wurden dann in der Steiermark und eigentlich in ganz Österreich gezahlt. Konkurrenzunternehmen im Ausland, so auch in Großbritannien, Frankreich und auch den U.S.A. konnten hingegen viel günstiger produzieren, da ja die Löhne durch ausreichende Arbeitskräfte im Zaum gehalten werden konnten⁸. Aufkommende neue Produktionsprozesse förderten die Stahlproduktion. Stahl und Eisen wurden durch den „Bessemerprozess“ und das „Puddelverfahren“ deutlich billiger. Man ging vom alten Sensenstahl, auch Gärbstahl genannt, zum Gusstahl über. Erst durch den Martinsstahl wurde die Sensenindustrie bezüglich Qualität vor Quantität wieder gestärkt. Dieser kam Ende des 19. Jahrhunderts auf⁹. Imitationen und Markenplagiate waren zudem im Ausland sehr beliebt und schädigten den heimischen Markt zusätzlich. Produktionszahlen des 19. Jahrhunderts veranschaulichen das Problem des Absatzmarktes ganz gut. Folglich sollen beispielhaft einige davon erwähnt werden¹⁰:

Jahr	Absatzgebiet	Absatzzahlen	Sonstige Einflussfaktoren	Werksanzahl
1841	Steiermark	1.410.000 Sensen 381.000 Sicheln und Strohmesser	Deutsch-Dänischer Krieg (1848-1851) auch Schleswig-Holsteinischer Krieg	37
1853	Steiermark	1.762.000 Sensen 242.000 Sicheln und Strohmesser	Beginn des Krimkrieges (1853-1856)	37
1866	Steiermark	1.829.000 Sensen 200.000 Sicheln und Strohmesser	Ausbruch des Deutschen Krieges oder auch Preußisch-Deutschen Krieges (1866-1871) sowie 1864 der zweite Schleswig-Holsteinische Krieg	39
1870	Steiermark	2.538.000 Sensen 430.000 Sicheln und Strohmesser	Deutsch-Französischer Krieg (1870-1871)	40

„Der Krimkrieg“ (1853 - 1856)

Russland und das zerfallende Osmanische Reich wollten sich das Gebiet um die Halbinsel Krim sichern, wobei sich Frankreich und Großbritannien einzuschalten versuchten, um die Vorherrschaft von Russland auf der Krim zu verhindern.

Betrachtet man die Tabelle genauer und sieht sich die Einflussfaktoren an, war es demnach nicht immer so, dass im Kriegsfall die Absatzzahlen sanken. Der Tabelle zufolge stiegen diese im 19. Jahrhundert trotzdem. Was also im 17. und 18. Jahrhundert noch galt war im 19. Jahrhundert ob-

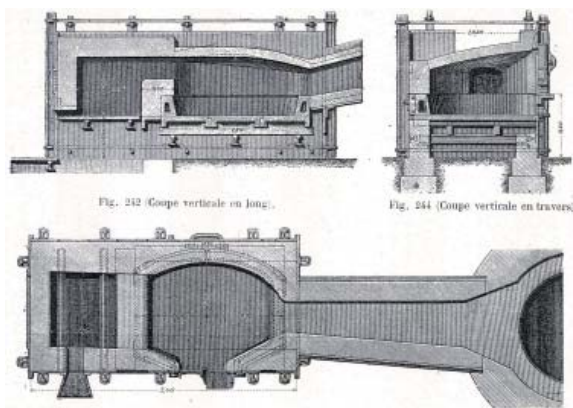
8 voranstehender Absatz: „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.52 ff

9 „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.53 oben

10 „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.53 (inkl. darunterliegender Tabelle)

solet geworden. Gründe hierfür sind schwer zu finden. Der Krimkrieg um 1853 war wahrscheinlich zu weit entfernt um konkrete Auswirkungen auf unser Land zu haben. Andere Kriege schädigten die deutsche Wirtschaft, kurbelten unsere unterdessen an. Darunter sicher auch der Französisch-Deutsche Krieg um 1870. Warum die Schleswig-Holsteinischen Kriege dabei nahezu keinen Einfluss auf den Markt hatten, liegt wahrscheinlich darin begründet, dass man gegen Dänemark in den Krieg zog. Ein Absatz in Dänemark war sicher vorhanden, vor allem durch die Hannoverschen Kaufleute, war aber wahrscheinlich zu wenig bedeutend um einen großen Einfluss zu haben. Auf der anderen Seite wurde der Export in andere Länder so gut es ging sicher verstärkt umso einen Teil des Krieges mitfinanzieren zu können.

Viele Exporte hörten mit den 60er und 70er Jahren des 19. Jahrhunderts nahezu auf. Russland eröffnete selbst Fabriken um Sensen fertigen zu können. Der Export nach Norden und Westen brach ein, da bereits zuvor die Konkurrenz stark war, und durch die Plagiatwirtschaft in Deutschland zum Erliegen kam. Die Folgen in den nächsten 50 Jahren waren bereits absehbar und endeten am Schluss des Jahrhunderts mit der Schließung vieler Betriebe.



„Schleswig-Holsteinscher Krieg“ (1848 - 1851)

Der Krieg wurde auch Dreijähriger Krieg genannt und fand zwischen den Parteien Schleswig-Holstein (Deutschland) und Dänemark statt, welche das neue Staatenbündnis zwischen Schleswig und Holstein nicht anerkennen wollten.

„Puddelverfahren“

Dieses Verfahren wurde von Henry Cort im Jahre 1784 in England erfunden und stellte das erste Frischungsverfahren zur Reduktion des Kohlenstoffs im geschmolzenen Eisen dar, wobei in diesem Verfahren das Eisen nicht mit der Kohle in Berührung kommt und dadurch nicht stets neu verunreinigt wird. Hoch qualitativer Stahl ist dabei das Ergebnis.

Abbildung 62

Links im Bild ist ein Puddelofen, in verschiedenen Schnitten und mit seinen Abmessungen, zu sehen.

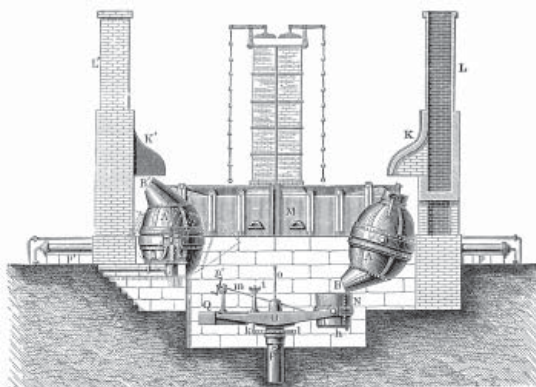


Abbildung 63

In der Abbildung ist eine Bessemeranlage mit insgesamt zwei Bessemerbirnen („A“ und „A'“) abgebildet. Im unteren Bereich („P“) ist eine Kolben mit Zylinder verbaut, der die Pfanne („N“) heben und senken kann. „K“ bezeichnet den Schirm für die Abgase.

INHALT

132 PRODUKTIONSDATEN
DER INNUNG JUDENBURG

DATEN &
PRODUKTION

12

Produktionsdaten der Sensenindustrie der Innung Judenburg

Die Produktion der Sensen war ein einträgliches Geschäft und veränderte sich über die Jahrhunderte kaum. Wie wir bereits wissen, haben sich Hammerwerke im Bereich Vorderberg und Innerberg (Eisenerz) niedergelassen, da sie hier nahe an ihrem Grundprodukt, dem Eisenerz, waren. Verlagerungen nach außen waren im Grunde auf den Holz-mangel durch zu viel Kahlschläge und eine nicht nachhaltige Jungwaldaufforstung die Folge. Das Paltental, um Rottenmann, aber auch das Ennstal, um Liezen und Weißenbach, waren ebenso Ziel dieser Auslagerung. Hauptsächlich aber das obere Murtal um Knittelfeld und Judenburg. Die vielen Seitentäler mit ihren stark bewaldeten Flächen und stark wasserführenden Flüssen aber auch Erzvorkommen, zogen den Sensenbau und damit auch die Hammerwerke in das Aichfeld. Grundsätzlich muss man sagen, dass die Produktionsrate stark von der Größe und Art der Hämmer, aber vor allem vom Personal abhängig war. Durchschnittlich kann aber angenommen werden, dass ein Hammer im 16. Jahrhundert maximal 70 Stück Sensen am Tag herstellen konnte. Durch den wirtschaftlichen Aufschwung in den folgenden Jahrhunderten, kann zu Beginn des 18. Jahrhunderts schon von weit höheren Frequenzen gesprochen werden. 200 Stück waren es dann schon pro Tag¹. Ausschlaggebend für die Produktionsmenge war natürlich auch die Anzahl der Hämmer. Im 18. Jahrhundert besaß ein solches Werk zirka drei davon. Jedem Hammer war ein Feuer zugeordnet, teilweise auch mehr. Hochgerechnet bedeutet dies, dass ein Werk pro Jahr um die 20.000 Sensen herstellen konnte und ca. 280 Tage an Arbeit dafür aufwenden musste. Aufgrund der vielen Arbeitsschritte, vom Sensenknüttel zur fertigen Sense, wurden viele Arbeiter gebraucht. Eine durchschnittliche Anzahl von 10 Personen pro Werkstätte war keine Seltenheit. Vom Lehrling über den Gesellen bis zum Meister hatte jeder seine Aufgaben und trug so zur Produktion bei. Im 19. Jahrhundert stieg die Produktionsrate erheblich an. Dies wissen wir aufgrund der stark ansteigenden Hammeranzahl in der Region, andererseits belegen dies Aufzeichnungen in Handelsbüchern der Sensenwerke. Ein- und Ausgänge wurden dabei akribisch erfasst und können als eine erste einfache Buchhaltung angesehen werden. Mautstationen, wie in Katzling bei Pöls, legen ebenfalls Zeugnis ab. 60.000 Sensen waren um 1850 die Produktionsmenge der Sensenwerke in Möderbrugg und Eppenstein, hatten aber auch dreimal so viele Beschäftigte als im Jahrhundert zuvor. Durchschnittlich, über alle Werke

„Kahlschlag“

Sog. „Kahlflächen“ können bewusst durch den Menschen (= sog. „Kahlhieb“) oder durch Stürme (Orkane) hervorgerufen werden. Der Begriff kommt aus dem Fachbereich der Forstwirtschaft und meint die Abholzung einer bestimmten Fläche an Wald in kurzer Zeit, wobei das Innenklima des Waldes verloren geht. Eine Aufforstung wird dabei aber wieder angestrebt.



Abbildung 64

Kahlschlag in der Schweiz am Klöntaler See (Kanton Glarus).



Abbildung 65

Kahlschlag durch ein Holzfällercamp im Süden von Vancouver Island (Kanada).

¹ „Steirische Sensen“, Blätter für Heimatkunde, Ferdinand Tremel, S.45

Braunkohle

In Fohnsdorf wurde Tagebau bereits ab 1670 betrieben. Braunkohle war jedoch nur im Untertagebau erreichbar und wurde in Fohnsdorf ab 1884 gefördert, wozu der sog. „Wodzicky-Schacht“ gebaut wurde. Er war mit nahezu 1.000 m Tiefe der tiefste Braunkohleschacht der Welt. Braunkohle selbst ist ein Sedimentgestein, das durch Druck und Luftabschluss im Tertiär (2 bis 65 Millionen Jahre zurückliegend) entstand.

der Region gesehen, waren es 30.000 bis 40.000 Stück pro Jahr. Es gab aber auch Ausreißer die die Werte deutlich nach oben setzten. Darunter auch die Werke in Deutsch-Feistritz, Kindthal und Kindberg, welche an die 70.000-109.000 Sensen produzierten. Da dies aber die damalige Innung Kindberg betrifft gehe ich nicht weiter darauf ein und verbleibe bei der Innung Judenburg, welche um 1860 knapp 1,4 Millionen Stück im Jahr erzeugte². Der Möderbrugger Hammer dürfte in diesen Jahren besonders gut gewirtschaftet haben. Er hatte nicht nur doppelt so viele Angestellte, sondern auch mindestens einen doppelt so großen Absatz an Sensen. Eine starke Produktion hieß umgekehrt aber auch, das enorme Mengen an Holzkohle gebraucht wurden. Pro Tonne Sensen wurden etwa 6 Tonnen Holzkohle verbrannt, was wiederum die Abholzung großer Waldflächen zur Folge hatte. Ein Hammer, der eine durchschnittliche Rate von 40.000 Sensen im Jahr produzieren konnte, benötigte dazu eine Waldfläche von ca. 300 ha³. Aufgerechnet auf die Innung Judenburg war dies ein Achtel der Waldfläche, auf die gesamte Steiermark bezogen sogar ein Drittel des Waldbestandes. Ab den 1850er Jahren kamen schlussendlich auch andere Rohstoffe zur Verbrennung in Frage. Fohnsdorf begann mit seinem Kohlebergbau und entlastete somit den steirischen Waldbestand. Es war zwar eine Umstellung auf Kohle absehbar, ging jedoch in den kleineren Werken sehr langsam voran. Größere hingegen stellten im Grunde von heute auf morgen deren Feuerungsprodukt um. Die folgende Gewerbefreiheit von 1890, der nahezu aufgelöste Hammeradel Ende des 19. Jahrhunderts und ein Zusammenschluss vieler Werke der Region zu den „Vereinigten Sensenwerken in Judenburg, Mürzzuschlag und Kindberg“ unter Karl Wittgenstein (unter den einzelnen Kapiteln der Hämmer oft vorzufinden) führten zu erheblichen Produktionssteigerungen auch in Judenburg und Umgebung. Folgende Tabelle soll dies veranschaulichen⁴:

ORT	SENSEN PRO JAHR	GUSSTAHLERZEUGUNG	BESCHÄFTIGTE
Pöls	170.000	280 Tonnen (t)	44
Forcher-Hammer	150.000	0 t	40
Ebner-Hammer	30.000	0 t	56
Stegmüller-Hammer	k. A.	k. A.	21
Hammer in Rothenthurm	30.000	280 Tonnen (t)	78
Kindberg	360.000	0 t	120
Mürzzuschlag	240.000	0 t	k. A.
Judenburg (Jahr 1903)	700.000	0 t	200

2 „Kohle Eisen Stahl“, Helmut Lackner, S. 27

3 „Kohle Eisen Stahl“, Helmut Lackner, S. 27

4 „Kohle Eisen Stahl“, Helmut Lackner, S. 44 (inkl. folgende Tabellendaten)

Weiterer wichtiger Hersteller von Sensen war die Familie Ainbach unter der Führung von Familienoberhaupt Forcher von Ainbach. Sie waren ebenso wie die Wittgensteins im Besitz einiger Werke der Umgebung und produzierten im Jahr 1889 472.000 Stück⁵. Die Familie zählte somit eindeutig und zweifellos zu den größten Sensenproduzenten des Jahrhunderts. Das Judenburger Werk von Wittgenstein produzierte noch bis zum 1. Weltkrieg eine Million Sensen pro Jahr, wovon die Meisten ins Ausland exportiert wurden. Erwähnenswert ist in diesem Zusammenhang auch noch die Familie Zeilinger, welche auch Werke in Knittelfeld besaß und um 1900 die Hämmer im Obdacher Raum zu kaufen begann und zu einem Werk vereinte. Lt. Helmut Lackner in „Eisen-Kohle-Stahl (S. 47)“ waren 100 Angestellte vorhanden, die 350.000 Sensen im Jahr herstellten. Die Sensenproduktion hatte vor dem 1. Weltkrieg ihren Höhepunkt und nie wieder solch hohe Produktionsraten erreicht. In der Zwischenkriegszeit und nach dem 2. Weltkrieg wurden zwar noch zahlreiche Sensen produziert, deren Mengen aber deutlich reduziert. Moderne landwirtschaftliche Maschinen trugen hierzu wesentlich bei.



Abbildung 66

Karl Wittgenstein (1847 - 1913), „Stahlbaron“ in Judenburger, Wien und Kladno (Tschechien).

⁵ „Steiermarks Eisenindustrie“, Kulturbilder aus Graz, Josef Ehrenwerth, 1890 S. 162 und unter Punkt 28 angeführtes Buch S. 45

INHALT

- 138 DER INDUSTRIEZWEIG
DER KÖHLEREI
- 142 MEILERARTEN DER
KÖHLEREI
- 146 KÖHLEREI ALS
NEBENERWERB

KÖHLEREI

13

DER INDUSTRIEZWEIG DER KÖHLEREI

Der Industriezweig der Köhlerei

Wie bereits in den vorherigen Kapiteln beschrieben, wurde Holzkohle vor allem für die Eisengewinnung benötigt. Nur durch diese wurden so hohe Temperaturen erreicht, dass Eisen aus Eisenerz gewonnen werden konnte. Alles in allem kann man sicher behaupten, dass die Köhlerei zumindest so alt ist wie das Eisengewerbe selbst. Grundsätzlich entsteht bei der Verbrennung von Holz reine Asche. Durch den hohen Sauerstoffanteil der Luft bleiben am Ort der Verbrennung keine anderen Substanzen übrig. Der Rest, das sog. „Holzgas“, wird gasförmig, jedoch auch nur in geringer Menge. Flüssige Bestandteile bleiben nahezu keine erhalten. Im Gegensatz zur natürlichen Verbrennung wird in der Köhlerei das Holz verglüht. Dabei bleiben Produkte aller drei Aggregatzustände nach der Verbrennung über. Ein gasförmiger Anteil in Form von Holzgas; ein flüssiger Anteil in Form von Teer, Holzgeist und Holzessig aber auch ein wenig Wasser; und schlussendlich der wichtigste Teil der Köhlerei, die Holzkohle, als fester Bestandteil. Dadurch, dass der Verbrennungsprozess mit sehr geringem Sauerstoffanteil vor sich geht und keine offene Verbrennung an der Atmosphäre stattfindet, zerlegt sich das Produkt Holz zwar, löst sich aber nicht vollständig auf. Nebenprodukte waren dabei genauso wichtige Einkommenslieferanten. Darunter der sogenannte Holzgeist. Dieser wurde unter anderem zur Herstellung von Aceton (Lösungsmittel) und Methylalkohol verwendet, welche wiederum in der Farb- und Lackindustrie wesentlicher Produktbestandteil sind. Holzterpentinöl und Kienöl für den sogenannten Kienspan (Lichtstelle im Haus) waren ebenso Produkte der Köhlerei und damit aus dem täglichen Leben des Bauern nicht weg zu denken. Daher betrieben diese auch meist selbst Köhlereien, um auch diese Nebenprodukte selbst erzeugen zu können. Ein teurer Zukauf konnte somit meist gespart werden. Je nachdem, welche Holzart verglüht wurde, ergaben sich mehr Nebenprodukte oder mehr Holzkohle. Vorwiegend Nadelhölzer, wie Fichten, Tannen, Kiefern und Lärchen, ergaben mehr Nebenprodukte. Laubhölzer wie Buchen, Eschen und Eichen lieferten mehr Holzkohle. Im Grunde gab es mehrere Varianten um Holzkohle zu gewinnen, welche im folgenden Teil („Meilerarten und Produktionstechniken“) genauer beschrieben werden sollen. Heute gibt es in Österreich nahezu keine Köhlereien mehr. 15 an der Zahl waren es im Jahr 2011 laut dem Bericht „Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes in Österreich“, welcher von der UNESCO aufgelegt wurde¹. Geringere Wirtschaftlichkeit, technischer Fortschritt und die damit einhergehende Automatisierung des



Abbildung 67

Ein Holzkohlemeiler um 1500 in Hieflau (Hochsteiermark, Bezirk Leoben). Dahinter der Rechen von 'Hans von Gasteiger', der den Rechen auf Erlass von Kaiser Maximilian I. aus dem Jahre 1502, erbaute. Die Radwerke um Vordernberg wurden von hier aus mit Holzkohle versorgt.



Abbildung 67.1

Ein „Kienspan“, auch „Kienholz“ genannt, ist ein schmales oder vierkantiges Holzstück aus sehr harzreichem Holz. Es wurde seit der Altsteinzeit genutzt und blieb bis in das 19. Jahrhundert in Verwendung.

¹ <http://www.holzkohle.at/Koehlerei/Produkte.html>

Produktionsprozesses machen eine Herstellung auf alte Art und Weise meist nicht mehr finanzierbar. Obwohl eine von Hand geglühte Kohle eine höhere Qualität aufweist als eine handelsübliche Kohle, ist sie nicht besonders wirtschaftlich vertreibbar. Trotzdem haben sich noch einige Personen der heutigen Zeit, dieser altherkömmlichen Produktionstechnik verschrieben.

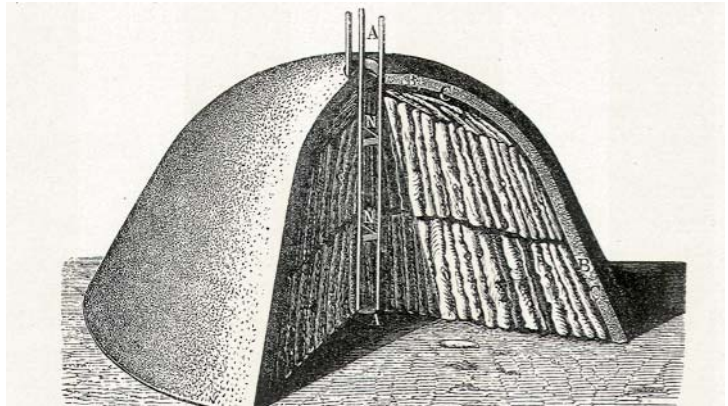
Abbildung 68

Ein Holzkohlemeiler mit Fichtenreisig und Erde bedeckt, so wie er auch in der Region Aichfeld-Muroden verwendet wurde.



Abbildung 69

Querschnitt durch einen Holzkohlemeiler. Im Zentrum ist der Feuerschacht zu sehen. Die Deckung („Haube“) war je nach Region unterschiedlich und konnte neben Erde auch aus Laub bestehen.



MEILERARTEN DER KÖHLEREI

Meilerarten und Produktionstechniken

Der Grubenmeiler:

Im Grubenmeiler, wie der Name schon sagt, wurde eine Grube im Boden ausgehoben, darin das Holz gestapelt und abschließend wieder mit Erdschutt bedeckt. Ein Feuerkanal im Zentrum ermöglichte eine Regulierung des Feuers durch Zuluft-Regulation. Für diese Art der Produktion wurde nahezu jedes Holz verwendet. Die Länge und Form der Holzstücke spielte dabei weniger eine Rolle. Erst um 1567 und 1668¹ war eine bestimmte Länge von 6 Schuh vorgeschrieben. Diese Art der Herstellung verbrauchte aber relativ viel Holz und wurde bereits im 18. Jahrhundert von der Meiler-Köhlerei verdrängt. Da zuerst jeder Bauer leicht einen Grubenmeiler bauen konnte und nahezu jedes Stück Holz verwendet werden konnte, war dies die bevorzugte Produktionsart. Ab dem 18. Jahrhundert mit dem Aufkommen der Kohle-Meiler wurde auch dieses Handwerk mehr und mehr zu einem eigenen, hoch spezialisierten Industriezweig, woraufhin immer weniger Bauern eine Köhlerei betrieben haben.



Der Holzkohle-Meiler:

Bei dieser Art der Holzkohlemeiler unterscheidet man nach der Form und der Art der Schichtung. Der Langmeiler und Rundmeiler waren nur nach der Form unterschiedlich, wobei die Art der Herstellung von Holzkohle die gleiche war. Die Unterscheidung nach der Art der Schichtung war einerseits die italienische Köhlerei, auch stehende Schichtung oder stehender Meiler genannt, andererseits die Herstellung im liegenden Meiler. Bei der ersteren Art wurde Holz um den Feuerkanal vertikal rundum aufgestellt, bei der letzteren Art horizontal gestapelt, sodass eine Prismenform entstand.

„Meiler“

Als „Meiler“ bezeichnet man im Allgemeinen einen Ofen, der keine tragende Struktur aufweist. Das heißt, das zum Bauen verwendete Material ist zugleich das Material für die Produktion. Neben der Verwendung zur Herstellung von Holzkohle wurden auch Gips und Koks in Meilern produziert.

Abbildung 70

Ein sog. „Grubenmeiler“ war leicht herstellbar und für jeden leistbar, da alles Holz das zur Verfügung stand - auch Reste - zur Verkohlung verwendet wurden. Dieser Meiler ist bis 700 n. Chr. zurück datierbar, wobei wahrscheinlich schon Kelten und Germanen auf diese Technik zurückgriffen.

„Schuh“

Ein „Schuh“ wird heute meist als „Fuß“ bezeichnet und war, z. B. neben der „Elle“ oder der „Handbreite“, mit Sicherheit eines der ersten Längenmaße überhaupt. Je nach Land konnte das Maß des „Schuhs“ aber variieren und hatte meist Längen zwischen 25.0 und 35.0 cm.

¹ „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 494 ff

Abbildung 71

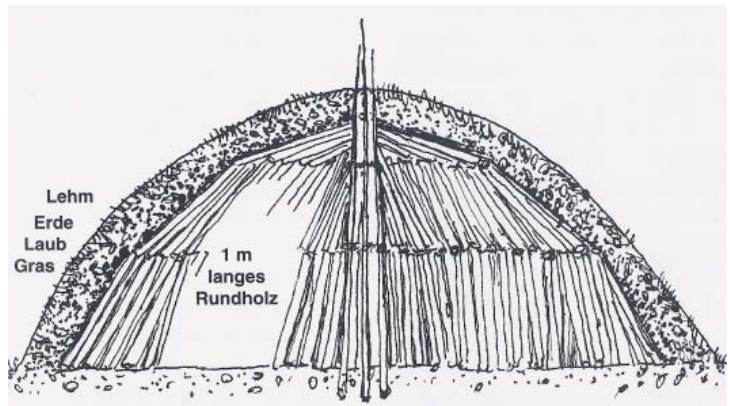
Der „Langmeiler“ war konzeptionell gleich aufgebaut wie der in Abbildung 70 gezeigte „Rundmeiler“, war aber durch seine brettförmige Umschließung und zusätzliche Abstützung schwieriger herzustellen. Die Abbildung rechts zeigt einen solchen „Langmeiler“.



Egal um welche Form oder Art es sich handelte, die größte Kunst dabei war es, möglichst viel Holz mit möglichst wenig Verschleiß zu verkohlen. Im Vergleich mit der modernen Wirtschaft könnte diese Art des Produktionsprozesses durchaus als erstes Minimal-, Maximalprinzipien gesehen werden. Bei der italienischen Art wurde das Holz vertikal gestapelt und um den Kern, die sogenannte „Quendel“, aufgebaut. Diese war wiederum nicht nur stabiles Zentrum sondern auch der Feuerschacht zur Verkohlung. Die folgende Abbildung soll die italienische Bauart verdeutlichen:

Abbildung 72

Ein Meiler nach der italienischen, stehenden oder auch vertikalen Bauart.

**Abbildung 73**

Ein liegender Meiler in horizontaler Bauart.

Um einen möglichst luftdichten Meiler zu erhalten, wurde dieser in früherer Zeit mit einer Erddecke oder auch Löschdecke (feuerfest), überzogen. Darunter befand sich eine zweite Schicht aus Reisig. Dies waren meist die Äste der Bäume und wurden oft durch Moss zur zusätzlichen Abdichtung ergänzt. Am besten eigneten sich hierfür natürlich Äste von Nadelbäumen, da diese durchaus meist dichter waren als die der Laubbölzer. Folglich wurde der Feuerschacht mit brennbarem Material gefüllt und angezündet. Eine erste Regulierung des Feuers war somit durch die Art des Brennmaterials gegeben, eine weitere durch Steuerung der Zuluft mittels eines Deckels am Scheitel des Meilers. Hauptsächlich aber durch Einstiche in die Außenhaut des

Meilers, wodurch eine genauere Regulierung, über das ganze Volumen möglich war. Ein Meiler stand durchschnittlich fünf bis sechs Wochen in Betrieb und musste dauerhaft, auch bei Nacht bewacht werden. Dadurch wurde ein Auskühlen oder Ablöschen des Feuers verhindert. Unwetter, oder Dauerregen machten es nicht einfach den Meiler zu erhalten. Der Köhlermeister ist somit durchaus ein Spezialist seiner Zeit gewesen. Wie viel Holzkohle nun pro Meiler gewonnen werden konnte ist schwer abzuschätzen und differiert zwischen den einzelnen Meilern sehr stark. Holzmenge, verwendete Holzart, Art und Weise der Stapelung, aber auch die Spezialisten-Arbeit des Köhlers, sowie Unwetter waren dabei ausschlaggebende Faktoren. Schätzungen zu Folge wird aber pro Meiler ungefähr davon ausgegangen, dass man pro 100 m³ Holz in etwa 10.000 kg Holzkohle erwarten durfte² und war durchaus davon abhängig ob Hart oder Weichholz dafür verwendet wurde. Andere Quellen sprechen wiederum von zirka 20 bis 26 Gewichtsprozent des Holzes³, weiter davon, dass ca. 30 % des Holzes zu verwertbarer Holzkohle werden. „Dreilingsholz“, so wurde das Rundholz bis zu einer bestimmten Stärke genannt, aber auch Wurzelholz (Baumwurzeln) waren in der Köhlerei schon immer sehr beliebt und wurden mit höher zu erzielenden Preisen sehr geschätzt. Aufgrund dessen, dass diese Baumteile eine höhere Dichte als der Rest des Baumes aufweisen, entstand dadurch natürlich eine weit länger brennende Holzkohle. Die Köhlerei hielt sich bis in das 20. Jahrhundert, wurde aber bereits im 19. Jahrhundert immer weniger betrieben. Insgesamt sollen in der Steiermark um 1895 nur mehr 115 Köhler vorhanden gewesen sein⁴.

Betriebszeit eines Meilers

Ein Meiler wird je nach Größe und Ausdehnung mehrere Tage bis Wochen betrieben. Trat kein Rauch mehr aus, und waren die Umwelteinflüsse (z. B. Regen, Schnee, etc.) gering, wurde der Meiler geöffnet und mit kaltem Wasser die glühende Kohle gekühlt bzw. glöscht. Beim Betrieb verlor der Meiler mindestens ein Viertel seines Volumens, teilweise sogar ein Drittel.

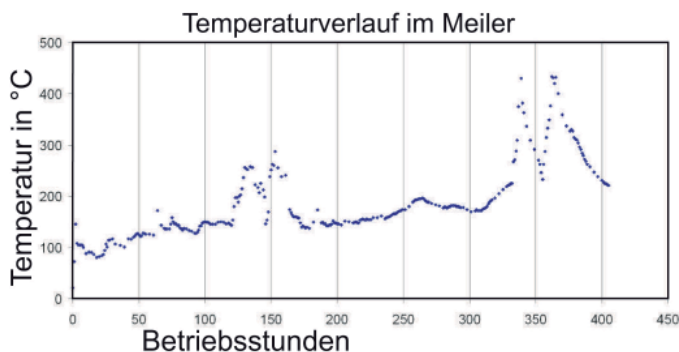


Abbildung 74

Der Temperaturverlauf in einem Holzkohlemeiler in Abhängigkeit von den Betriebsstunden ist in der Grafik abgebildet. Eindeutig erkennbar sind einige Spitzentemperaturen, die auf Umwelteinflüsse oder zusätzliche Befeuern schließen lassen.

² <http://www.eduhi.at/dl/koehlerei.pdf>, Seite 2 oben

³ „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 495

⁴ „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 495 Mitte

KÖHLEREI ALS NEBENERWERB

Köhlerei als Nebenerwerb

Durch die starke Expansion der Eisenindustrie, vor allem im 16. Jahrhundert, ging eine Verknappung der Holzkohle im Raum Innerberg, später auch in Vordernberg, einher. Nach der Verlagerung der forstwirtschaftlichen Zulieferer in das Murtal (Aichfeld-Murboden) konnte die Nachfrage nach Kohle und Holz zwar zum Großteil gestillt werden, war aber nach wie vor ein angespannter Geschäftszweig der Eisenindustrie. Forstwirtschaft und Eisenindustrie waren in diesen Jahrhunderten immer stark voneinander abhängig. Die Nachfrage nach Kohle brachte der Forstwirtschaft erhebliche Erträge. Das florierende Eisenwesen brauchte Tag für Tag mehr Holzkohle und trieb das Geschäft an. Da auch immer mehr Hämmer in der Region aufkamen und sich an den Bächen der Seitentäler ansiedelten, kam diesen ein besonderer Stellenwert in der Holz- und Kohlebeschaffung zu. Ab dem 16. Jahrhundert hatten daher die meisten Hammerherren ihre eigenen Waldflächen entweder gekauft oder versuchten durch Abstockungsverträge diese im Grunde von den Bauern zu pachten. War auch dies nicht möglich, wurde von den Waldbesitzern Holzkohle gekauft. Ein neuer Nebenerwerbszweig der Landwirtschaft war somit geboren und brachte den Bauern ein erhebliches Zusatzeinkommen. Da ein Landwirt oder eben Bauer meist eine große Anzahl an auf dem Bauernhof lebenden Personen zu versorgen hatte, darunter nicht nur die Verwandtschaft sondern auch Knechte, Dienstboten und Dienstmägde, war auch deren Entlohnung sicher gestellt. Die stetige Nachfrage nach Kohle war ein sicherer Zuverdienst und war über Jahrhunderte ein gutes Geschäft. Umso knapper das Angebot an Holzkohle war, umso höher waren die zu erzielenden Preise und spülte viel Geld in die Haushaltskassen der Bauern. Betrachtet man die Köhlerei genauer und erkennt man hinter der Herstellung den eigentlichen Zweck der selben, kann man die Köhlerei eigentlich als einen der ersten Energielieferanten sehen. Genauso wie heute Wasserkraftwerke den Strom in den Haushalt liefern, waren die Köhler die Lieferanten für die Energie der Hämmer und Sensenwerke. Neben der Köhlerei waren aber auch Fuhrdienste ein einträglicher Geschäftszweig. Genauso wie die Flößerei am Wasserweg waren Fuhrwerke am Land wichtige Transportmittel. Teilweise haben sich sogar Bauernhöfe auf das Transportwesen spezialisiert und bezogen ihr Einkommen dann nicht mehr hauptsächlich aus dem Kerngeschäft, der Landwirtschaft und dem Ackerbau, sondern aus dem Zuerwerbsgeschäft, der Transportdienste. Fallbeispiele zeigen dies ganz gut. Unter anderem der „Gstattmannshof in Laas“ bei St. Marein bei Knittelfeld. Diese unterhielten, nach einem Verlassinventar von 1696 aus dem Stift Seckau, meh-

Nebenerwerb

Eine Erwerbstätigkeit die neben dem hauptsächlich ausgeübten Beruf noch zusätzlich ausgeübt wird, wird als Nebengewerbe oder Nebenerwerb bezeichnet. Der Nebenerwerb kann neben allen Hauptberufen ausgeübt werden.

Forstwirtschaft

Als Forstwirtschaft wird das planmäßige, vorausschauende und nachhaltige Handeln des Menschen mit Waldflächen bezeichnet. Die Forstwirtschaft ist Teil der Volkswirtschaft eines Landes und hat vor allem in Österreich seit langem einen besonders hohen Stellenwert innerhalb der Wirtschaft aber auch der Gesellschaft an sich.



Abbildung 75

Ein „Kohlekarren“ zur Beförderung von Kohle über kürzere Distanzen, meist innerhalb der Köhlerei.

„Vorbehaltsfläche“

Eine „Vorbehaltsfläche“ wird in der Steiermark im Rahmen des Raumordnungsgesetzes (i. d. g. F. 2012) innerhalb der Baulandmobilisierungsmaßnahmen geregelt und meint, dass eine Gemeinde eine bestimmte Fläche für eine bestimmte Nutzung sicherstellen kann. Dabei kann es um Flächen für die Industrie, das Gewerbe aber auch Flächen für den Wohnbau gehen.

rere Karren, Wägen und Leiterwägen, sowie Holzschlitten, Kohlschlitten und Milchkarren¹. Wahrscheinlich war dies eines der ersten Transportunternehmen der Region. Die sogenannten „Kohlführer“ beförderten die Holzkohle aus den Meilerstätten zu den Betriebsstätten in der ganzen Steiermark. Hauptabnehmer war aber mit Sicherheit die Radmeister-Communität-Vordernberg, da diese die meisten Wälder und ab dem 17. und 18. Jahrhundert auch viele Hämmer im Umfeld besaß. Der Transport der Kohle wurde auf den diversen Wägen vollzogen. Um aber auch eine adäquate Lagerung zu gewährleisten wurde die Kohle in „Kohlkrippen“ gefüllt. Dies waren Korbeinsätze worin pro Einsatz ungefähr 5 m³ Kohle Platz fanden. Da die Kohle aber auch darin nicht wirklich vor Regen und Schnee sicher war und auch leicht feucht wurde, wurden die Transportgespanne noch mit einem Leinentuch bezogen.

Grundsätzlich muss man sagen, dass mit der Köhlerei viele Gewerbe miteinander verbunden wurden. Zusätzlich ist es besonders interessant, dass in Zuge der Erstellung des Josephinischen Katasters einige Flächen darin als Rodungsgebiete vorgesehen wurden. Dazu muss man sagen, dass in einem Kataster nur besonders wichtige, die Allgemeinheit betreffende Funktionen und Nutzungen, dargestellt wurden. Da aber ebenso eine Art von „Rodungskataster“ bzw. ein Vorläufer der Vorbehaltsflächen mit dem Josephinischen Kataster unter Joseph II. auftrat, muss die Köhlerei und Forstwirtschaft eine enorme Rolle in der Gesellschaft eingenommen haben. Das der Kataster erst zwischen 1785 und 1789 erstellt wurde und diese Vorbehaltsflächen beinhaltet hatte, weist auf eine enorm wichtige Zeit der Forstwirtschaft, innerhalb der Eisenindustrie, hin.

¹ „Geschichte der Gemeinde St. Marein“, Josef Riegler, 1999, S. 387 oben

INHALT

- 152 HÄMMER IN KNITTELFELD UND UMGEBUNG
- 156 DER SACHENDORFER HAMMER
- 160 ZEILINGER HAMMER KNITTELFELD
- 166 PFANNHAMMER KNITTELFELD
- 170 AINBACH-HAMMER KNITTELFELD
- 174 WEITERE WERKE IN KNITTELFELD

HAMMERWERKE IN KNITTELFELD 14

HÄMMER IN KNITTELFELD UND UMGEBUNG

Der Ingeringbach und seine Werke

Bereits Franz Forcher von Ainbach (teilweise auch Einpach geschrieben) beschrieb schon in einigen seiner frühen Werke wie wichtig Hammer- und Sensenschmieden für die Region des Aichfeld-Murbodens waren. Basierend auf seinen Annahmen, habe ich versucht, die Geschichte - genauer gesagt die Wirtschaftsgeschichte - der Region genauer zu untersuchen und zu verstehen.

Ausgehend von vielen Geschichten und Sagen die um die Region über die Jahrhunderte entstanden sind, ist in vielen Fachliteraturen aber immer wieder die Rede vom sog. „Undrimatal“¹ (von „vallis Undrima“, Gegend von Unzmarkt bis Preg, sog. Aichfeld -Murboden) oder der sog. „Undrima“, was so viel heißt wie ´an der Ingering´ (= Ingeringbach). Die älteste Kirche „ad undrimas“ und auch ein Herrenhof eines Königsgutes „ad Pelisam“ könnte irgendwo in diesem Bereich zu suchen und zu finden sein². Bekräftigt wird diese These dadurch, das wir heute wissen, dass Höfe meist durch die Lage an einem Bach ihren Namen erhielten. Da die Meisten Siedlungen und Höfe dieser Zeit am Rande des Aichfeldes zu suchen waren, wäre auch die Einmündung des Ingeringbaches im Bereich Sachendorf-Maßweg ein weiteres Indiz für dessen Lage. Eindeutig bestätigt werden kann die Lage dieser ältesten steiermärkischen Kirche (ca. um das 8. Jahrhundert) um St. Johann in Knittelfeld aber nicht und könnte auch in Lind bei Zeltweg, in Weißkirchen oder Baumkirchen bei Weißkirchen, in St. Margarethen bei Knittelfeld oder auch in Fohnsdorf vorhanden gewesen sein. Zuletzt wurde auch die Burgkapelle St. Martin in Judenburg als Udrimakirche ausgewiesen, konnte aber ebenfalls nicht bestätigt werden. Die neueste und wahrscheinlichste These geht davon aus, dass die „Ursprungskirche“ und der Herrenhof „ad pelisam“ am sogenannten Pölschals (Übergang von Pöls nach Fohnsdorf) zu suchen sein dürfte. Der Flurname „Indring Wochen“ (der Bezeichnung Ingering sehr ähnlich) scheint noch im 16. Jahrhundert in diesem Bereich auf und könnte auf eine Kirche dort hinweisen, die in dieser Zeit unter heidnischen Aufständen zu Grunde gegangen sein könnte. Sicher weiß man nur, dass eine Kirche im Raum Aichfeld-Murboden von Bischof Modestus geweiht wurde und im Frühmittelalter zur Bezeichnung der Gegend als „Undrimatal“ geführt hat³. Die logische Konsequenz meinerseits war, trotz verschiedenster Thesen, daher am Punkt des heutigen Ingeringbaches in Sachendorf bei Knittelfeld zu starten und in weiterer Folge die fortlaufenden Tä-

Der Ingeringbach

Der Ingeringbach hat seinen Ursprung am Ingerinsee in der Gemeinde Gaal und fließt bei Schloss Wasserberg (Ingering II, Gemeinde Gaal) mit dem Gaalbach zusammen. Schlussendlich mündet der Ingeringbach, nach seinem Verlauf durch den sog. „Hammergraben“, (Gemeinde Seckau) in Landschach bei Apfelberg (Gemeinde Knittelfeld) in die Mur.

Der „Ingeringer Werkskanal“

Der „Werkskanal“ wurde wahrscheinlich erst im 15. Jahrhundert angelegt, nachdem der alte Verlauf des Ingeringbaches sich schon im 13. Jahrhundert öfters verklaut hatte. Heute besteht der Ingeringbach nach wie vor, verläuft jedoch weiter südwestlich in einem jüngeren Bachbett. Der Werkskanal führt direkt durch Sachendorf bei Spielberg und wird deshalb auch „Sachendorferbach“ bezeichnet. Daneben speiste er die meisten vor- und industriellen Werke der Stadt Knittelfeld, darunter auch die „Gruber-Mühle“ die bis heute noch besteht und von ihm angetrieben wird.

1 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 49

2 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 422

3 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 481 ff.

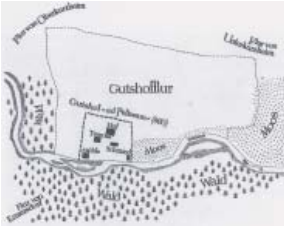


Abbildung 76

Die Abbildung zeigt den Herrenhof „ad pelisam“ bei Pöls (nahe Oberkurzheim) um 860. Die Skizze wurde von Walter Brunner gefertigt, der zahlreiche Publikationen und Chroniken rund um das Aichfeld veröffentlichte.

Abbildung 77

In der Abbildung rechts ist die Abzweigung des Ingeringer Werkkanals (Sachendorferbach) vom Ingeringbach ersichtlich und konnte schon mehrere Verklausungen des Werkkanals verhindern.



Abbildung 78

In der Abbildung ist eine neuere Schleuse zu Beginn des Werkkanals, bei der sog. alten „Holzbruckn“ zu finden. Sie reguliert den Wasserzufluss vom Ingeringbach in den Werkskanal, da es vor allem im Winter immer wieder zu Vereisungen des Kanals kommt und Überschwemmungen im Bereich Sachendorf die Folge sind.

ler - hinsichtlich der Industrialisierung an den wichtigsten Flüssen und Bächen - zu erforschen und diverse Gewerke zu verorten. Hauptsächlich jedoch jene von Hammer- und Sensenwerken, die zum industriellen und ökonomischen Wachstum der Region erheblich beigetragen haben. Das heutige Erscheinungsbild des Aichfelds liegt ebenfalls in der Zeit der Hammerherrlichkeit begründet, welche Vorläufer der im 19. Jahrhundert aufkommenden, hoch industrialisierten Eisenindustrie im Raum Judenburg und Knittelfeld gewesen ist.

Von Sachendorf Fluss abwärts Richtung Süden wurde schon um die Gründung Knittelfelds 1224 davon geredet, dass sich durch ein Gewitter der Ingeringbach verkleuste und so nicht mehr nach Sachendorf sondern über Maßweg zur Mur führte. Diese Verklauung rief eine Umleitung des Hauptbachbettes hervor. Eine Schleuse bildete in weiterer Folge an genau dieser Stelle eine Regulierungsmöglichkeit und schützte so fortan den sog. Sachendorferbach - später auch Ingeringer Werkskanal - vor Verschüttungen und weiteren Verklausungen.



So wurde das „alte Bachbett“ durch Neuanlegung zur neuen Lebensader⁴ der Stadt Knittelfeld. Heute verläuft dieser nahezu parallel zur Anton-Regner Straße und hat einen geringfügig veränderten Flusslauf. Der Verlauf führte fortan direkt durch das mittelalterliche Stadtzentrum, vorbei an der östlichen und westlichen Stadtmauer und bildete zugleich einen Wassergraben aus und mündet heute noch unter dem Gelände der „Austria Email“ in die Mur. Zuvor verlief das alte Bachbett vermutlich ähnlich. Jedoch nicht durch die Stadt sondern einige hundert Meter östlich der alten

⁴ lt. RR Ing. Rinofner, Archivar, Stadtmamt Knittelfeld in „Geschichte und Geschichten rund um Knittelfeld“, März 2012, Folge 34

Stadtmauer des heute bestehenden „Autohauses Laimer“ bzw. des „Schulzentrums“, richtung bzw. über die Seckauer Straße, und mündete Mur abwärts nahe der „Gubernitzerbrücke“, in die Mur. Vermutlich deshalb, da bis heute keine konkreten historischen Schriften oder Pläne des alten Bachbettes vorfindbar sind. Wahrscheinlich aber in diesem Bereich, da auch heute noch an jenen oben angeführten Stellen, nach wie vor Schwemmsande auffindbar sind und bei Neubauten noch immer gefunden werden. Zu welcher Zeit der „Ingeringer-Werkskanal“ also angelegt wurde ist historisch umstritten. Auch Franz Forcher von Ainbach hatte diese Vermutung bereits in einem seiner Werke geäußert. In „Wer war die Urbevölkerung des Murbodens und wie erfolgte die spätere Besiedelung“ ging er darauf genauer ein. Vermutlich wurde der Kanal erst nach 1486 angelegt, da alle Gebäude und Wehren auf den 1486 fertiggestellten Kirchturm der Stadtpfarrkirche ausgerichtet⁵ Diese Vermutung wird unter anderem von Hrn. RR Ing. Rinofner, Archivar der Stadtgemeinde Knittelfeld, bestärkt. Meiner Ansicht nach ist dies ein logischer Schluss beider Persönlichkeiten der die Vermutung als wahr erscheinen lässt - auch ohne historisches Dokument, welches dies nachweisen würde. Von Sachendorf ausgehend Bach abwärts entstanden über die Jahrhunderte einige Mühlen, welche in weiterer Folge oft adaptiert und erweitert, oder aber auch abgetragen oder geschlossen wurden. In Folgendem möchte ich gerne auf diese näher eingehen.



Abbildung 79

Die Stadtpfarrkirche von Knittelfeld ist eine der drei größten Kirchen der Stadt.



Abbildung 80

St. Johann in Knittelfeld wird in der Umgebung auch Friedhofskirche genannt und könnte Standort der Kirche „ad undrimas“ gewesen sein.

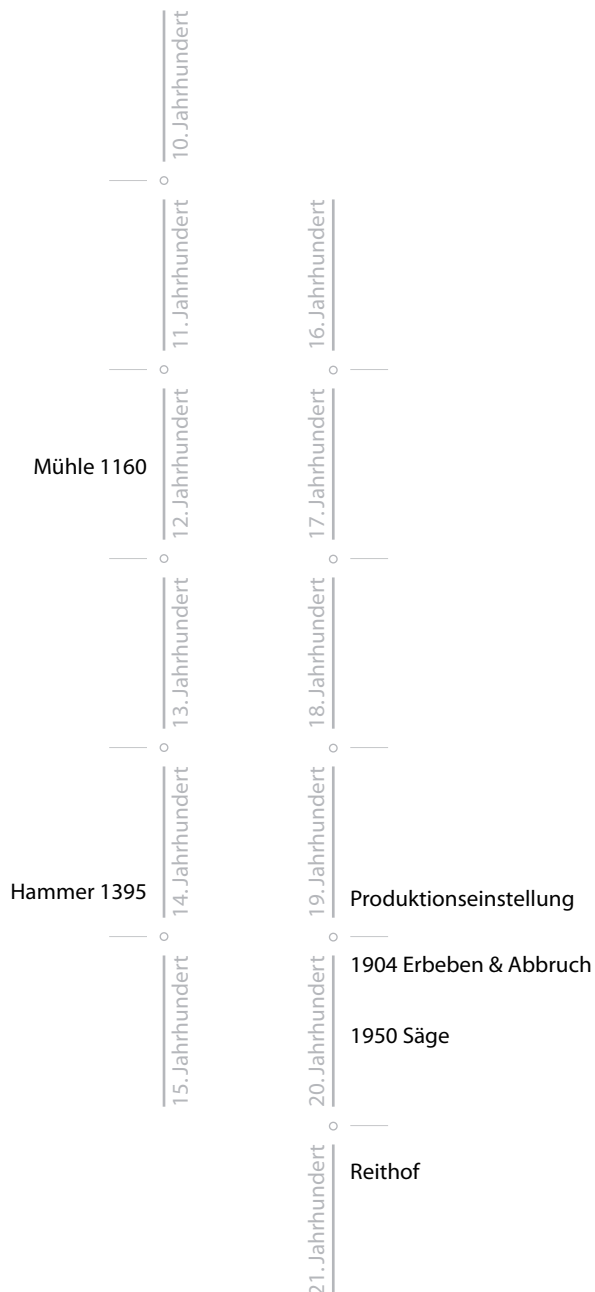


Abbildung 81

Kirche in Lind bei Zeltweg, welche eventuell auch als Standort der „ad undrimas“ in Frage kommen könnte.

⁵ „Wer war die Urbevölkerung des Murbodens und wie erfolgte die spätere Besiedelung, 1907, S. 173 unten

DER SACHENDORFER HAMMER



Der Sachendorfer Hammer

Kurzgeschichte:

Ein relativ alter Hammer am Auslauf des Hammergrabens bzw. am Beginn des Aichfeldes ist der Erste in der Reihenfolge flussabwärts am Ingeringer-Werkskanal. Über die bekannte Familie Seßler gelangte dieser in die Hände der Familie Mylius. Diese betreibt heute einen Reithof am Anwesen. Viele Gebäude sind noch erhalten geblieben.

Erbfolge und Verkäufe:

Der Hammer in Sachendorf wurde als Mühle gegründet. Bereits 1160 wurde hier von einer Mühle gesprochen und gehört zum heutigen Gutsbesitz der Familie Mylius welche dort unter anderem einen Reitsporthof betreibt. 1495 wurde diese Mühle als „Wällisch-Hammer“ bekannt und urkundlich erwähnt. Der Name Wällisch-Hammer kommt vom Wort „Welschhammer“ der auch als „Frischhammer“ bezeichnet wurde. Wie bereits in der Einleitung erwähnt, diente das „Frischen“ des Eisens zur Verbesserung der Sprödigkeit. Der Hammer geht jedoch auf Josef Seßler zurück, der 1825 das Werk von den Vorbesitzern Egger und Hochkofler gekauft hatte. Sein Sohn Maximilian übernahm diesen in Erbfolge. Zusätzlich zum uralten Streckhammer wurde 1850 von Maximilian Seßler ein Sensenwerk angegliedert. Er war mit Frau Johanna Seßler verheiratet die nach dem Tod Maximilians das Werk noch weiter führte. Vorerst war ein guter Absatz gegeben, wurde aber im Laufe der Jahre immer schlechter. Johanna Seßler stellte daraufhin die Produktion in den 70er Jahren des Jahrhunderts ein. Nach ihrem Tod ging der Besitz an deren Tochter Katharina über. Diese war mit einem Hrn. Reicher verheiratet. in Ihrem Besitz bleibend verpachtete sie das Werk 1877 an Carl Nierhaus, der das Werk bis in die 1880er Jahre führte. Nach einem Erdbeben musste 1904 jedoch das Gebäude abgetragen werden. Wo letztendlich der genaue Standort der Mühle war lässt sich heute nur mehr vermuten. Sicher ist jedoch, dass es sich irgendwo zwischen dem alten Herrenhaus (Sachendorferstraße 30, 8724 Spielberg bei Knittelfeld) und dem heutigen Bachbett (Sachendorferbach) befunden haben musste und so eine grobe Verortung doch zulässt (siehe dazu in den beiliegenden Mappings). Fotos der damaligen Zeit bestätigen diesen Verdacht. Das Sensenwerk wurde später noch zu einem Sägewerk und durchlebte zuvor mehrere Familiengeschlechter. Beginnend bei der Fam. Denzel, später der Fam. Schwammbberger - unter der das Werk zur Schwammbberger Säge wurde und schlussendlich die Familie Mylius die das Anwesen zu einem Reithof umbaute. Das Herrenhaus des ehemaligen Hammers besteht bis heute.



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 13m 23.90s
Längengrad:
E 14d 47m 56.55s
Höhe:
681.00 m

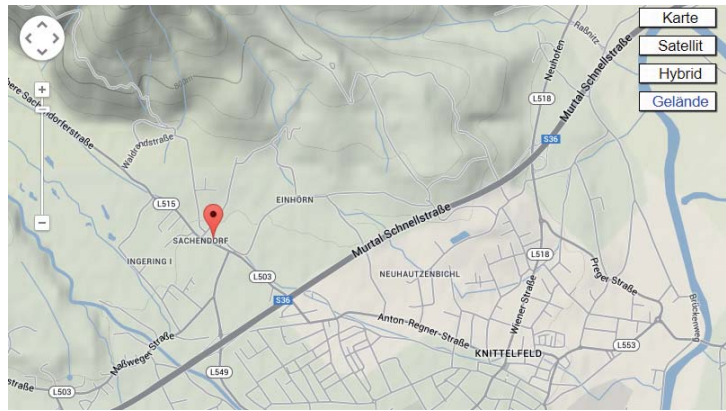


Abbildung 82

Die ehemalige „Schwammbberger Säge“.

Abbildung 83

Lage des Objektes auf der Karte.

**Abbildung 84**

Die Insignen von Maximilian Seßler sind über dem Eingang des Herrenhauses heute noch vorhanden.

Die Initialen „M S“ über dem Sturz des Eingangs zeugen noch von den Seßlers als Besitzer, wobei „M S“ für Maximilian Seßler steht.

Namentliche Abfolge:

Die Namensgebung geht auch hier vor allem auf den Standort zurück. „Sachendorfer Hammer“ ist dabei der geläufigste. Die Familiennamen spielten dabei nie eine wesentliche Rolle. Die Familie Seßler ist die einzige bei der eine Namensgebung in Richtung eines Seßler-Hammers zu vermuten wäre, da auch sie dem Hammer zur Blüte verhalf. Eine definitive Bestätigung diesbezüglich ist aber nirgends beschrieben oder angeführt.

Das Siegel des Hammers:

Unter Maximilian Seßler im Jahr 1850 wurde der sogenannte „Kosake“ eingeführt. In den 1870er und 80er Jahren wurde der „Storch“ von Carl Nierhaus zusätzlich noch eingesetzt.

Abbildung 85

Das ehemalige Hammerherrenhaus der heute dort lebenden Familie Mylius, von Süden aus gesehen. Aufnahme April 2014.



**Abbildung 86**

Das noch bewohnte Hammerherrenhaus, von der Gartenseite aus gesehen. Eine Sanierung wäre diesbzgl. wünschenswert.

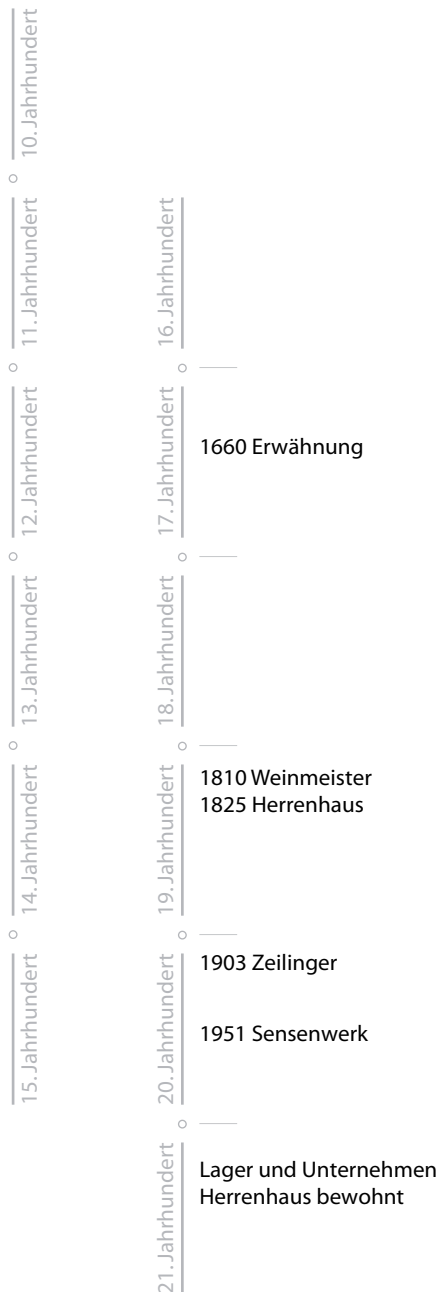
**Abbildung 87**

Ein Nebengebäude nördlich des Herarenhauses, wahrscheinlich Nachfolgegebäude der vormals bestehenden Mühle, das sog. „Schmiedstöckl“.

**Abbildung 88**

Ein weiteres Nebengebäude auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Herrenhauses. Heute ist das Haus ein Personalgebäude und erfährt so seine vorherige Nutzung wieder. Der Reithof befindet sich dahinter.

ZEILINGER HAMMER KNITTELFELD



Zeilinger Werk Knittelfeld

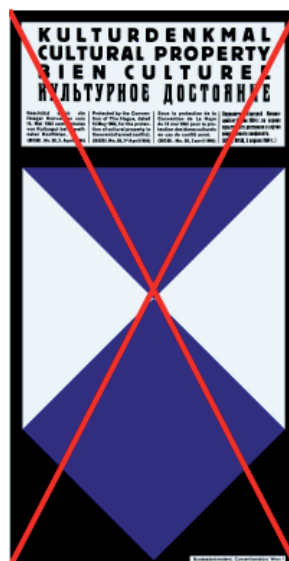
Vorgeschichte:

Ein weiteres und wohl doch sehr bedeutendes Werk war jenes der Familie Zeilinger. Als Familie über die österreichischen Grenzen bis Russland hinaus bekannt und beliebt, war sie auch eine der wohlhabendsten Familien der Region und besaß mehrere Werke im Umfeld. Das Sensenwerk Zeilinger in Sachendorf - heute wahrscheinlich Sachendorfergasse 16 - wurde 1458 als Hackenschmiede gegründet und über die Jahrhunderte mehreren Gewerken zugeführt. Erster Hackenschmiedmeister war Wolfgang der „Harkhenschmidt“⁶. Eine Ansicht von Lois Hammer, welche er in seinem Werk „Aus Knittelfelds Vergangenheit“ nicht belegt. Möglich wäre genauso ein anderer Inhaber gewesen. Wahrscheinlich einer derjenigen Schmiede die in der Hammerordnung bzw. Handwerksordnung von 1458 aufgeführt waren. Darunter sind zu finden⁷:

- Meister (oft Maister) Wolfgang der Hakhenschmidt (Hackenschmied)
- Meister Hans der Spiczenburger, Sengsschmidt (Sensenschied)
- Meister Hans der Huefschmidt (Hufschmied)
- Meister Hans der Kheuzinger und Sengsschmied (Sensenschmied)
- Meister Heinrich der Zach, Sengsensschmid (Sensenschied)
- Meister Georg der Zieher und Harkhenschmidt (Hackenschmied und wahrscheinlich Drahtzieher)
- Meister Andre der Schmied
- Meister Ulreich der Schmied
- Meister Jörg der Sengsensschmied (Sensenschied)
- Meister Georg der Pöxenmaister (Büchsenmacher-/meister)

Meister Michael der Schmied zu Seccau (möglicherweise jener des Hammers im Hammergraben an der Grenze Seckau-Gaal)

Es ist heute jedoch nicht genau festzustellen wo und wann welcher Schmied gearbeitet hat. Ersichtlich wird jedoch durch diese Auflistung an Schmieden, dass es durchaus mehr Sensenschmiede in Knittelfeld und somit in der Region Aichfeld-Murboden gab als Forcher und andere seiner Kollegen bis jetzt aufgezeigt haben. Grund dafür ist nicht



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 13m 1.27s
Längengrad:
E 14d 48m 54.27s
Höhe:
677.00 m



Abbildung 89

Eine Abbildung des alten Zeilinger Sensenwerkes in Knittelfeld. Datierung unbekannt.

6 „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Lois Hammer, 1959, S. 364

7 „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Lois Hammer, 1959, S. 367 mittig



Abbildung 90

Das Herrenhaus vom Garten (Südseite) aus gesehen, mit vorspringendem Zubau und Balkon.



Abbildung 91

Der vorspringende Balkon hat einige Details aufzuwarten, darunter die schmiedeeiserne Laterne an der Decke.

unbedingt eine zu wenig tiefgreifende Forschung, es geht eher darum, dass dies wahrscheinlich Fausthämmer waren. Also jene artverwandten Hämmer, die noch nicht mit einem Wasserrad sondern rein mit Muskelkraft betrieben worden sind. Ganz klar kann diese Abgrenzung trotzdem nicht getroffen werden und bleibt zu hinterfragen. Am Beispiel des Meister Michael der Schmied zu Seccau könnte theoretisch ein Schmied im Hammergraben ansässig gewesen sein, da ja der Ingeringer Werkskanal (Sachendorferbach) die Lebensader der Stadt war. Wenn, dann arbeitete dieser aber definitiv per Hand, da ein Hammer im moderneren Sinne (also mit Wasserkraft betrieben) erst 1586 vom Stift Seckau erbaut wurde. Da der Besitz des Stiftes aber sehr weitreichend war und mehrere Hämmer über die Jahrhunderte besaß können auch andere Hämmer jenen Meister Michael als ihren Meister geführt haben. Genauso möglich wäre es, dass der Meisterschmied in Wasserleith bei St. Marein seinen Dienst versah, da der dortige Hammer erst 1634 vom Stift verkauft wurde. Dagegen spricht jedoch, dass Josef Riegler (Verfasser der St. Mareiner Ortschronik) erst ab dem zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts, also frühestens ab 1550, Sensenschmiede in St. Marein nennt, was wiederum heißt, dass der Meister-Sensenschmied Michael sicher nicht an diesem Ort anzutreffen war. Dies sind natürlich alles nur Vermutungen die hier nicht bestätigt werden können, aber durchaus plausibel und daher zulässig sind. Folglich waren um 1600 noch Georg Eyzinger und um 1730 Josef Steinhuber Besitzer des Hammers⁸. Zuvor wurde das Werk jedoch noch im Jahr 1716 von Josef Eckl⁹ zu einer Sensenschmiede umgestaltet und blieb bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts bestehen.¹⁰ Genauere Informationen, sowie die Erbfolge sind weiter unten angeführt und genauer durchleuchtet. 1951 wurde sie jedoch still gelegt und nicht mehr weiter betrieben.

Der Name Zeilinger kam natürlich von der gleichnamigen Familie Zeilinger. Otto Zeilinger, Familienoberhaupt, folgte sein Sohn Franz Zeilinger nach. Dieser übernahm 1903 das Werk. Unter ihm gelang auch die weltweite Vermarktung der Zeilinger Sensen. Russland war wie bereits angeklungen, Hauptabnehmer jener qualitätsvollen Sensen. Aber wie in allen Bereichen der Eisenindustrie und Schmiedebbranche, wurde auch die Sensenfabrikation nicht von den Folgen der Industrialisierung (Dampfmaschine) und des ersten Weltkrieges verschont. Der Absatz ging im Allgemeinen zurück, vor allem aber weil die Habsburger gegen die

⁸ „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Lois Hammer, 1959, S. 364

⁹ lt. RR Ing. Rinofner, Archivar, Stadtamt Knittelfeld in „Geschichte und Geschichten rund um Knittelfeld“, März 2012, Folge 34

¹⁰ wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 535 ff

Russen in den Krieg zogen. Weitere Schicksale 1929, aber auch der folgende 2. Weltkrieg trugen nicht wirklich zum wirtschaftlichen Erfolg der weiteren Jahre bei. Die Lage des einstigen Zeilinger Hammers kann nicht exakt bestimmt werden, da Ende des letzten Jahrhunderts die Familie Arnold (Maschinenfabrik Arnold) einige großflächige Hallen am selben Gelände errichten ließ. Die letzten Jahre - von 2000 bis ca. 2012 - wurden diese Hallen von der Fa. XXX-Lutz als Lager und danach von der Fa. MTS Zechner GmbH genutzt. Von den alten Objekten ist „nur“ mehr das Herrenhaus (Sachendorfgasse 16, 8720 Knittelfeld) übrig und lässt die ungefähre Position der Mühle und des Hammers nur mehr vermuten.

Kurzgeschichte:

Der Sensenhammer in Knittelfeld war im Bezirk wohl einer der erfolgreichsten und bekanntesten Hämmer. Die Aufzeichnungen beginnen um 1660, womit ein erster Meister der Schmiede genannt wurde. In der zweiten Hälfte seines Bestehens ging der Hammer bzw. das Sensenwerk an die Familie Zeilinger, welche zu dieser Zeit auch andere Werke in der Umgebung besaß, darunter auch jenes in Gaal.

Erbfolge und Verkäufe:

Wie bereits angesprochen, begann dieser Hammer in den 1660er Jahren in denen als Meister Hans Eggl geführt wird. Sein Sohn Josef führte den Betrieb nach Ablebens des Vaters bis zu seinem eigenen Tod 1729 weiter. Seine Ehefrau Eva Barbara und nun Witwe heiratete erneut und wurde die Frau von Josef Stainhuber. Ebenfalls aus Oberösterreich stammend, zeugten sie zwei Kinder wovon jedoch keines den Besitz erhielt, sondern zu Teilen an die Geschwister von Josef Stainhuber. Nach seinem Tod 1735, heiratete seine Frau erneut im Jahr 1736. Sie war mit Johann Michl Moser liiert mit dem sie 7 Nachkommen zeugte. Darunter auch Johann Michl jun. der auf seinen Vater Besitzfolger wurde. Im Laufe der Jahre hat sich ein doch recht ansehnliches Vermögen in Form von Barem herausgebildet und betrug nach dem Tod des Vaters 1758 nahe 10.000 Gulden. Geht man davon aus, dass um 1850 ein ungefährer Schätzwert von 13,40 € pro Gulden gehandelt wurde, kann man trotz vieler Ungenauigkeiten, Zeitwertverlusten und dgl. trotzdem sagen, dass das Vermögen nach damaligen Wert zumindest einige 10.000 Euro betragen haben musste. Eva Barbara Moser heiratete 1759 erneut und wurde Frau von Josef Pammer. Nach seinem Tod und Übernahme des Hammers durch die Mutter ging der Besitz noch zu Lebzeiten der Mutter - weil testamentarisch beurkundet - nicht an den einzigen Sohn Michl Pammer über, sondern an den Sohn dritter Ehe Johann Michl Moser jun. Später verkaufte dieser



Abbildung 92

Die Werkzeichen der Familie Zeilinger über dem südöstlichen Seiteneingang (Gartenseite) des Herrenhauses.



Abbildung 93

Die Insignien der Familie Zeilinger. „J A“ steht dabei für Alois Zeilinger sen. und ist über dem Hauptportal angebracht.

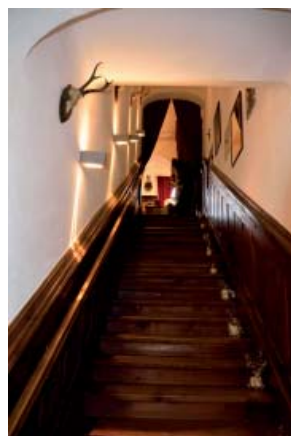


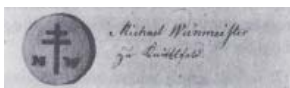
Abbildung 94

Direkt hinter dem Eingang befindet sich das noch erhaltene Stiegenhaus mit alten Holz-Lambrien entlang der Wände.



Abbildung 95

Die Bibliothek des Hauses ist in verschiedene Wissenschaftsbereiche untergliedert. Oben abgebildet jener für die Religionswissenschaften.



Abbildungen 96 und 97

In den oberen Abbildungen sind die Werkssiegel der der Gewerkenfamilie Weinmeister als „Spanisches Kreuz“ dargestellt.

den Hammer an einen Weinmeister. Simon Michl (Michael) Weinmeister, Neffe vom vorherigen Besitzer, übernahm das Werk 1810 und ehelichte Fr. Anna Stainwieder. Da die Ehe kinderlos war und seine Frau verschied, übergab er den gesamten Besitz an seinen Bruder der in Wasserleith bei St. Marein (Knittelfeld) ansässig war. Jedoch unter der Bedingung, dass dieser das Werk nach seinem Tode der Familie in Oberösterreich übergeben müsse, da auch er keine Kinder für die Erbfolge aufzeigen konnte.

Sein Bruder Christof Weinmeister verkaufte jedoch das Anwesen hinter seinem Rücken an die Hammerfamilie Zeilinger, welche unter Johann Alois Zeilinger das Anwesen mit allen Nebenbesitzungen am 19. Oktober 1849 übernahm. Der Vater Alois besaß bereits ein Werk in Eppenstein und vermachte es seinem Sohn Franz Xaver, welcher später dann noch das Werk in Gaal erbaute. Als jüngster Nachfahre der Familie Zeilinger übernahm Otto nach dem Tod des Vaters 1903 die Führung des Familienerbes in der Region. Er führte den Hammer weiter und schlitterte wie so viele Hammerherren in den 20er und 30er Jahren des 20. Jahrhunderts in eine Wirtschaftskrise. Wie schon öfters beschrieben nicht zu letzt zurückzuführen auf Exporteinschränkungen während der beiden Weltkriege. Das Werk arbeitete bis in die 50er Jahre weiter, wobei Teile des Familienbesitzes bereits an die Maschinenfabrikanten Arnold übergingen. 1951 wurde die Produktion aufgrund von zu wenig Nachfrage heruntergefahren. Nähere Infos zum Werk sind unter anderem auch unter der Kategorie „Zeilinger Werke Knittelfeld“ am Beginn zu finden. Das Herrenhaus besteht bis heute und ist noch immer von der Familie Spleit bewohnt. Es wurde teilweise renoviert und saniert und die zuvor verkaufte Bibliothek (drittgrößte Privatbibliothek in Österreich) über die letzten Jahrzehnte zurück gekauft. Über dem Torbogen des Eingangs sind die Initialen Otto Zeilingers zu finden. Die Bibliothek stammt aus dem Jahre 1921, in dem das aus dem Jahr 1825 stammende Herrenhaus erweitert wurde. Der Grazer Architekt Julius Kubik plante den Ausbau.

Das Siegel des Sensenwerks:

Das erste Siegel wurde vom ersten Meister Eggl aus Oberösterreich (Dirnbach) mitgebracht und enthielt „2 Semmel, 2 Laibl, 1 Kreuz“, wobei das Laibl einem Brotlaib entspricht und bereits in Oberösterreich Verwendung fand. Als, wie bereits geschildert, der Besitz an Josef Stainhuber übergang, führte dieser die Marke des „Spanischen Kreuzes“ („auch Russisches Kreuz“ genannt) ein und wurde ab 1729/30 verwendet. Durch die zahlreiche Erbfolge und die Erbfolge oder Verkäufe an verschiedenste Hammergeschlechter aus Oberösterreich, wurden immer wieder neue Siegel eingeführt. In der Zeit der Zeilinger um 1850 brachte Johann Alois Zei-

linger das „Russische Kreuz“ nach Eppenstein und führte in Knittelfeld ein Neues ein. „Zwei Säbel, Kreuz und zwei Laibl“ waren bis zur Schließung der Anlage 1951 Markenzeichen der Fabrik. Otto Zeilinger führte - wie üblich - indes sein eigenes Meisterzeichen. Die Initialen „OZK“ und das Zeichen „Kreuz mit zwei Querbalken“ im „O“ waren seine Insignien.



Abbildung 98

Das Herrenhaus ist nach wie vor erhalten und wird auch bewohnt. Es wurde von Grund auf saniert und ist in gutem Zustand. Aufnahme April 2014.



Abbildung 99

Das Herrenhaus bietet eine der drei größten Privatsammlungen an Büchern in Österreich, welche in der Bibliothek im ersten Obergeschoß ausgestellt sind.

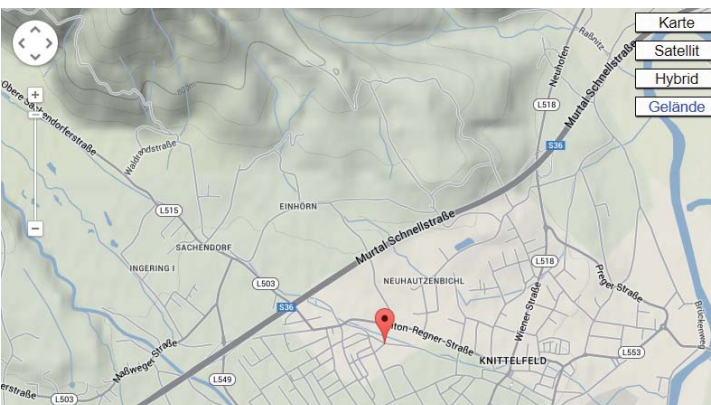


Abbildung 100

Lage des Objektes auf der Karte.

PFANNHAMMER KNITTELFELD



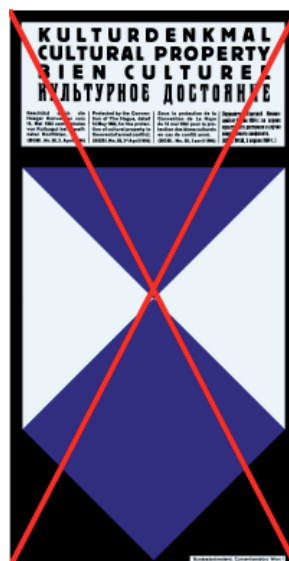
Pfannhammer am Werkskanal¹¹

Kurzgeschichte:

Ein weiterer Hammer entlang des Ingeringer-Werkskanals war ein Pfannhammer der Familie Reindl. Dieser ursprüngliche Kupferhammer - deshalb auch Pfannhammer genannt (hauptsächliche Herstellung von Pfannen und Geschirr) - wurde um 1738 gegründet und 1855 zu einem Sensenhammer umgebaut. Am Ende des Jahrhunderts - genauer gesagt 1873 - brannte das Gebäude völlig aus und zerstörte den Hammer selbst. Das Gebäude blieb erhalten und besteht noch immer. Heute wird es vom „Elektronunternehmen Kunz“ nach einer umfangreichen Sanierung in den letzten Jahren, noch genutzt. Da das ursprüngliche Gebäude noch erhalten ist, kann die Lage mit der Kreuzung Spitalgasse - Sachendorfergasse oder der genauen Adresse Sachendorfergasse 6, 8720 Knittelfeld, angegeben werden.

Erbfolge und Verkäufe:

Der Name Pfannhammer stellt im Grunde schon im Vorhinein klar was hier gefertigt wurde. Sogenannte „Sterzpfannen“ waren neben den allgemein gebräuchlichen, kleineren Blechpfannen das Hauptumschlagsprodukt der Schmiede. Um 1600 wird der erste Hammer erstmals als Kupferhammer erwähnt und war zu dieser Zeit schon nahezu 200 Jahre vorhanden. Welche Familien das Werk besaßen ist nicht bekannt. Für die davor liegende Zeit sind leider fast keine Angaben vorhanden. Der Schmied Michael Crainer wird um 1579 bereits als Hackenschmied am Hammer geführt, wobei es sich hier wahrscheinlich um den zukünftigen Pfannhammer handeln dürfte. Da Pfannen erst ab dem 15. Jahrhundert bei uns in eigenen Schmieden gefertigt wurden ist davon auszugehen, dass zuvor eine andere Art von Schmiede dort betrieben worden ist. Ein Hackenschmied zu Knittelfeld wird ebenso in den Geschichten erwähnt, was die Vermutung nahe legt, dass einmal eine Hackenschmiede hier bestanden haben könnte. Die Hammerordnung von 1458 belegt mehrere Hackenschmiede in Knittelfeld welcher von Ihnen diese Schmiede inne hatte kann nicht gesagt werden. Bestätigt werden kann aber, dass kurz vor den Schrottmüllers ein Moritz Schüpl von 1600 bis 1612 das Werk betrieben hat. Ab 1622 wird die Familie Schrottmüller als Eigentümer geführt. Blasius Schrottmüller, Meister des Werks, starb 1638, woraufhin die Witwe den Glockengießer (Gloggengießer) Hieronimus der Stadt heiratete. Aus der Ehe mit Schrottmüller ging nur ein Sohn hervor, weswegen die Schmiede 1654 von Christoph Schratmillner (auch Schrottmüller) gekauft



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 12m 57.25s
Längengrad:
E 14d 49m 18.07s
Höhe:
607.00 m



Abbildung 101

Der erst kürzlich sanierte Werkskanal mit neuer Bachbettbegrenzung. Links das Elektronunternehmen Kunz von Osten aus gesehen.

¹¹ wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Knittelfeld, Gesichter einer Stadt“, Johann Tschmuck, 2003, S. 192

werden konnte. Er war ebenso verheiratet und hatte mehrere Kinder. Als er 1874 starb übernahm dessen ältester Sohn Matthias den Hammer, wobei sein zweitältester ebenso als Schmied im Hammer blieb. Lorenz Schrottmiller übernahm in Erbfolge den Hammer um 1700, und starb bereits 1723, woraufhin seine Gattin und nunmehr gewordene Witwe wieder einen Kupferschmied heiratete. Aus deren Ehe gingen zwei Kinder hervor, eine Tochter und ein Sohn. Einige Jahre darauf konnte kein Nachweis erbracht werden. Erst 1736 findet man den Namen Matthias Schrottmiller wieder und war am Hammer bis 1770 beschäftigt. Da dieser keine Nachkommen zeugte übernahm den Hammer ein Michael Fürst zu Spital, wobei einige Schrottmillers nach wie vor im Hammer bis 1812 arbeiteten. Ab 1784 ist belegbar, dass die neue Gewerkenfamilie des Hammers Reindl von Reindlingen geheißen hat. Auf diese folgten die Gewerken Matthias und Johann Theißbacher bis in die 1830er Jahre. Um 1840 erwarb Nikolaus von Forcher den Pfannhammer, da er ja zur gleichen Zeit den Ainbach-Hammer - weiter südlich am Kanal gelegen - von seinem Großonkel Josef Weinmeister erbt. Wie bereits beschrieben wurde unter den Forchers der Hammer zum Sensenwerk, welches die Witwe Nikolaus, Johanna, ab 1861 weiter führte. Der Brand 1873 wurde bereits in der Einleitung erwähnt, worauf hin die Familie Forcher, genauer gesagt Franz Forcher den Hammer nicht mehr aufbaute aber in anderer Form zu nutzen versuchte. Ab 1885 wurde ein Steinmetzbetrieb errichtet und produzierte neben Kunststeinmarmor auch verschiedenste Intarsien aus Stein. Bestehend bis 1895 wurde der Steinmetzbetrieb an Roman Neuper (siehe dazu bei den Bergbaugebieten um Oberzeiring im Kapitel „Bergbau & Hochofen in Oberzeiring“) verkauft. 1903 erwarb dieser als vorletzter Besitzer den Hammer und Betrieb ihn bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhundert. Ab 1953 war die Firma Kunz Eigentümer und besitzt das sanierte Werk bis heute.

Der Pfannhammer



Reindl v. Reindlingen, 1784 Gewerke

Abbildung 102

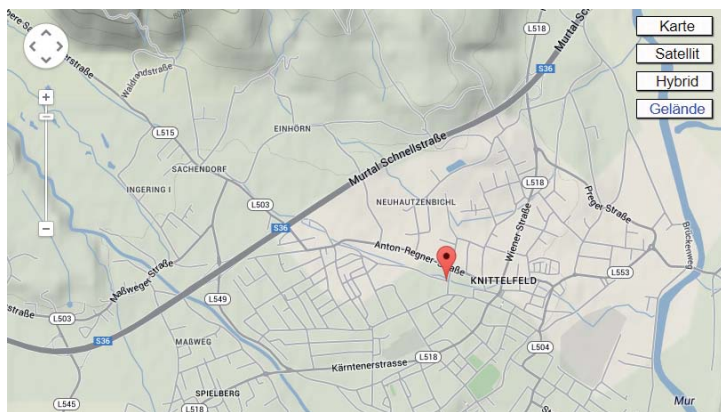
Die Abbildung zeigt ein Siegel aus vergangenen Tagen aus dem Jahre 1784, des damaligen Gewerken Reindl von Reindlingen.

Das Siegel des Sensenwerks:

Das Siegel des Werks zeigt sofort die eigentliche Verwendung der Schmiede und ist noch heute an der südlichen Längsseite des Gebäudes zu finden:

Abbildung 103

Lage des Objektes auf der Karte.

**Abbildung 104**

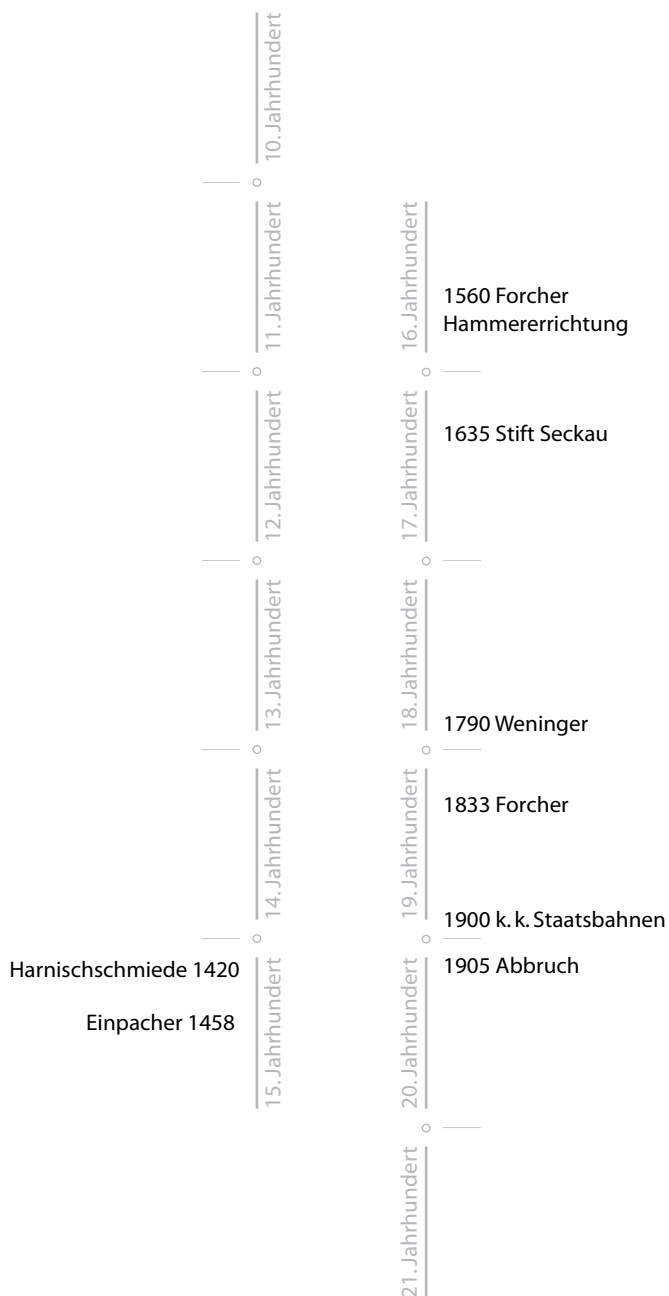
Links der ehemalige Pfannhammer von der „Spartalstraße“ aus gesehen.

**Abbildung 105**

Der sanierte Hammer im Jahr 2014. Die Ansicht ist von Süden fotografiert und zeigt die Abzweigung der Sachendorfer-Gasse auf der man zum Zeilinger Herrenhaus kommt.



AINBACH-HAMMER KNITTELFELD



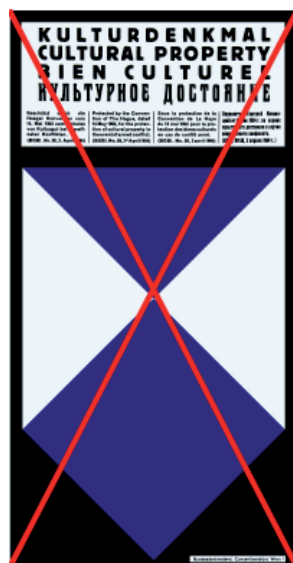
Der Ainbach-Hammer in Knittelfeld¹²

Kurzgeschichte:

Als, geografisch gesehen, letzte Mühle am Ingeringer-Werkskanal kann der Ainbach-Hammer (auch Wällisch-Hammer der Einpacher genannt) angeführt werden. Dieser wurde 1564 errichtet und wurde schlussendlich nach der Familie Forcher von Ainbach benannt. Nikolaus Forcher (ab 1833/1835) - bereits zuvor erwähnt (Obersteirische Molke-
rei, früher Forcher-Mühle) - betrieb den Hammer bis in das 19. Jahrhundert. 1896 wurde der Hammer noch an die k.k. Staatsbahn verkauft und 1905 abgetragen, da ein Brand wütete. Restbauten bestanden bis in die 1930er Jahre. Nebenbei wäre noch zu erwähnen, dass Nikolaus Forcher ein Großneffe von Josef Weninger der den Hochofen auf der Schmelz bei Judenburg bis 1850 betrieb!

Erbfolge und Verkäufe:

Wie bereits gesagt, geht der Hammer etwa auf das Jahr 1564 zurück und erzeugte unter anderem Grobwaren aus Eisen, Radreifen, Stahl in jeglicher Form und Pflugeisen. Vermutlich haben aber bereits zumindest ein Jahrhundert zuvor Schmiede „an der Plemben“ (so nannte man die Örtlichkeit) geschmiedet. Ein Herr Dietmar als erster Harnischmeister von Knittelfeld bekannt, war um diese Zeit wohl vor Ort tätig. Von 1421-1431 wissen wir von einem Jörg als herzoglichen Harnischmeister. Ab 1455 hat ein Hans Einpacher bis 1471¹³ dort eine Schmiede betrieben, von dem andere Quellen sagen, dass ihm 1467 von Friedrich III ein Wappenbrief verliehen wurde¹⁴. Michael (gestorben 1540 in Graz) und Jörg Einpach waren ab 1473 genannt, von denen man annimmt das sie Herzog Ernst dienstbar gewesen sind. Unter anderem wird auch ein Ulrich Einpacher, wahrscheinlich ein Bruder von Jörg Einpacher, Harnischmeister gewesen sein und überschritt sich zeitlich mit ihm. Ein Nefte namens Andreas Einpach wird ebenfalls noch um 1542 erwähnt. Im Jahre 1572 übernahmen noch die Söhne Michael Einpachers das Werk. Namentlich genannt als Joachim und Georg Einpacher. Im Jahr 1579 ging der Hammer „an der Plemben“ an einen Herrn Salzmann, da die Erben der Einpacher den Hammer bzw. die Schmiede verkauften. Salzmann verkaufte den Hammer in Folge an das Stift Seckau im Jahre 1635 weiter¹⁵. 1637 taucht der Name Fürst in diesem Zusammenhang auf. Der Hammer dürfte ab die-



Denkmalschutz

Die Reste des Objektes (Steinbrücke) stehen weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 12m 52.54s
Längengrad:
E 14d 50m 29.95s
Höhe:
344.00 m



Abbildung 106

So sieht das heutige Gebiet des ehemaligen Ainbacher Hammers aus. Es befindet sich in der Ainbachallee in Knittelfeld nächst der Fa. Kuttin und dem Eisenbahnmuseum Knittelfeld.

¹² wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, Forcher von Ainbach, 1907, S. 90 ff.

¹³ „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, Forcher von Ainbach, 1907, S. 90

¹⁴ „Adel und Eisenadel“, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 95

¹⁵ Absatz sinngemäß aus: „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Louis Hammer, 1959, S. 363 unten



Abbildungen 107 und 108

Die alte Steinbrücke des Ainbachhammers ist nach wie vor vorhanden. Im oberen Bild ist jener Garten abgebildet der die Steinbrücke beinhaltet.



Abbildung 109

Das Wappen der Ainbacher aus einer Urkunde. Das Adelsprädikat „von Ainbach“ wurde 1877 Franz und Konrad als Anerkennung verliehen.

sem Jahr Martin Fürst gehört haben der aber im gleichen Jahr noch verstarb und durch Erbfolge an seinen Sohn Johannes übergang. Dieser wiederum war bis in das Jahr 1650 mit dem Hammer betraut in welchem er auch starb. Seine Witwe Susanna (geborene Fraidt) heiratete wahrscheinlich den Bruder von Johannes, Christoph von Fraidt, der bis 1659 Inhaber war. Nach seinem Tod verkaufte auch dessen Witwe Anna Maria den Hammer an ihren Schwager Hainrich Fraidt von Fraidten-Egg. Ab 1660 wird dieser als neuer Hammerherr geführt und blieb dies bis 1684, von wo an sein Schwiegersohn Hans Andree (auch Andrä) Muhrmayr, verheiratet mit Sidonia Salome Fraidt, übernahm. Dieser betrieb den Hammer unter seinem Namen bis 1716. Später übernahm wiederum dessen Sohn, Johann Maximilian, das Werk. Bis 1775 war das Werk in seiner Hand von wo an dessen Schwiegersohn, Karl Leopold Fürst das Werk bis 1781 führte. Ab 1782 bis 1790 wird Josef Benedikt Pengg als Eigentümer gehandhabt und war mit der Witwe von Fürst verheiratet. Um 1790 taucht die Familie Weninger am Hammer auf und betreut diesen für nahezu 40 Jahre. 1797 übernimmt den Hammer Josef Weninger vom damaligen Stadtrichter Franz Huber¹⁶. 1833 (oder auch 1835) übergibt Josef Weninger dann schlussendlich an die Familie Forcher, von welcher der Hammer heute noch seinen Namen trägt. Nikolaus von Forcher betrieb den Hammer bis 1861, der sich fortan auch Forcher von Ainbach zu nennen scheint und die heutige Familienbezeichnung begründete. Nikolaus Forcher von Ainbach kaufte viele Besitzungen in der Umgebung und erweiterte den Hammer beträchtlich. Er war aber nicht nur Unternehmer, sondern auch Knittelfelder Bürgermeister (1842-1860) und Deputierter und wurde 1848 für den Kreis Judenburg in den Österreichischen Reichstag gewählt¹⁷. 1861 übernahm dessen Frau, nach Nikolaus Tod, Johanna die Geschäfte und leitete sie bis 1896. Da der wirtschaftliche Ertrag und neue Investitionen zum Erhalt anstanden, entschloss sich Johanna von Forcher zum Verkauf des selben. Die k. k. Staatsbahnen wurden 1896 neuer Inhaber und betrieben den Hammer bis 1905, wobei er zerstört beziehungsweise abgetragen wurde. Erhalten blieb lediglich die Zufahrtsallee von der auch die heutige Straßenbezeichnung „Ainbacher Allee“ stammt. Eine kleine Steinbrücke in einem Garten am ehemaligen Standort komplettiert die übrig gebliebenen Mauerreste des Hammers. Das Geschlecht der Familie Forcher stammt aus Tirol und wird in einer Urkunde des heutigen Klosters Chiemsee im heutigen Deutschland genannt und geht in etwa auf das 13. Jahrhundert zurück. In der Steiermark taucht die Fami-

¹⁶ „Adel und Eisenadel“, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 96

¹⁷ „Adel und Eisenadel“, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 96

lie ab dem 15. Jahrhundert unter verschiedensten Bezeichnungen auf. Darunter die Namen Forrer, Vorherr, aber auch Fercher sind neben Forcher zu finden. In Tirol selbst breitete sich die Familie nach Südtirol und nach Kärnten (Lienz) aus. Mehrere Besitzungen durften sie dort ihr eigen nennen. Für Knittelfeld ist der „Forcher Hof“ südlich von Knittelfeld, der eigentliche Sitz der Familie gewesen und nicht wie viele denken das nicht mehr bestehende Hammerherrenhaus beim Ainbach-Hammer am ehemaligen Ingeringer Werkskanal. Müsste man den Hammer heute lokalisieren, ist eine Verortung mit der sogenannten Ainbacher-Allee nahe der Gubernitzer Brücke bei St. Margarethen bei Knittelfeld (Ortsteil Gubernitz) und dem Ortsteil Floßländ an der Mur sicher ausreichend, da ohnedies zu wenige erhaltene Reste vom Hammer zeugen.



Abbildungen 110

Die obere Abbildung zeigt das Herrenhaus des Ainbachhammers, das in unmittelbarer Nähe zum Werk stand.

Abbildungen 110.1 und 110.2

Die linke Abbildung zeigt die Reste des Ainbachhammers um 1930, die rechte Abbildung um 1920.

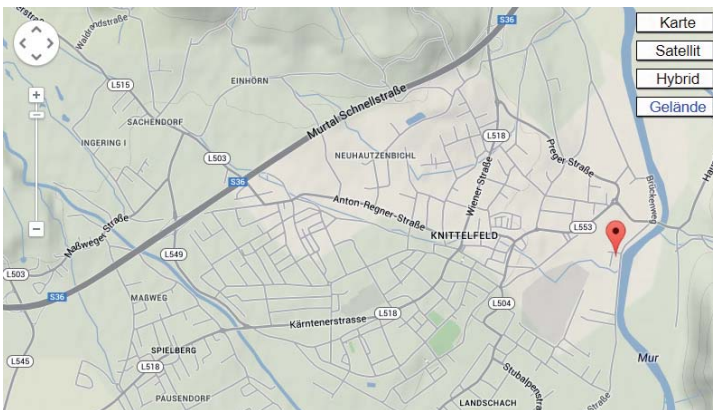


Abbildung 111

Lage des Objektes auf der Karte.



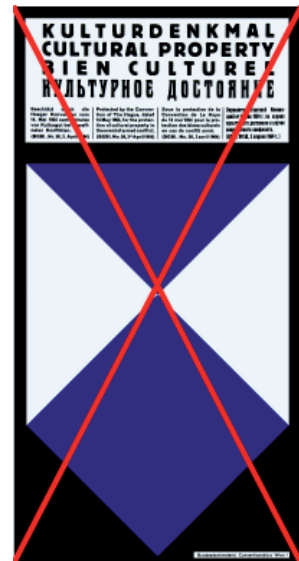
Abbildung 112

Der Ainbachhammer lag an der Einmündung des Ingeringer-Werkskanals in die Mur. In der Abbildung ist am unteren Rand noch eine Platte zu sehen wie sie heute noch auf Seen Verwendung findet.

WEITERE WERKE IN KNITTELFELD

Die Knittelfelder Edelmühle

Die sogenannte „Gruber-Mühle“ wurde Kanal in der Nähe des Zeilinger Hammers 1597 errichtet. Sie war über Generationen im Besitz einer Familie Gruber und trug daher diesen Namen. In weiterer Folge war sie noch als „Erlachmühle“ oder „Edelmühle“ bekannt. Letzterer Name ist auch in vielen heutigen Wanderkarten oder dgl. abgedruckt. Nicht zuletzt deshalb, weil sie so lange Bestand, sondern weil sie auch 2003 noch in Betrieb war. Als Erlachmühle wurde sie vermutlich deshalb bezeichnet da sie in einer Au mit Erlen stand. Zur Verortung ist hinzuzufügen, dass diese Mühle im Bereich süd-östlich des heutigen Betriebes der Familie Herk (Karosseriebau) auf zirka halber Wegelänge in Richtung Maschinenfabrik Arnold steht.



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 13m 4.90s
Längengrad:
E 14d 48m 34.51s
Höhe:
607.00 m



Abbildungen 113 und 114

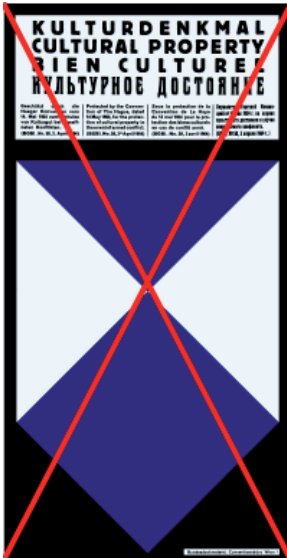
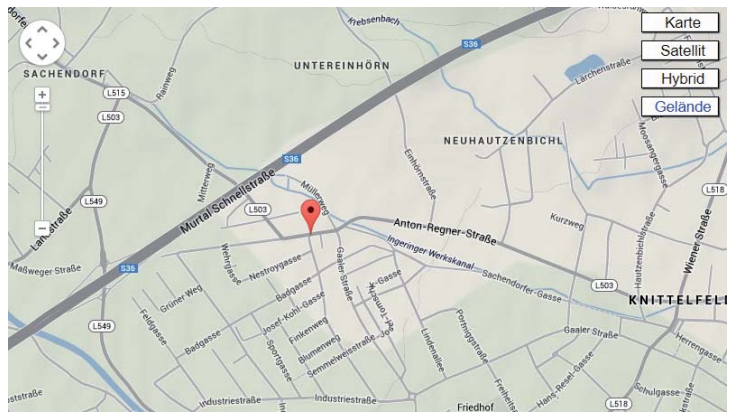
Die obere Abbildung zeigt die Gruber-Mühle im April 2014. Im Vordergrund das alte Personalhaus, rechts dahinter ein Stall, links im Hintergrund das eigentliche Mühlengebäude.

Im unteren Bild ist der Fluder zu sehen. Er ist in relativ gutem Zustand, da sich Hr. Gruber sen. nach wie vor um die alte Mühle kümmert. Theoretisch wäre sie ab sofort wieder betriebsbereit.



Abbildung 115

Lage des Objektes auf der Karte.

**Denkmalschutz**

Das Objekt ist nicht mehr erhalten und steht daher weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 12m 49.64s
Längengrad:
E 14d 49m 43.86s
Höhe:
607.00 m

Abbildung 116

Die Abbildung zeigt die „Obersteirische Molkerei“ heute. Die Aufnahme wurde im April 2014 gemacht. Im vorderen Bereich befindet sich die Verkaufsstelle der Käserei.

Tormühle und heutige Molkerei

Gleich nachfolgend nach dem Pfannhammer („Spitalgasse“) befindet sich heute die Obersteirische Molkerei (OM), welche sich noch vor kurzem aus Gründen der Expansion teilweise nach Spielberg bei Knittelfeld verlagert hat. Trotzdem blieb dieser Standort erhalten und blickt auf eine geschichtsträchtige Vergangenheit zurück. Die erste Mühle an dieser Stelle wurde um 1360 herum urkundlich erwähnt. 1500 wird sie als Mühle in der Hafnergasse bezeichnet und später, im 17. Jahrhundert, als sogenannte Tor-Mühle bekannt. Tor-Mühle deshalb, da sie sich außerhalb des Stadtores der nördlichen Stadtbegrenzung befand. Um 1833 wurde die Mühle als Forcher-Mühle bezeichnet, da Sie den Besitzer wechselte und nach Nikolaus Forcher benannt wurde. In der Zwischenkriegszeit (1931) wurde die Mühle neu gestaltet und wird im Grunde bis heute betrieben. Auch wenn man Sie nicht mehr direkt als Mühle bezeichnen kann.





Abbildung 117

Lage des Objektes auf der Karte.



Abbildung 118

Das Bild links zeigt die alte „Tormühle“, auch „Forcher Mühle“ genannt um das Jahr 1860.

Die Lohmühle

Direkt vor dem nördlichen Stadttor befand sich eine Lodenwalke. Dies ist der Bereich um den heutigen Kapuzinerplatz mit zugehöriger Kapuzinerkirche. Ausgehend von der Abbildung 119 ist die Annahme, dass sich diese Lodenwalke auf den Grundstücken des heutigen „Gasthof Bachwirt“ und der heutigen „Post“ (früher Postsparkasse) befand, da auch im Bild die Ostseite der Kirche zu sehen ist. In verschiedenen Schriften wird diese Mühle auch als Lohmühle bezeichnet.

Andere Schriften gehen davon aus, dass das heutige Postgebäude (worin sich auch die „Schülerhilfe“ befindet) am Kapuzinerplatz der Standort für eine Lodenwalkerei war. Die Gerechtsame der Lödler geht auf ein Bruderschaftsverzeichnis der Gottleichnamsbruderschaft aus dem 15. Jahrhundert zurück, worin Lienhard der Lödler zwischen 1479 und 1488 als solcher seinen Dienst in Knittelfeld versah. Um 1500 wird Adam im Winkel genannt. Ab 1545 Christof Monnschein und 1566 Meister Leiß. Wie viele Handwerker war das Gewerbe meist in Familienhand und wurde über Generationen geführt und weiter gegeben. Die Familie Kaltenbrunner führte das Geschäft der Loden in Knittelfeld über viele Jahre. 1711 wird ein Lorenz Kaltenbrunner genannt dessen Sohn das Gewerbe nach alter Tradition übernahm und der um 1735 erwähnt wird. Die Familie Kaltenbrunner besaß das Werk über ein Jahrhundert bis schließlich die Stadt den Besitz kaufte und 1881 abzutragen begann. Eine neue Lodenwalkerei wurde zwar benötigt und war auch in der heutigen Marktgasse geplant, wurde aber durch Beschluss des



Denkmalschutz

Die Nachfolgegebäude, darunter die Kapuzinerkirche ist nach § 2a und das alte Postgebäude per Bescheid (§3) unter Denkmalschutz (DMSG) gestellt.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 11m 34.57s
Längengrad:
E 14d 50m 6.17s
Höhe:
607.00 m

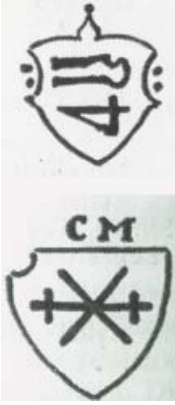


Abbildung 119

Im oberen Bild sind die Siegel von Raban Peter und Christof Monschein abgebildet.

Abbildungen 120 und 121

Im rechten oberen Bild ist der ungefähre ehem. Standort mit dem Gasthaus „Bachwirt“ und der „Postsparkasse“ zu sehen. Im rechten unteren Bild ist die heutige Kapuzinerkirche abgebildet und war ursprünglich evangelisch. Heute ist sie der orthodoxen Kirche unterstellt.

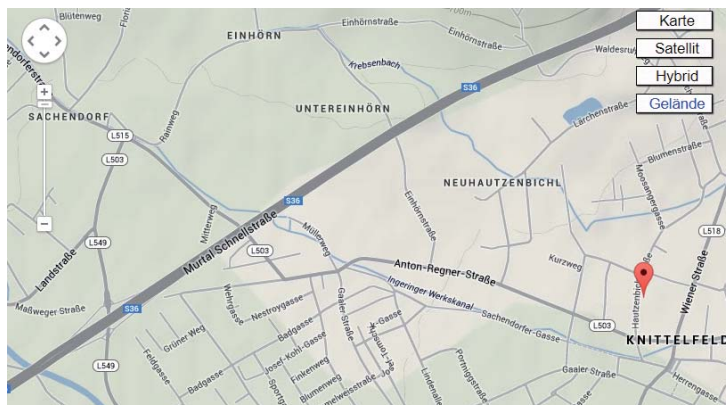


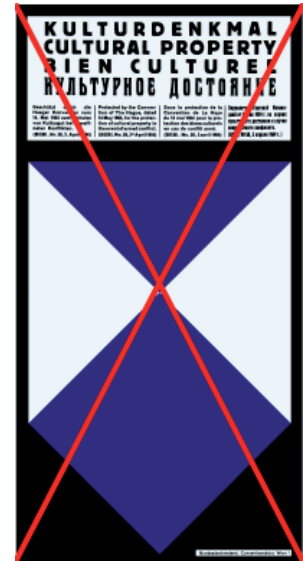
Abbildung 122

Lage des Objektes auf der Karte.

Stadtrates nicht genehmigt und somit nie gebaut. Angeblich gab es vor der Walkerei eine Hackenschmiede an jenem Platz. Belegt ist diese nicht, kann aber durch den gleichnamigen Sohn des Lorenz Lödler angenommen werden. Dieser behauptet vor dem Rat der Stadt, dass zuvor eine Schmiede an jenem Ort stand. Mehr Informationen sind leider nicht vorhanden.

Eine Weißgerberstempel in Knittelfeld

Wie viele Betriebe waren diese sehr oft an einem Fluss oder zumindest nahe diesem angesiedelt. Gründe hatte dies meist zwei. Einerseits wurde das Wasser zum Antrieb verschiedenster Arten von Werkzeugen benötigt. Andererseits, und ein nahezu nicht bekannter Grund war, die die Abwässer auf dem Wasserweg zu entsorgen. Gerbereien zählten zweifellos dazu. Abwässer dieser waren immer stark verschmutzt und waren deshalb nicht sehr beliebt. Der Gestank rund um das Werk trug noch zum schlechten Ruf bei, obwohl Produkte der Gerberei alltäglich von Jedermann gebraucht wurden. Gerber waren durchwegs nicht so angesehen wie andere Handwerkszünfte der Zeit. Die Weißgerberei stellt wie die Rotgerberei, die Lohgerberei oder die Sämischgerberei eine spezialisierte Form der Gerberei im Mittelalter dar. Unterschieden wurden sie nach der Art der Gerbung bzw. der dazu verwendeten Produkte. Die Weißgerber wandten die sogenannte Mineralgerbung, meist Kochsalz oder Alaun, an. Vorteil dieser Technik war es, dass auch dünnere Felle und Häute gerbfähig waren, darunter auch das Fensterleder, bevor es Flachglas gab. 1579 wird der erste Gerber (auch Ircher genannt) Hans Bapst genannt. Vinzenz Weißmann und Balthasar Hoffmann Waldhauser waren folgende Gerber in der Walkerei. Ab 1654 verlaufen sich die Berichte über die Lodenwalkerei. Sie dürfte baufällig gewesen sein und unter Ircher Blasius Khöps wieder errichtet bzw. saniert worden sein. Weitere Berichte fehlen jedoch. Bekannt ist nur das ein Haus in der Kirchengasse, Ecke Thurnergasse, im Besitz der Gerber war und als Werkstatt diente. So sind Namen wie Haring Josef Michael und Jakob in den Jahren 1721 bis 1763 geläufig und bis 1805 Andreas Kerschbaumer und Karl Rohn bis 1845. Der zuletzt aufscheinende Gerber wird um 1870 erwähnt und ist unter dem Namen Franz X. Plankensteiner bekannt. Siegel und Werkzeichen wurden auch hier verwendet und sind folglich, stellvertretender Weise für die Zunft der Gerber, angeführt:



Denkmalschutz

Die Reste des Objektes sind nicht mehr erhalten und stehen daher weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Abbildung 123

Ein Auszug an Siegeln der Weißgerberzunft ist in der Abbildung links dargestellt.

Werke Knittelfelds innerhalb der mittelalterlichen Stadtmauern

Im weiteren Verlauf des Stadtbaches (= Ingeringer Werkskanal) ist anzuführen das dieser zugleich Burg- und Wassergraben der Stadt darstellte und somit immanenter Verteidigungsteil der Stadt Knittelfeld war. Der Kanal verlief aber nicht nur im Osten entlang der Stadtmauer (= heutige Marktgasse), sondern schloss auch den südwestlichen Teil dieser mit ein, wurde aber 1825 trocken gelegt. An dessen Stelle besteht die heutige Schmittstraße¹⁸. Unter anderem wurde der Bach noch einige weitere Male in die Stadt abgezweigt und diente dort vorwiegend als Feuerbäche. Beide Feuerbäche waren in etwa im Bereich der heutigen Frauengasse-Bahnstraße und Herrengasse-Kirchengasse angesiedelt und dienten der Feuerwehr bei der Bekämpfung von Bränden bis ins Jahr 1890, in dem sie dann schlussendlich zugeschüttet wurden. Heute ist nur mehr der östlich gelegene Feuerbach vorhanden und ein wichtiger Wasserspender bei der Brandbekämpfung. Als nennenswert erscheint mir noch der sog. Zainhammer, an der ehemals östlichen Stadtmauer im Bereich des heutigen Parkhauses (Marktgasse) gelegen. Dieser wurde 1718 errichtet und hatte einen Schwanzhammer. Dieser zählte zu den wassergetriebenen Fallhämmern und zeichnete sich durch die Schlagkraft aber auch Schnelligkeit aus. Der Name rührt von den dort getriebenen Stahlstreifen, den sog. „Zainen“. Im Bereich der heutigen Quellgasse (abermals als Mühlgasse bezeichnet) gab es weiters noch Lederstampfen, wovon die erste um 1605 bereits aktenkundig war. Gleich danebenliegend (östlich gelegen) am Areal der heutigen „Austria Email“ befand sich ebenfalls eine weitere Mühle. Diese wurde als Moosmühle bezeichnet und um 1456 herum erbaut.

18 It. RR Ing. Rinofner, Archivar, Stadtamt Knittelfeld in „Geschichte und Geschichten rund um Knittelfeld“, März 2012, Folge 34

182

FLÖSSEREI RUND UM
KNITTELFELD

INHALT

FLÖSSEREI IN
KNITTELFELD

15

Die Flößerei rund um Knittelfeld

Die Flößerei in Knittelfeld hat genauso eine große Tradition wie die der Säumer und Fuhrwerker. Aber gerade die Flößerei war aufgrund der naheliegenden Mur besonders wichtig. Knittelfeld war seit seiner Gründung um 1124 ein Handelspunkt, die zentrale Lage der Stadt im Aichfeld trug sicher dazu bei. Jedoch war Knittelfeld nie wie Judenburg ein solch großer Umschlagplatz. Judenburg nahm immer eine Sonderstellung ein, da immer einige Vorrechte nur Judenburg vorbehalten blieben. Viele Straßen führten nach Judenburg und von Judenburg weg. Darunter führten Straßen über den Triebener Tauern, über den Obdacher Sattel oder über Unzmarkt nach Kärnten oder über nach St. Michael in der Obersteiermark nach Leoben, Bruck an der Mur und Graz. Wie im Mittelalter üblich wurde den Kaufleuten genau vorgeschrieben auf welchen Straßen welche Waren transportiert werden durften. Dies wurde „Straßenzwang“ genannt und hatte nur einen Zweck. Über Zölle wurden an verschiedensten Mautstationen Mauten eingehoben. Dies wurde bereits 1287 unter der Herrschaft von Herzog Albrecht von Österreich bestätigt, und war somit schon früher Bestandteil des Handelslebens und geht auf das Jahr 788 zurück als der fränkische König über unser Land herrschte¹. Sollte ein Händler außerhalb einer geeigneten Route getroffen worden sein, musste dieser erhebliche Strafen zahlen. Eine solche Mautstelle war in Katzling, zwischen Pöls und Oberzeiring, gelegen und war Zollstelle für alle Waren die über den Triebener Tauern gingen. Da die Straße viele Güter aus dem Süden, vorwiegend aus Venedig und nach Venedig aufnahm, wurde sie auch als „Venetianerstraße“ bezeichnet. Neben diesen Verpflichtungen gab es, wie bereits angesprochen, auch Vorrechte für eine Stadt. Ab 1460 war unter Kaiser Friedrich III. das Monopol des Speikhandels für Judenburg erlassen worden². Angeblich sollte dieser spezielle Kräfte inne haben. Zauberer, Hexen aber auch Heiler machten sich dessen Magie zu nutze. Speik war aber nicht nur Handelsgut, denn er wurde auch zur Bestrafung eingesetzt. Personen die Diebstähle begangen wurden damit eingerieben und stanken tagelang nach Speik. Eine Ächtung war die Folge, da jeder wusste was es damit auf sich hatte. Spott und Hohn der Bevölkerung waren damit sicher gestellt und somit eine doch wirksame Strafe. Andererseits wurde der Speik aber auch als Parfum nach Venedig, Antwerpen und bis in den Orient ausgeliefert. Speik war bereits unter den Römern als Heilpflanze „Spicanarde noricum“ bekannt und gedeiht heute noch auf unseren

Flößerei oder Trift

Unter der Bezeichnung „Flößerei“ und auch „Trift“ ist der Transport von Baumstämmen am Wasserweg gemeint. Sind die Baumstämmen miteinander verbunden spricht man von „Flößen“, ist das nicht der Fall, spricht man von „Triften“. Im deutschen Raum wird das Triften auch als „Schwemmen“ bezeichnet.



Abbildung 124

Die Floßfahrt auf der Mur. Datierung des Bildes unbekannt.

¹ „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 424 links

² „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 427 oben rechts



Abbildung 125

Josef Weninger, der erste Bürgermeister Knittelfelds im Porträt.

„Treppeweg“

Als „Treppeweg“ wird ein Weg direkt am Fluss- oder Bachufer bezeichnet, der dazu diente, Flöße und Plätten mit Zugtieren - wie Pferde und Ochsen - flussaufwärts zu ziehen. In anderen Ländern gab es dafür andere Bezeichnungen. In Deutschland z. B. „Leinpfad“ oder „Triedelpfad“, in der Schweiz hingegen wurde der Pfad „Reckweg“ genannt.

Almen. Der Speikkogel, nahe Judenburg, hat daher seinen Namen. Knittelfeld hatte kein solches Vorrecht und war im Handel daher um einiges weniger bedeutend. Waren wie Fässer, Eisenwaren und Lederwaren waren für Knittelfeld viel wichtiger. Vor allem der Weinhandel war ein wichtiges Importgeschäft und wurde sehr stark forciert. Produkte der Lodenwalkerei am Kapuzinerplatz aber auch Säge- und Tischlereiprodukte der Stadt, Lebzelterwaren, Wachszieherprodukte wie Kerzen und Schmiedeerzeugnisse wurden verflößt. Natürlich war die Floßfahrt von geografischen Aspekten aber auch von klimatischen Verhältnissen abhängig. Daher wurde sie vor allem in den Sommermonaten betrieben. Die Saison reichte aber im Grunde vom Frühjahr meist bis zum Nikolaustag am 6. Dezember jeden Jahres, an dem die Trifter und Knechte mit den Sägearbeitern und Fuhrleuten den Tag feierten, da der hl. Nikolaus auch deren Patron und Schutzheiliger war³. Die Flößer unterschieden sich im Wesentlichen von Region zu Region nicht. Jedoch war es eine eigene Zunft mit hohem Ansehen. Auch Knittelfeld war da keine Ausnahme. Grundbuchaufzeichnungen der Stadt zeigen, dass es Floßfahrergerechtsamen bis in das 19. Jahrhundert auf den Häusern der Frauen- und Herrengasse gab. Meist waren staatliche oder kommunale Amtsinhaber auch Floßmeister, was ihren Ruf und ihr Ansehen noch verbesserte. Im Grunde war es nicht ungeschickt, wenn ein Bürgermeister auch Floßmeister war, denn so konnte er, wenn auch politisch ungünstige Entscheidungen zu treffen waren, trotzdem mit erhobenen Haupt durch die Straßen der Stadt gehen. So auch der allzu bekannte Bürgermeister der Stadt Josef Weninger. Wie bereits geschildert wurde, war es seit Erzherzog Karl II. möglich, auch flussaufwärts Handel mit Flößen zu betreiben. Dazu ließ er die Treppewege entlang der Flüsse bauen. Ein solcher Weg wurde auch zwischen Leoben und Judenburg angelegt, wovon natürlich auch Knittelfeld profitierte. Aufgrund vieler Kriege, vor allem im 18. Jahrhundert, erlangte die Floßfahrt immer mehr an Bedeutung. Teilweise wurden Truppen mit Gütern versorgt. Da der Wasserweg zur damaligen Zeit bei weitem schneller war, war es nur logisch einen Teil des Nachschubs auf den Fluss zu verlegen. Vor allem Bad Radkersburg nahm diesbzgl. einen hohen Stellenwert ein, da es die Truppen im Südosten des Reiches versorgte und hierfür Haupthandelsziel der Murtaler Flöße, neben Graz, Bruck an der Mur und Leoben, war. Beispiele für diverse Lieferungen werden schon im Kapitel „Holztrift und Floßfahrt auf der Mur“ behandelt. Ein weiteres Beispiel war unter anderem, dass das Schloss Wasserberg in Gaal, Seggau bei Leibnitz und das bischöfliche Ordinariat in Graz mit Käse und Speck, sowie

3 „Knittelfeld Einst und Jetzt“; Dr. Elfi Lukas, S. 62 ff

Wildbret, Forellen und dgl. versorgte⁴. Aber nicht nur der Warentransport spielte eine Rolle, auch Personen wurden mit Flößen befördert. Darunter auch einige Würdenträger der Kirche, des Adels und der Gemeinde. Der Seckauer Probst Lorenz Spielberger⁵ war einer davon. Stadtrichter Knittelfelds waren ebenso darunter wie Bürgermeister und andere Adelige.

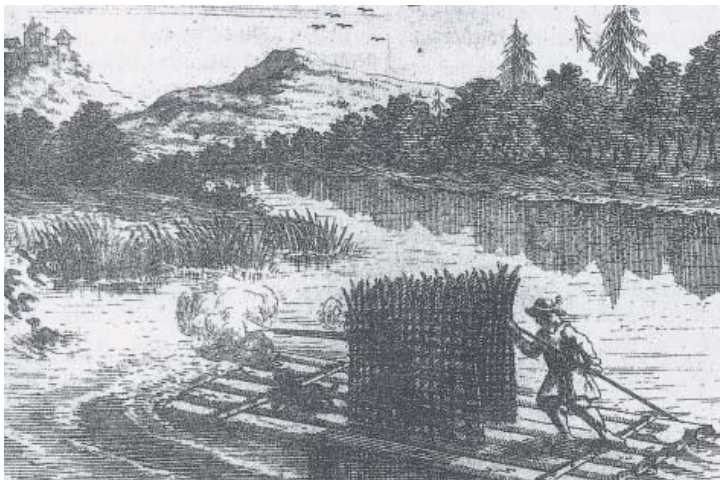


Abbildung 126

Die Flößerei war eines der wichtigsten Transportmittel im 16. und 17. Jahrhundert und wurde in der Steiermark sehr ausgiebig betrieben.

Die Ahnenreihe der Flößer Knittelfelds beginnt bereits recht früh und geht wahrscheinlich auf einen Weninger Nicla zurück, für den es aber keine Berufsbezeichnung gab⁶. Da aber die Familie Weninger eine lange Tradition in der Floßfahrt hegt, liegt dieser Schluss sehr nahe, kann aber nicht bewiesen werden. Pankraz Weninger wird dann um 1594 genannt und dürfte ein Nachfahre des Nicla gewesen sein. Zuvor, im 15. und 16. Jahrhundert zuvor gab es um 1450 einen Jörg Ratgob, der um 1480 von einem Veit abgelöst wurde. Ersterer war als Flößer der Stadt verzeichnet, letzterer nicht. Ab 1540 ist immer wieder die Rede von einem „Markus (auch Marx) der Flößer“, der wohl in Lind bei Zeltweg seinen Sitz hatte- Zwischen 1554 und 1560 war Jörg der Flößer in der Stadt all zu bekannt. Zwischen den Jahren 1567 und 1576 waren Goldner Jörg und Goldner Mathias Floßmeister. 1604 wird ein weiterer genannt, Jakob Neupauer. Im 17. Jahrhundert nahm die Floßfahrt weiter zu, so auch ihre Floßmeister. Für Knittelfeld werden unter anderem auch Pölshofer Benedikt und Huber Matthes um 1629 erwähnt. Die Familie Allgeyer betrieb über Jahrzehnte die



Abbildung 127

Die Flößerei am Traunsee um 1906.

4 „Knittelfeld, Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte“, Johann Tschmuck, 2003, S. 114

5 „Knittelfeld, Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte“, Johann Tschmuck, 2003, S. 114

6 fortfolgender Absatz sinngemäß aus: „Knittelfeld, Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte“, Johann Tschmuck, 2003, S. 114 und 115



Abbildung 128

Die Flößerei gab es auch auf anderen steirischen Flüssen, so wie in der obigen Abbildung auf der Enns. Die Ennsflöße hatten eine Länge von 25 bis 30 Meter und durften 60 Meter nicht überschreiten. Breit waren sie zwischen 5 und 7 Metern.



Abbildung 129

Auf dem Wasserweg wurden nicht nur Güter transportiert. Seltener, aber doch, wurde das Floß zum Personentransport eingesetzt. Hier ein Bild der Ennsfloßfahrt.

Floßfahrt auf der Mur. Beginnend 1629 mit Leonhard Allgeyer, später dessen Sohn um 1688. Der Bruder Johann war ebenso Floßmeister. Ein weiterer Bruder, Benedikt, war ab 1626 neben seinem Vater bereits Meister und war ebenso im Stadtrat (früher „Rat der Stadt“ genannt!). Die Anzahl der Flößer variierte oft stark und war auch von Angebot und Nachfrage abhängig. Grundsätzlich hatte aber jede Stadt eine fixe Anzahl von Floßmeistern, wie 1566 bereits der Landtag beschlossen hatte, um gegenseitige Beeinflussungen und das Abwerben von Kunden zu verhindern. Vielleicht aber auch, um größerer Konflikte innerhalb der Zunft und des Stadtlebens zu vermeiden. Ab dem 17. Jahrhundert sind in Knittelfeld vier Floßmeister bekannt gewesen, wohingegen andere Städte nur zwei haben durften. Daraus wird ebenso ersichtlich, welchen Stellenwert die Flößerei in Knittelfeld hatte. Lorenz Kerschbaumer war ab 1657 Flößer, ein Hr. Gugumayer bereits um 1656. Die Familie Lainegger stellte gleich drei Meister, wovon die letzteren beiden, Georg und Peter um 1688, zugleich Handel trieben. Zuvor war der älteste Sohn Ruep Floßmeister zwischen 1659 und 1674 gewesen. Es war allgemeine Regel und auch Gesetz, dass kein Handelstreibender irgendjemanden einen Kunden abwerben durfte. Jeder Handwerker oder Kaufmann hatte seinen festen Kundenstamm und musste mit diesem sein Auslangen finden, dies ging aber fast immer auf traditionelle Verbindungen, welche über Jahrzehnte oder sogar Jahrhunderte aufgebaut wurden, zurück. Erst ab 1784 war die Floßfahrt per Dekret frei davon und konnte sich selbst entfalten. Lt. der Zunft selbst waren sie waber nun frei von „Gerechtigkeit“, was durchaus negativ gemeint war. Unterstützung erhielten sie in Folge des Dekrets durch die Eisenverleger, welche die Knittelfelder Floßmeister sehr zu schätzen wussten. Ab dem 19. Jahrhundert taucht dann der Name Weninger häufiger auf. Der zuvor bereits erwähnte Josef Weninger war einer davon. Im 18. Jahrhundert sind Namen wie die der Familie Ebner allgegenwärtig. Balthasar Ebner war um 1706 Meister seiner Zunft und nebenbei auch Stadtrichter, übernahm die Flößerei bzw. den Nachlass von Allgeyer 1689 und heiratete auch dessen Witwe. In den folgenden Jahren ging sein Erbe an Anton Michael Ebner und Johann Nepomuk Ebner über. Franz Huber war bis 1788 nach den Ebnern Inhaber der Gerechtsame der Flößer. Nächster Besitzer war Johann Hasenburger bis auch diese Zunft an die Familie Forcher im Jahre 1825 ging. Interessant dabei ist, dass die Familie Forcher (später Forcher von Ainbach) neben den Hämmern auch in anderen Industriezweigen Fuß zu fassen begann. Darunter eben auch die Floßfahrt. Wahrscheinlich auch deshalb, um eine gewisse Unabhängigkeit auch im Transportwesen zu erreichen. Neben den Gebrüdern Ebner war die Familie Weninger bereits

ansässig in Knittelfeld. Der erste Floßmeister der Familie war Peter Weninger im Jahre 1757, bekannter war aber sein Josef, der als Bürgermeister der Stadt Geschichte schrieb. Wie viele Aufzeichnungen zeigen war Knittelfeld Hauptlieferant von Eisenwaren in die Untersteiermark und ein beliebter Handelspartner in der Steiermark, vor allem entlang der Mur. Ein Bericht der Grazer Eisenverleger soll dies zeigen:

„Bisher war die Station Knittelfeld nur wegen des den dortigen Floßmeistern zugestandenen Gewerbes des Ladenzeughandels für Steiermark der vorzüglichste Stapelplatz der Floßfahrt und der Wasserfracht für alle aus Kärnten, Salzburg und Obersteier nach Graz ziehenden Waren und Frachten. Judenburg und Bruck konnten kaum die Halbscheid jener Frachtgüter anher liefern, die die wohl organisierte Knittelfelder Floßfahrt jährlich anher liefert. Knittelfelder Flöße kommen hier wöchentlich selbst bei kleinem Wasser an; im Frühjahr die ersten, im späteren Herbst aber die letzten. Sie bringen die zu Knittelfeld weit und breit zusammengeführten Kaufmannsgüter her. (Nach Graz) Man kann sich verlassen, dass alles mit größter Geschwindigkeit herkommt. Knittelfelder legen die Eisenfracht auf und bringen zwei mit Eisenwaren beladene Flöße nach Graz, ehe die Leobner oder Judenburger Floßmeister eine einzige Platte bauen. Sie verlangen mäßigen Frachtlohn und haben es in ihrem Wasserfahrtsbetrieb bereits fast soweit gebracht wie die englische Marine. Knittelfeld ist der Mutter schoß des Ladenzeughandels.“



Abbildung 130

Links ein Stahlstich 12 x 17 cm von Rorich und Kolb nach Rohbock. Der Stich zeigt die Flößerei um Graz mit Blick auf den Grazer Schlossberg und die Nikolaikirche.

7 „Knittelfeld, Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte“, Johann Tschmuck, 2003, S. 115 (Zitat)



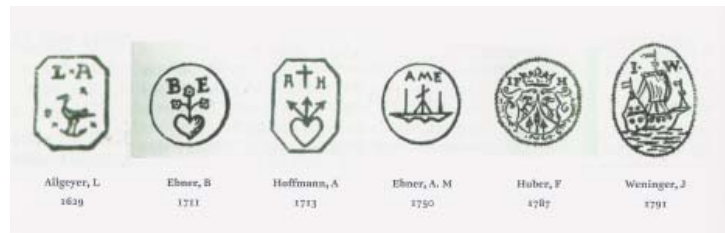
Abbildung 131

In der Abbildung ist die noch heute stattfindende Flößerei bzw. Holztrift im industriellen Maßstab zu sehen. Hier wird die Flößerei in Kanada gezeigt.

Die fortschreitende Industrialisierung im Allgemeinen, aber vor allem die starke Eisenbahnindustrie in Knittelfeld, trugen zum Niedergang der Floßfahrt bei. Genauso wie die Hammer- und Sensenwerke der Umgebung wurden auch in der Floßfahrt immer weniger Waren gehandelt, da die Eisenbahn vieles schneller transportieren konnte. Vor allem mengentechnisch war die Eisenbahn dabei im Vorteil. In den 1920er Jahren gab es jedoch wieder eine kleine Konjunktur des Handwerks. Aufgrund der sehr hohen Bahnpreise wurde die Flößerei wieder aufgesucht. Problem war nur, dass es keine Flößer mehr gab. Ab den 40er Jahren des vergangenen Jahrhunderts wurde die Floßfahrt vollkommen aufgegeben. Das Hochwasser von 1938, das auch auf die Holztrift und deren Nachfolgeindustrien großen, nachteiligen Einfluss hatte, beeinflusste auch die Floßfahrt auf der Mur im negativen Sinn. Die Mur hatte zwar immer einen guten und konstanten Wasserpegel, durch das Hochwasser wurde aber das Flussbett in vielen Bereichen breiter. Daher sank der Wasserpegel und eine Floßfahrt war mit vielen Hindernissen, wie weniger zu transportierendes Gewicht und damit weniger Waren, aber auch Gefahren, wie Untiefen, verbunden. Wie eben auch unter den Schmieden und anderen Handwerkszünften, waren in der Floßfahrt Siegel ein alltägliches Gebrauchsgut. Folgende Abbildung soll einige dieser zeigen:

Abbildung 132

In der Abbildung rechts sind die verschiedenen Floßmeistersiegel der Knittelfelder Flößer abgebildet.



KÖHLEREI IN KNITTELFELD

16

INHALT

192 KÖHLEREI RUND UM
KNITTELFELD

KÖHLEREI RUND UM KNITTELFELD

Köhlerei in Knittelfeld

Die Köhlerei im Gebiet Aichfeld-Murboden wird bereits in den einzelnen Kapiteln der Seitentäler und Bäche genauer geschildert. Hauptsächlich waren Köhler natürlich im Ernteggebiet des Holzes ansässig, was aber nicht heißt, dass diese nur in den hinteren Seitentälern des Aichfeldes ansässig waren. Auch Knittelfeld hatte seine eigenen Köhlereien, wie auch im Kapitel rund um die „Uitzmühle“ und „Landschach“ noch angemerkt wird. Eine der größten Holzkohlelagerstätten befand sich in St. Lorenzen, eine weitere in Knittelfeld. Verortet war diese in der heutigen Ainbach Allee in der Nähe des bereits abgebrochenen Herrenhauses das zum allzu bekannten Ainbach-Hammer gehörte.

Logischerweise waren die Lager für Holzkohle meist an den Einmündungen der Bäche aus den Seitentälern in die Mur zu finden oder an Abzweigungen von Flüssen und Bächen. Ein weiteres Lager bestand im Bereich der Gruber-Mühle bzw. des Zeilinger Werks in Knittelfeld (wie schon erwähnt in den letzten Jahren Maschinenfabrik Arnold und Möbellager des XXXLutz). Der wohl größte Kohlebarm (= Kohlenlager) war aber in Landschach, bei der Einmündung des Ingeringbaches in die Mur, angesiedelt. Hier wurden hauptsächlich die aus Gaal kommenden Baumstämme verkohlt. Ein direkt anliegender Steg für die Flöße war jedoch nicht vorhanden. So musste die Kohle zuerst auf Fuhrwerke geladen und an den Landungssteg nahe der Gubernitzer Brücke bei St. Margarethen entlang eines Weges an der Mur transportiert werden. Wahrscheinlich war dies der gleiche Weg (Treppelweg), der für das Flussaufwärtsziehen der Flöße genutzt wurde. Der heutige Name des Industrie- und Gewerbegebietes der Stadt Knittelfeld „Floßländ“ und der gleichnamige Straßename in diesem Bereich gehen wahrscheinlich auf diese Zusammenhänge zurück. Wie in allen Jahrhunderten blieb man auch im 18. Jahrhundert nicht von Katastrophen verschont. Ein Hochwasser beschädigte bereits 1787 den Bereich um Landschach und somit auch den Platz der Köhlereien. Die Lagerung entlang und nahe der Flüsse war zwar ideal für einen schnellen Transport, brachte im Falle eines Hochwassers aber auch Nachteile mit sich. Aufgrund der Überflutungen wurden die Köhlereien flussabwärts gelegt, wahrscheinlich nach „Floßländ“. Bereits der Historiker Janisch schrieb 1878 darüber und meinte: *„Im weiten Murboden erblickt man südlich von Landschach die rauchenden Kohlemeiler der Radmeisterkommunität“*¹.



Abbildung 133

Die Floßfahrt auf der Mur. Datierung des Bildes unbekannt.



Abbildungen 134 und 135

Die Flößerei auf der Mur im Jahr 1938/39. Im oberen Bild ist im Hintergrund die Gubernitzer Brücke bei St. Margarethen (Knittelfeld) zu sehen.



Abbildung 136

Flößer auf der Mur.

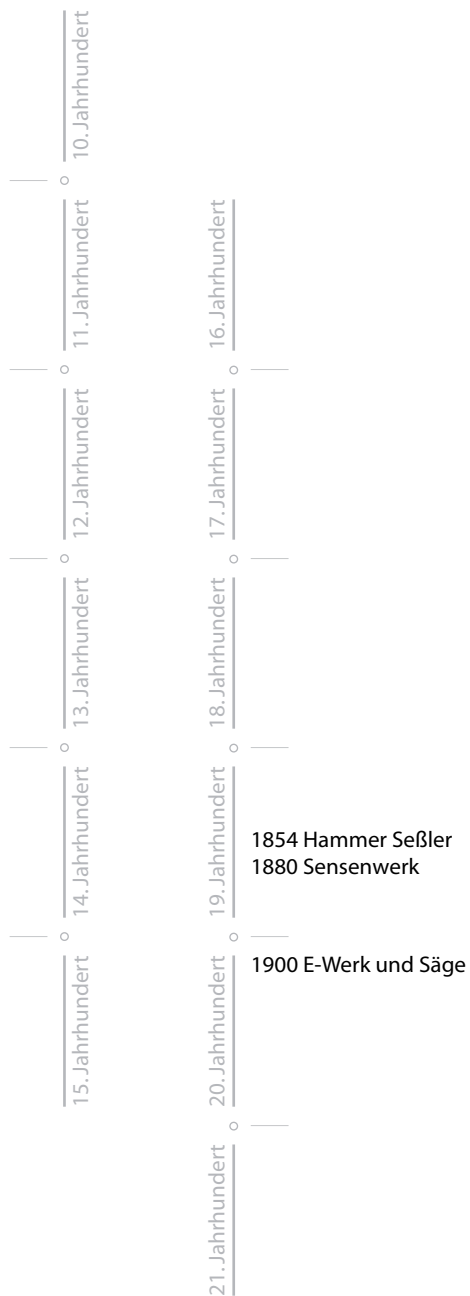
¹ „Knittelfeld, Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte“, Johann Tschmuck, 2003, S. 116 unten (Zitat)

INHALT

- 196 HAMMERWERKE BEI
SCHLOSS WASSERBERG
- 200 ZEILINGER HAMMER IN
GAAL
- 206 HAMMER IM HAMMER-
GRABEN BEI SECKAU
- 210 MÜHLEN ALS VORREITER
DER INDUSTRIE

HAMMERWERKE IN GAAL & SECKAU 17

HAMMERWERKE BEI SCHLOSS WASSERBERG



Hammer bei Schloss Wasserberg

Kurzgeschichte:

Erst am Ende des 19. Jahrhunderts entwickelte sich an diesem Standort eine Sensenschmiede für einige Jahre, wurde aber bald wieder abgebaut und zu einer Säge umstrukturiert.

Erbfolge und Verkäufe:

Weitere Hämmer in Gaal betrieb die Familie Seßler, welchen auch der „Sachendorfer Hammer“ zeitweise gehörte. 1854 dürfte von Max (oft auch Maximilian) Seßler ein Hammerwerk in der Nähe des Schloss Wasserberg betrieben worden sein. Ein Beleg hierfür dürften die Auslieferungs- und Korrespondenzprotokolle aus den Jahren 1856 bis 1863 sein¹. In den 1860er Jahren ging die wirtschaftliche Produktion zurück und wurde vollständig mit dem Tod Josef Seßlers aufgegeben. Erst am Ende des Jahrhunderts, in den 1880er Jahren wurde der Betrieb von Julius Maya (auch Maja) - Besitzer des Gutes Wasserberg wieder aufgenommen. Er ließ den Betrieb zu einem Sensenwerk umbauen und hatte damit auch ein wenig Erfolg. Jedoch hielt der Erfolg nicht lange an und der Zeughammer wurde nach bereits zwei Jahren wieder geschlossen. Um 1900 wurde der Hammer in ein Sägewerk umgebaut, der zweite Hammer wurde in ein Elektrizitätswerk integriert². An die Ureigentümer Maximilian Seßler sen. und dessen gleichnamigen Sohn (1846-1870) erinnert ein Gedenkstein (Grabstein in der Schlosskapelle) im Schloss Wasserberg³. Obwohl beide in Sachendorf bei Knittelfeld starben sind sie in Schloss Wasserberg begraben worden, was wiederum deren enge Verbundenheit mit dem Ort zeigt. Von den Hämmern selbst ist heute leider keiner mehr erhalten. Der Vollständigkeit halber muss noch hinzugefügt werden, dass das Schloss Wasserberg ab 1844 im Besitz der Familie Seßler war. Zuvor gehörte es über 500 Jahre dem Bistum von Seckau und deren wechselnden Bischöfen. Nach den Seßlers ging das Schloss 1873 an verschiedenste Besitzer über, wovon bis 1913 dauernd neue aufscheinen. Ungefähr von diesem Jahr bis 1939 war es im Besitz des Zisterzienserordens des Neuklosters Heiligenkreuz und wurde danach durch die Nationalsozialisten der „Reichsforstverwaltung“ unterstellt. Ab 1945/46 ging es bis 1950 in die Treuhandverwaltung des Landes Steiermark über und ist seit diesem Jahr wieder in Kirchenhand. Heute beherbergt es die Forstverwaltung Wasserberg, die zu-



Denkmalschutz

Das Schloss steht nach § 2a des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 16m 11.82s
Längengrad:
E 14d 41m 9.55s
Höhe:
895.00 m



Abbildungen 137 und 138

Die Porträts zeigen Maximilian Seßler und dessen Frau Johanna Seßler.

¹ Chronik Gaal, S. 322 unten

² Chronik Gaal, S. 323 Mitte

³ „Geschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S.135/136

Schloss Wasserberg

Bereits 1174 wurde die Gegend „Walzerperc“ genannt. Das Bistum Seckau baute 1275 dann eine Burg, welche im 15. Jhd. zum Schloss ausgebaut wurde. Der Name Wasserberg kommt vom zu Beginn erwähnten Begriff und deutet auf reiche Wälder und ev. auf eine, schon früh mit Wasser umgebene, Burg hin.

gleich Forstverwaltung des Stiftes zu Heiligenkreuz ist⁴.

Das Siegel des Sensenwerks:⁵

Da das Werk nicht unbedingt großen Bekanntheitsgrad erlangte, daher auch der Absatz fehlte und die Verbreitung der Waren eine geringe war, sind auch die Siegel in diesem Falle von nicht allzu großer Bedeutung. Der Vollständigkeit halber sollen sie aber trotzdem angeführt werden. Julius Maya führte die erste Marke, den „Vierertzug“, ein. Später noch „Schloss Wasserberg“ als Siegel. Da aber in den weiteren Jahrzehnten, vorwiegend ab dem Ende des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts, das Kerngeschäft der Herrschaft Wasserberg sich auf die Forstwirtschaft (siehe dazu Sägewerk „Vorwitzhof“ in Puchschachen!) und Jagd konzentrierte, ist nichts über weitere Siegel des Hammers bekannt.

Namentliche Abfolge:

Eine klare Abfolge ist nicht ersichtlich. Ich gehe aber davon aus, dass auch im Gemeindegebiet der Hammer nach seiner Lage bezeichnet wurde und wahrscheinlich immer Hammer zu Wasserberg, Wasserberger Hammer oder dgl. im Namen ähnlich gelautet haben muss.

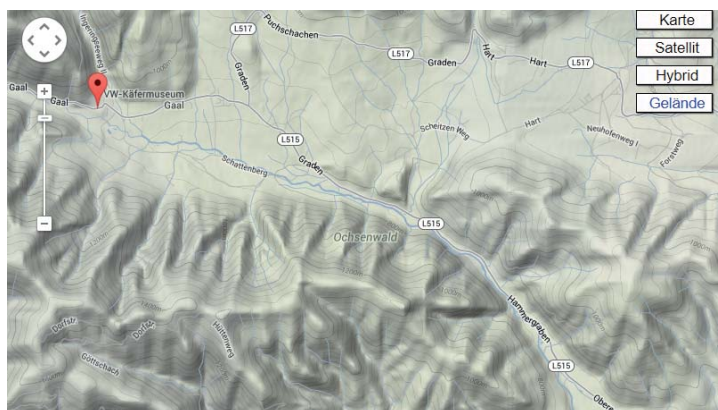
Abbildung 139

Das Bild zeigt Schloss Wasserberg um 1870 und ist nach wie vor im Besitz des Stiftes Heiligenkreuz.



Abbildung 140

Lage des Objektes auf der Karte.



4 „Burgen und Schlösser der Steiermark“, Robert Baravalle, 1995, 305 ff.

5 Daten aus „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, Franz Schröckenfux, 1975, S. 538 Mitte

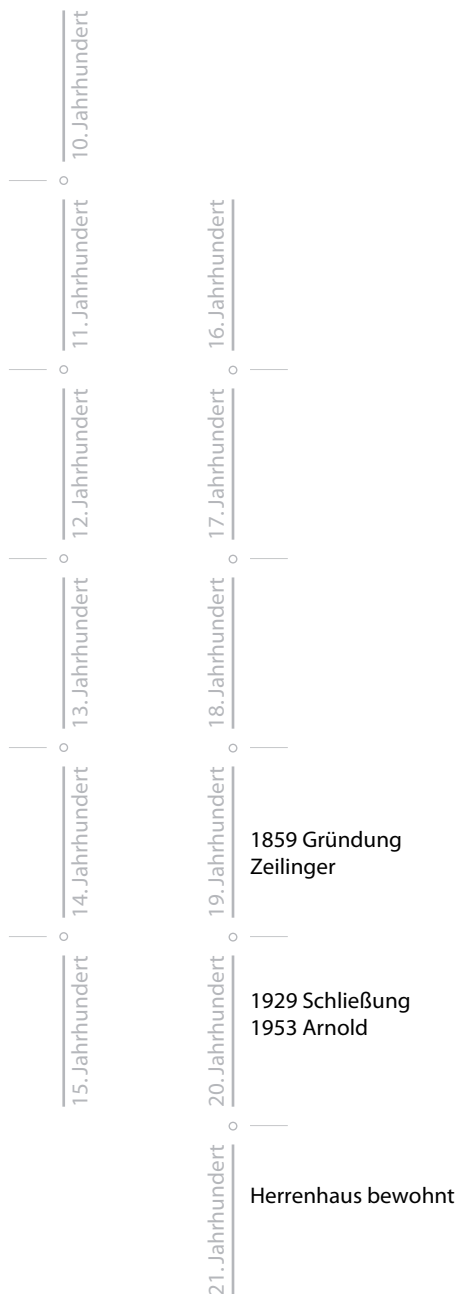
**Abbildung 141**

Das Bild zeigt das Schloss heute. Aufnahme im April 2014.

**Abbildung 142**

Der erst kürzlich sanierte Innenhof. In der rechten unteren Bildecke ist der alte Burgbrunnen zu erkennen, der wieder funktionstüchtig gemacht wurde.

ZEILINGER HAMMER IN GAAL



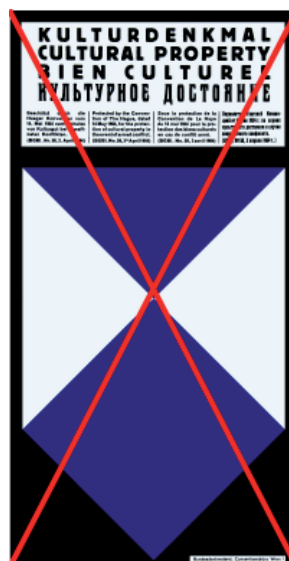
Zeilinger Werk Gaal

Kurzgeschichte:

Der Schattenberger Hammer wurde von der allzu bekannten Familie Zeilinger (früher Zeitlinger) aufgebaut. 1859 wurde er gegründet. Im Laufe der Jahre expandierte das Werk sehr stark. Es entstand nahezu ein kleines Dorf mit Landwirtschaft und Milchhube und konnte sich in die Zwischenkriegszeit des 20. Jahrhunderts halten.

Erbfolge und Verkäufe:

Die Familie Zeilinger betrieb, wie wir bereits wissen, auch eine Sensenschmiede in Knittelfeld. Darüber hinaus eine in Eppenstein bei Obdach und ebenso eine weitere in Gaal. Schattenberg, heute ein eigenständiger Ortsteil und Teil der Katastralgemeinde Graden, hatte seinerzeit eines der größten Sensenwerke der Region. Von hieraus wurde ebenso Ungarn und Russland beliefert wie auch von Knittelfeld aus. Ausschlaggebend für den Standort war sicherlich der Wasserreichtum der Gaal aber auch die zur Verfügung stehende Holzmenge bzw. Holzkohle in unmittelbarer Nähe. Alois Zeilinger ließ 1859 das Werk in Schattenberg errichten. Es umfasste mehrere Gebäude, darunter ein Herrenhaus - bestehend bis heute - ein Werksrestaurant, Barracken sowie weitere Wirtschafts- und Wohngebäude. Mit insgesamt 50 Arbeitern wurden etwa 800 Sensen und Strohmesser pro Tag erzeugt⁶. Der Betrieb wurde 1929 eingestellt. Gründe hierfür wurden bereits bei anderen Werken erörtert und unterschieden sich auch hier nicht wesentlich. Wirtschaftliche Investitionsfehler, der 1. Weltkrieg und weitere Krisen machten auch vor der Sensenindustrie keinen Halt. Alois Zeilinger starb Ende der 1870er Jahre und vermachte den Besitz seinem Sohn Franz Xaver, der wiederum 1903 starb und den Besitz an seinen Sohn Otto Zeilinger übergab. Die Familie Zeilinger war auch für die Gemeinde Gaal von besonderer Bedeutung. Vor allem Alois Zeilinger war Gemeindevorsteher und wurde von der Gemeinde auch zum Ehrenbürger erhoben. Unter Otto Zeilinger kamen im Laufe der Jahre noch einige Flächen an Holz und Wiesen zum Besitz der Familie hinzu. Er versuchte den Betrieb zu erweitern und engagierte sich besonders für und in der Landwirtschaft. Durch Besitzzukaufe in Roßbach - heute bekannt durch die Loretto-Kirche - ließ er in unmittelbarer Nähe zur Kirche eine Treppe errichten. Zugehörig war diese sog. „Hube“ dem landwirtschaftlichen Betrieb vlg. Schweiger in Schattenberg und wurde, wie die meisten Hube, nicht ganzjährig genutzt. Ein Geschäftskonzept sah



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 15m 42.56s
Längengrad:
E 14d 43m 1.48s
Höhe:
813.00 m



Abbildung 143

Ein Porträt von Otto Zeilinger, dem Sohn des Erbauers des Sensenwerkes in Gaal, Alois Zeilinger.

⁶ StLB →Die→ eherne Mark : eine Wanderung durch das steirische Oberland, 1892-1897 * Krauß, Ferdinand



Abbildungen 144 und 144.1

Die heutige Loretokapelle befindet sich am Fuße des Rosenkogels am sog. „Sommertörl“ in 1.817 m Seehöhe am Passübergang zu St. Oswald - Möderbrugg. Sie steht unter Denkmalschutz nach § 2a. Früher bestand dort der sog. „Lorettotempel“ der Gewerke Zeilinger (oberes Bild).



Abbildung 145

Oben das Siegel der Zeilinger in Gaal, sowie die Insignien von Alois Zeilinger am Türstock des Herrenhauses.

Abbildung 146

Lage des Objektes auf der Karte.

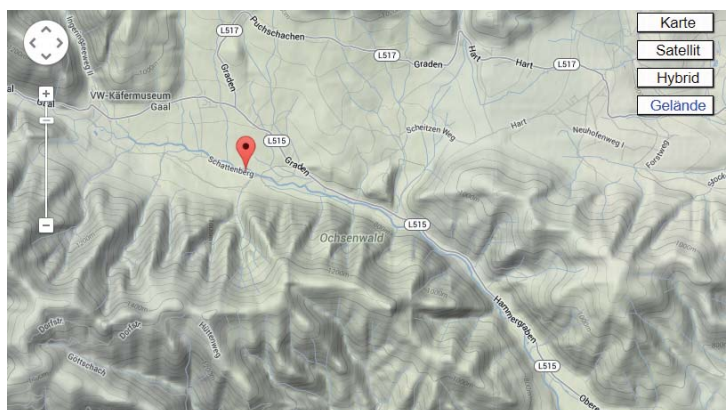
sogar eine Belieferung von Wiener Haushalten mit frischer Bergbauernmilch vor, war jedoch unrentabel und wurde bald wieder eingestellt. Durch den ersten Weltkrieg war ein wirtschaftlicher Rückgang in Produktion und Umsatz vorprogrammiert. Wirtschaftliche Fehler durch nicht angepasste Sensenproduktionen an Kundenwünsche trugen das übrige zum Niedergang bei. Vielleicht war auch die große Experimentierfreudigkeit von Otto Zeilinger ein Grund für den Niedergang seiner Werke. Unter anderem investierte er nicht nur in Sensen, sondern wie bereits erwähnt, auch in landwirtschaftliche Produktionen (Molkereien) aber auch in Sägewerke. Heute weiß man, dass ein interdisziplinäres Auftreten in verschiedenen Bereichen wirtschaftlich gesehen erfolgreich sein kann, jedoch auch Risiken in sich birgt. Otto Zeilinger war mit Sicherheit ein großer Ökonom der Region und gestaltete das Wirtschaftsleben der Region stark beeinflussend mit. In den 1950er Jahren kaufte die Familie Arnold, bzw. die Maschinenfabrik Arnold, das Anwesen. Das Herrenhaus wurde von Otto Arnold ebenso 1953 gekauft und renoviert und besteht heute noch als Wohnhaus.

Das Siegel des Sensenwerks⁷:

Als Siegel gab es die „2 Schwerte“ und wurde dadurch sehr bekannt. Wohl nicht zu Letzt deshalb, weil dies eigentlich ein Siegel der Eppensteiner war und übernommen wurde.

Namentliche Abfolge:

Da der Familie Zeilinger auch einige Hämmer in Knittelfeld gehörten, war eine Unterscheidung notwendig. Der Hammer in Schattenberg wurde Schattenberger Hammer, aber auch Hammer in Gaal genannt, wobei hiermit sicher jener der Familie Zeilinger gemeint war und nicht jener beim Schloss Wasserberg. Grund war sicher der Bekanntheitsgrad des Zeilinger Hammers.



7 Daten aus „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 538 Mitte

**Abbildung 147**

Die Abbildung zeigt, das nach wie vor gut erhaltene, Herrenhaus der Familie Zeilinger in Gaal, (Schattenberg) wo es 1861 von Alois Zeilinger erbaut wurde.

**Abbildung 148**

Das Bild zeigt ein „Sgraffito“ an der Fassade des Herrenhauses und beschreibt die Vergangenheit des Anwesens als Sensenwerk, sowie die weitere Besitzfolge durch die Familie Arnold.

**Abbildungen 149 und 150**

Oben abgebildet sind die Sensen der Zeilinger aus einem Prospekt des Werkes im Faksimiledruck. Links das alte Herrenhaus um das Jahr 1915.

Abbildung 145

Eine Gesamtansicht des Sensenwerkes Zeilinger, kurz vor seiner Schließung in den 1920er Jahren.

**Abbildungen 145.1 und 145.2**

Die Bilder zeigen die Werksgründer in Gaal, Alois Zeilinger und seine Ehefrau Katharina Zeilinger.



HAMMER IM HAMMERGRABEN BEI SECKAU



Hammer im Hammergraben

Ausgehend vom Ingeringer-Werkskanal liegt der Schluss nahe, sich Strom aufwärts zu begeben, da der Hauptfluss des Kanals bzw. sein Hauptbachbett weiter nördlich zu finden ist. An der bereits beschriebenen Verklauungsstelle, durch welche sich der Ingeringbach westwärts neigte, befindet sich heute eine Holzbrücke. Von einer solchen „Holzbruckn“ ist in der Literatur oft die Rede und ist vermutlich auch in früherer Zeit an ähnlicher Stelle gelegen. Bestätigt wird diese Ansicht auch dadurch, dass die Ingering in diesem Bereich einen Knick im Bachbett aufweist und nach Westen hin abdriftete. Unweit davon, Bach aufwärts, befindet sich nach wie vor eine relativ neue Wassersperre zur Regulation des Sachendorferbachs (Ingeringer-Werkkanals). Geografisch befinden wir uns hier am Beginn eines Tales, welches sich Hammergraben nennt.

Bereits Franz Forcher von Ainbach schrieb über ein Werk das sich nahe des Hammerbergs befand⁸. Um das Jahr 1586 wurde vom Domstift Seckau ein neuer Hammer an der Ingering angelegt, vermutlich deshalb da der Ingeringbach bereits schon Jahrhunderte zuvor reich an Wasser war und so zur Ansiedelung von Produktionsstätten führte. Heute befindet sich an jener Stelle des ehemaligen Hammers das Haus „Graden Nr. 1“ und ist somit genau an der Gemeindegrenze Spielberg bei Knittelfeld - Gaal - Seckau gelegen. Bekannt ist das Haus auch unter dem Namen „Hammerjäger“⁹ und ist zurückzuführen auf den historischen Hammer am Taleingang. Das Werk wies lt. der Theresianischen Hammerwerksverordnung aus dem Jahre 1748 drei Hämmer auf. Einen Welsch-, Streck-, und Zerrenhammer¹⁰. 1821 wurde der Hammer bereits still gelegt, da er seit Beginn des 19. Jahrhunderts Verluste schrieb. Vermutlich war die wirtschaftliche Rezession auch darin zu suchen, dass 1782 das Stift Seckau aufgelöst wurde und der neue Eigentümer - der Staat - nicht mehr jenen Erfolg erzielen konnte als das Stift. 1823 kaufte die Vordernberger Radmeister-Kommunität das Werk¹¹ und legte es 1826 endgültig still. Das alte Hammerhaus blieb noch mindestens bis in die 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts erhalten.



Denkmalschutz

Das Objekt ist nicht mehr erhalten und steht daher weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 15m 7.69s
Längengrad:
E 14d 45m 14.29s
Höhe:
767.00 m

8 Franz Forcher von Ainbach, „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, S. 120.

9 Chronik Gaal, S. 321 Mitte

10 StLA, Maria-Theresianische-Hammerverordnung 1748

11 Chronik Gaal, S. 322 oben

MÜHLEN ALS VORREITER DER INDUSTRIE

Mühlen in Gaal als Vorreiter der Industrie

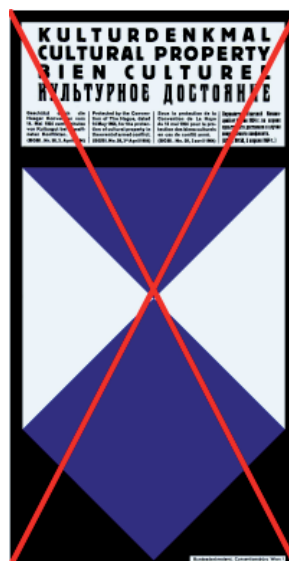
Um neben der industriellen Produktion und Versorgung mit Gütern eine Nahversorgung sicher stellen zu können, waren Mühlen von besonderer Bedeutung. Gemeint sind hier nicht die sog. Hausmühlen sondern jene, die im Besitz einer Grundherrschaft waren. In jener Mühle musste jeder Untertan, Bauer oder Bürger sein Getreide gegen eine gewiss hohe Maut mahlen lassen. Daher waren neben den Schmieden auch die Müllner meist doch recht wohlhabend und verfügten über ausreichend bares Geld.

Für die Gemeinde Gaal sind im ältesten Seckauer Urbar¹² (1300) zumindest zwei Mühlen im heutigen Gemeindegebiet genannt. Erstens die Steinmühle am heutigen Zinkenbach - Zulauf zur Ingering vom Seckauer Zinken - und zweitens die Filzmühle. Erstere wird im Urbar als Mühle an der „Undrima“ bezeichnet, also ‚Mühle an der Ingering‘. Bei der Letzteren dürfte es sich um die Filzmühle in Graden handeln. Die Rede ist aber auch noch von insgesamt zwei weiteren Mühlen mit wahrscheinlich geringerer Bedeutung. Die Reumühle (heute Reumüller) in Gaal und einer Mühle am Vorwitzbach im Vorwitzgraben. Nach und nach wurde es jedoch auch Bauern erlaubt alleine oder gemeinsam eine Hausmühle zu betreiben.

Die Mühlenbeschreibung der Herrschaft Wasserberg aus dem Jahre 1749 bestätigt dies¹³. Im Folgenden soll auf die betreffenden Mühlen näher eingegangen werden:

Die **Reumühle**¹⁴ (auch Reymüller oder Dirnberghube, Dürnberghube oder Jägerhaus genannt) liegt in der KG Gaal (Gaalgraben) mit der Hausnummer 48. Sie war nicht nur Mühle, sondern auch Säge und wurde am naheliegenden Dürnberg erbaut, der somit auch teilweise Namensgeber ist. Der erstere Name Reumühle geht zurück auf Reymühle oder Reitmühle und bezieht sich auf das Wort „Reit“ oder „Greith“, die sog. Rodung und ist bis ins Jahr 1467 nachweisbar.

Heute wird der Hof als „Gaalkönig“ bezeichnet und geht auf die 1920er Jahre zurück, in der der Hof ein Jagdanwesen war und durch einen Blitzschlag abbrannte. Der neue „Gaalkönig“ wurde in unmittelbarer Nähe errichtet und besteht bis heute.



Denkmalschutz

Keines der folgenden Objekte steht nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 16m 40.43s
Längengrad:
E 14d 36m 9.33s
Höhe:
938.00 m



Abbildung 154

Eine Abbildung des heute bestehenden Hauses am Standort der ehem. „Reumühle“ im Gaalgraben von 1998.

¹² Chronik Gaal, S. 130 und „Die mittelalterlichen Stiftsurbare der Steiermark“, Pirchegger & Roth

¹³ Chronik Gaal, S. 131

¹⁴ Chronik Gaal, S. 513-515 (Häuserbuch)

Abbildung 155

Eine aktuelle Abbildung der ehemaligen „Reumühle“, vgl. „Gaalkönig“.

**Abbildung 156**

Lage des Objektes auf der Karte.



Der sog. „**Vorwitzhof**“¹⁵ im Vorwitzgraben, der über Schenkung von 2 Feldern des Salzburger Erzbischofs an das Stift Seckau ging, blickt auf eine reiche Geschichte zurück. Im Urbar von 1270 ist bereits der Vorwitzhof eingetragen. Die Schenkung wurde unter anderem durch Marktgraf Otakar und von Herzog Leopold von Steiermark bestätigt. Im 13. Jahrhundert war er vorwiegend Viehhof und wurde in weiterer Folge zu einem Sägewerk ausgebaut. Die Abbildung 159 auf der rechten Seite zeigt den Vorwitzhof und sein Sägewerk zwischen 1917 und 1918. Der Verfall ist in diesen Jahren schon eindeutig zu sehen. Daher kann davon ausgegangen werden, dass zu Beginn des 20. Jahrhunderts bereits eine Einstellung des Betriebes erfolgte. Der Hof war bis zur Aufhebung des Seckauer Klosters im Jahre 1782 in dessen Besitz und ging später an die Forstverwaltung Wasserberg über. Diese ersetzte das alte Bauernhaus mit anschließender Kapelle durch ein neues Jagdhaus in den 1960er Jahren. Das Haus blieb bis in die 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts im Besitz der Familie Postl. Ausschlaggebend

15 Begriff Vorwitzhof und ff. aus „Chronik Gaal“, S. 612 und S. 146

für die Nennung ist, das die Lage nahe am Vorwitzbach eine Mühle mit einschloss, welche zum Betrieb einer Säge nötig gewesen wäre. Nicht zu Letzt ist auch mein privates Interesse für die Nennung hier verantwortlich, da der Hof mit saniertem Haus und sanierter Kapelle zu meinem Elternhaus zählt und weiterhin noch im Besitz meiner Familie (Gruber - Kohlweg) ist.



Abbildung 157

Eine aktuelle Abbildung des ehemaligen Jagdhhauses in Vorwitz. Das Sägewerk bestand auf der Wiese im Vordergrund und erstreckte sich die 150 m nach Westen (im Bild die linke Seite).



Abbildung 158

Die verfallenen Ruinen des Sägewerks um 1917.

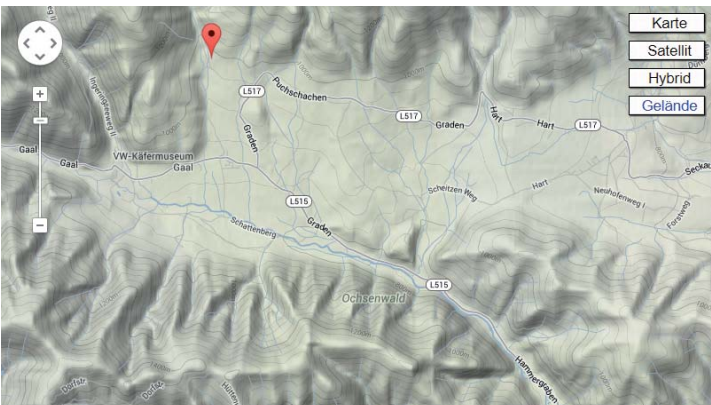


Abbildung 159

Lage des Objektes auf der Karte.



Abbildung 160

Der ehemalige Standort der „Filzmühle“, unweit des Zeilinger Hammers in Gaal. Reste des ursprünglichen Objektes sind leider keine mehr erhalten geblieben.

Abbildung 161

Lage des Objektes auf der Karte.

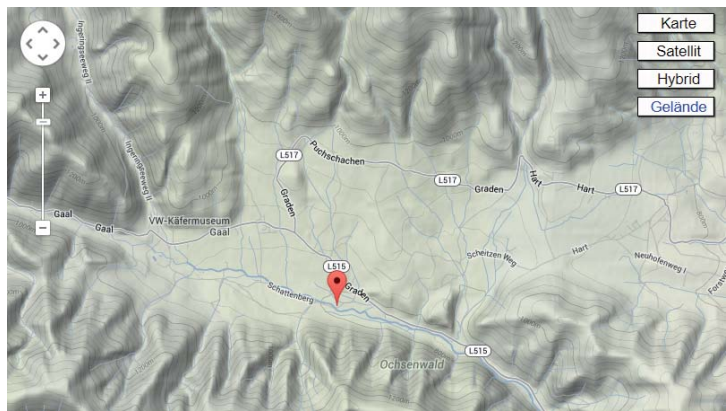


Abbildung 162

Die alte Steinmühle mit Arbeitern im Vordergrund. Ungefähr im Jahr 1960 aufgenommen.

Eine weitere Mühle befand sich Richtung Ingeringsee am Ingeringseeweg, nahe der Abzweigung von der Hauptstraße (Ingering II). Die sogenannte **Hofmühle** muss bereits vor 1638 bestanden haben, da aus diesem Jahr eine Inventarliste aufgrund des Todes von Hofsagmeister Christian Greißperger erstellt wurde. Heute gehört sie der Familie Tiroch.

Zu letzt ist die „**Steinmühle**“ ein nennenswertes Objekt. Sie liegt am Zinkenbach und nahe an der Grenze zum Gemeindegebiet von Seckau, gehört aber nach wie vor zum Ortsteil Puchschachen der Gemeinde Gaal. Der Name kommt nicht von ungefähr und bezieht sich auf das aus Stein erbaute Haus¹⁶. Sie ist heute im Besitz der Familie Wieser und war die letzten Jahrzehnte als Gasthaus in der Umgebung bekannt.

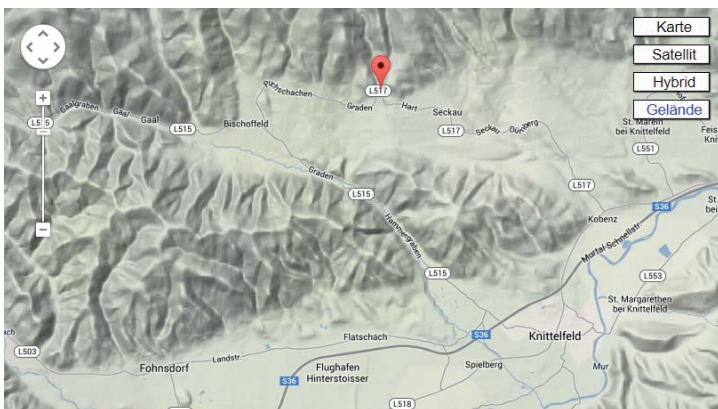
¹⁶ „Chronik Gaal“, S. 613 oben

**Abbildung 163**

Das Gebäude der Steinhmühle im April 2014. Das Gasthaus ist jedoch geschlossen.

**Abbildung 164**

Das überbaute, aber noch bestehende Mühlengebäude im Jahr 1928.

**Abbildung 165**

Lage des Objektes auf der Karte.

218 HOLZTRIFT AM INGE-
RINGBACH

INHALT

HOLZTRIFT AUF
DER INGERING

18

Holztrift auf der Ingering¹

Die Ingering und der Gaalbach waren neben der Mur eines der Zentren der Holztrift in der Region. Warum dies so war, lässt sich ganz einfach erklären. Einerseits hatte - und hat die Gemeinde Gaal heute noch - sehr viele Wälder und damit reiche Holzvorkommen. Um den bereits beschriebenen, immer steigenden Bedarf an Holz und Holzkohle für die Schmieden, sowie Hammer- und Sensenwerke zu decken, wurden neue Wege der Holzbeschaffung gesucht. Andererseits gibt es im Talgraben den Gaalbach und im Talausgang den Ingeringbach, beide gehen nahtlos ineinander über und stellen, da noch keine Straße vorhanden war den einzigen Weg einer Liefermöglichkeit dar. Weiters muss man sagen, dass durch die erhöhte Lage des Gaaler Beckens und den umschließenden Seckauer Alpen sowie Niederen Tauern ein sehr schneereiches Gebiet vorhanden ist. Schnee bedeutet aber auch ebenso viel Schmelzwasser, vor allem in den Frühjahrsmonaten und lässt die Ingering und auch den Gaalbach anschwellen. Grundsätzlich war im 15. bis 19. Jahrhundert der ganze Bachbereich tiefer eingebettet und führte kontinuierlich relativ viel Wasser. Steigende Nachfrage und steigende Rohstoffpreise forderten nach mehr Produktion. So wurden in verschiedensten Bereichen des Bachbettes Wasserschwellen errichtet, an dem der Bach aufgestaut wurde. Segmentweiser Transport der Baumstämme wurde so auch bei Niederwasser möglich. Wasserschwellen waren die eine Variante der Wasserspiegelerhöhung, eine andere den Ingeringsee kurzfristig aufzustauen². So konnte man kurzzeitig viel Wasser auf einmal den Bach hinunterlassen, der wie eine Welle das Holz vor sich hertrieb. Bereits um 1795 bestand eine solche Schwelle (sog. „Trift-Wehr“) im Gaalgraben. All die Vorteile der schnellen Beförderungsmaßnahmen brachten auch Nachteile mit sich. Schäden entlang des Bachbettes und auch der dort angesiedelten Werke blieben nicht aus. So wurde vor jeder Holztriftsaison und auch danach eine Begehung gemacht, um eventuelle Schäden aufzeichnen zu können. Eine Entschädigung oder Reparatur von durch die Trift verursachten Schäden wurde zumindest unter der Leitung der Radmeister-Community Vordernberg geleistet. Das Schwemmen war somit die eine Sache, das Abfangen der Stämme die Andere. Am heutigen bzw. noch immer sogenannten „Kohlplatz“ in der Gegend um Landschach war der Hauptrechen der Ingering positioniert. Er diente zum Auffangen der Stämme und musste regelmäßig gewartet werden. Teilweise wurde er durch

Der Gaalbach

Der Gaalbach ist ein Gebirgsbach, der weit in den Gaalgraben reicht und dem sog. „Roßbach“ nachfolgt, welcher wiederum vom Sommertörl abfließt. Im Bereich des Schlosses Wasserberg vereint er sich mit dem Ingeringbach und erhielt in den letzten Jahren einige Kleinkraftwerke, wobei die meisten dieser von Bauern der Gemeinde unterhalten werden.

„Klause“

Eine „Klause“ ist ein aus Holz, Erde und Steinen errichteter Damm, der jedoch den Durchfluss des Wassers gewährleistet. Außerdem gibt es einen Durchlass für das Triftholz.



Abbildung 166

In der Abbildung ist eine Klause am Kraxenbach bei Rubolding in Bayern dargestellt.

¹ „Chronik Gaal“, S. 320 ff

² „Die Holztrift mit besonderer Berücksichtigung ihrer Ausübung in der Steiermark“, Franz Hafner, 1981, S. 580 ff und „Gaal Chronik“, Brunner, Brunner, Burböck, Jäger, 2000, S. 320 ff

„Rechen“

Ein sog. „Rechen“ oder auch „Floßrechen“ war eine Sperre flussabwärts, an der die getrifteten Holzstämme aufgefangen wurden. Aufgrund der starken Belastung durch den Fluss, durch Hochwässer und hauptsächlich der strandenden Baumstämme, musste dieser besonders massiv gebaut werden.



Abbildung 167

Ein „Floßrechen“ konnte auch nur temporär errichtet werden um zuviel Treibgut am Fluss oder Bach zu verhindern. Er gab den Knechten außerdem noch Zeit, am sog. „Floßländ(e)“, die Stämme aus dem Wasser zu ziehen.

Abbildung 167.1

Der „Fichtenhof im Jahr 2014 in St. Lorenzen bei Knittelfeld.

schwere Stämme beschädigt. Unwetter und Verkläuerungen zählten aber genauso zum Schadensbild wie Verwitterung und sorgloser Umgang. Der Hauptrechen wurde 1877 beschädigt und von der Radmeister-Communität nicht mehr instand gesetzt. Weiters war er auch mit Schotter und Gehölz verlegt und hätte indes neu errichtet werden müssen. Da auch die Entschädigungszahlungen für Schäden während der Trift zunahm, weil sich auch immer mehr Betriebe entlang des Baches ansiedelten und die Produktionsmenge erhöht wurde, war auch dies ein Grund warum die Trift um diese Zeit eingestellt wurde. Der Bau einer Straße in die Gaal trug das Übrige zur Auflöserung bei. Um 1900 erhielt das Forstamt Ingering das uneingeschränkte Recht der Holztrift auf dem Gaalbach und wurde fortan nur mehr bis Schloss Wasserberg (= ungefähre Zusammenfluss von Ingeringbach und Gaalbach) betrieben³. Anbei muss noch erwähnt werden, dass die Radmeister Communität der Vordernberger nahe Floßländ eine Art Herrenhaus als Verwaltungsgebäude nutzte. Der sogenannte „Fichtenhof“ wurde ab 1772 von einem Kohlmeister Josef Pergleithner genutzt, später aber auch von den Waldmeistern und Förstern der Umgebung⁴. Die Besitzverhältnisse wechselten in weiterer Folge oft und wurden immer komplexer, sodass mehrere Besitzer zu verschiedensten Eigentumsanteilen im Grundbuch eingetragen sind. Daher kommt es wahrscheinlich nicht zum Verkauf des Objektes oder zu einer umfassenden Sanierung, die das Haus durchaus nötig hätte. Denkmalpflegerisch und historisch gesehen, wäre das Haus mit Mansarddach und seinem uralten Mobiliar, sowie das Eingangsportal, im Süden an der Straße gelegen, mit den Bergwerkszeichen Hammer und Schlägel durchaus erhaltenswert.



³ „Die Holztrift mit besonderer Berücksichtigung ihrer Ausübung in der Steiermark“, Franz Hafner, 1981, S. 595

⁴ „Adel und Eisenadel, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 100

224 DIE INGERINGER WALD-
BAHN

INHALT

DIE INGERINGER
WALDBAHN

19

DIE INGERINGER WALDBAHN

Die Ingeringer Waldbahn¹

Ein Transport von Holz bis Ingering II und Bischofffeld in Gaal war um 1900 durch das neue 'Forstamt Wasserberg' wieder gesichert. Auch ein Transport am Gaalbach war in kleinerem Ausmaße dadurch wieder möglich. Wahrscheinlich war es auch viel effektiver die Trift nur mehr am Gaalbach zu betreiben, da ohnehin eine Straße nach Knittelfeld vorhanden war und die meisten Werke an der Ingering sowieso erst ab dem Schloss Wasserberg flussabwärts zu finden waren, darunter das Zeilinger-Werk Schattenberg oder der Hammer im Hammergraben. Der Ingeringbach im Ingering-Graben wurde um 1890 nicht mehr mit der Holztrift belastet. Ein aufkommendes Phänomen im 19. Jahrhundert war der Tourismus. Aus dem Zeitalter der Romantik hervorgehend, wurden Ausflüge am Wochenende, vor allem am Sonntag, zur guten Sitte gezählt. Vor allem in den Sommermonaten war die sog. Sommerfrische beim gehobeneren Klientel sehr beliebt. Aber auch die Arbeiterschicht entdeckte, vor allem nach der Bauerbefreiung 1848 mit der damit einhergehenden Grundentlastung, diese Art des Reisens für sich. Reisen wurde im Allgemeinen immer beliebter und wurde durch den technologischen Fortschritt begünstigt. Der Ingeringsee war somit ebenso ein Naturidyll und wurde gerne als Ziel auserkoren. „Um die Anreise der Touristen zum beliebtesten Ausflugsziel, dem Ingeringsee, zu erleichtern, wurde **1878 ein Fahrweg in den Ingeringgraben gebaut**“². Dieser Weg wurde also nicht, wie man vielleicht vermuten möchte, zum Holztransport gebaut, sondern vielmehr für den frühen Tourismus des 19. Jahrhunderts!

Eine neue und schnellere Möglichkeit der Holzbeschaffung wurde nach dem Triftende trotzdem gesucht, da auch der Ingeringgraben mit sehr großen Holzvorräten gesegnet war, und Holz sowie Holzkohle nach wie vor gebraucht wurden. Der Großteil der Waldbesitzungen in der Gemeinde Gaal war im Eigentum der Vordernberger-Radmeister-Communität und ging 1887 in den Besitz von Graf Max Arco-Zinneberg über. Dieser ließ zur Holzbeförderung eine Pferdeschleppbahn in zwei Bauphasen entlang der Ingering errichten. Die Erstere ging von Ingering II, also ungefähr vom Sägewerk unter dem Schloss Wasserberg, bis ca. zwei Drittel der Strecke zum Ingeringsee und wurde teilweise noch von der Radmeister-Communität errichtet. Die zweite Ausbaustufe sah eine Verlängerung bis nahe dem Ingeringsee vor und wurde 1892 ausgeführt. Eine Beförderung von Holz war nun vom so genannten „Ochsenwald“ bis zu den Gaaler Sägewerken in Ingering II möglich. Der Weitertransport nach

„Waldbahn“

Die „Waldbahn“ gab es in vielen holzreichen Regionen rund um den Erdball, darunter auch in den U.S.A. oder Kanada, aber auch in anderen Orten Österreichs wie dem Naßwald in Niederösterreich. Grundsätzlich war sie ein Schienentransportmittel und wurde zur Beförderung der geschlagenen Bäume zu einem Sägewerk herangezogen.



Abbildung 168

Die Sommerfrische in Gaal wurde auch vermarktet und war zu Zeiten der Romantik sehr beliebt.

1 aus „Chronik Gaal“, S. 328 ff, wenn nicht anders gekennzeichnet!

2 <http://www.ingeringsee.at/geschichte/>



Abbildung 169

Das sog. „Almröserl“ war die dampfbetriebene und mit Holzkohle beheizte Lokomotive der Ingeringer Waldbahn.



Abbildung 170

Das sog. „Almröserl“ wurde von den Arbeitern so genannt, da sie wahrscheinlich die zuvor eingesetzten Pferde ersetzte.

Landschach und Knittelfeld war im Grunde durch den Straßenbau von 1887 sicher gestellt. Als weiterer Eigentümer der Bahn und Wälder tritt Prinz Arnulf von Bayern noch vor 1900 auf. Er trieb den Ausbau in einer dritten Phase bis zum so genannten „Seeboden“ und der Seebodenhütte voran. Der Seeboden befindet sich noch heute hinter dem Ingeringsee und befindet sich ca. 11 Kilometer von Ingering II entfernt. Dort befand sich der Hauptverladeplatz für das Holz, das von den nahen Berghängen geschlagen wurde.

Viele technische Erneuerungen waren um die Jahrhundertwende üblich und machten auch vor der Ingeringer Waldbahn keinen Halt. 1909 war die Waldbahn, sowie die mit der Waldbewirtschaftung beauftragte Forstverwaltung Wasserberg, an „Graf von Montjoye und la Roche“ übergegangen. Er führte eine Dampflokomotive ein, welche mit Holz betrieben werden konnte. Folglich eine kostengünstige Lösung, da Holz in rauen Mengen zur Verfügung stand. Das „Almröserl“, wie die Lok von den Arbeitern und der heimischen Bevölkerung genannt wurde, konnte bei weitem mehr Holz transportieren als die vorangegangene Pferdeschleppbahn. Vorerst nimmt man an, dass die Bahn nur für den Holztransport gedient hat. Dem war jedoch nicht so. Sie wurde im Grunde zweckentfremdet und transportierte unter anderem Personen wie Jäger und Forstarbeiter aber auch private Personen, meist Angehörige der Waldbahnarbeiter. Weiters noch Milch und erlegtes Wild, das Jäger im hinteren Tal schossen. Grundsätzlich war ein solcher Transport, zumindest jener von Personen, nicht erlaubt, da es durchaus gefährlich war mit der Bahn zu fahren. Entgleisungen waren durchaus leicht hervorgerufen, vor allem wenn die Gleise vom Tau am Morgen oder durch Regen nass wurden. An zwei Tagen im Jahr (Fronleichnamstag und jährlicher Volksschulenausflug zum See) waren aber die Personentransporte legal. Holz war jedoch das Hauptprodukt und wurde in der Blütezeit mit bis zu 60 Festmetern pro Tag aus dem Graben geholt. Um diese Mengen überhaupt beschaffen zu können war ein fest angestelltes Personal unerlässlich. Neben den Forstarbeitern und Holzknechten war ein Lokomotivführer und ein Heizer angestellt. Weiters waren noch 16 Aufleger, 8 für den vorderen Zugteil, 8 für den Hinteren, fixe Angestellte. Der Großteil des Holzes wurde bis zum Umschlagsplatz beim Sägewerk in Ingering II gebracht und zu weiteren Holzprodukten verarbeitet. Darunter Schnittholz, aber auch Bretter und Baumaterial. Weniger davon wurde um diese Zeit nach Knittelfeld und Landschach für die Verarbeitung zu Holzkohle transportiert. Ein kleiner Teil davon wurde sogar zu den entstandenen Sägewerken entlang des Ingeringbaches gebracht. Eines davon bestand in der Nähe des Wolfsgrubenbaches der in die Ingering mündet

und wurde „Waldsäge“ genannt. Ein zweites Werk war ungefähr nach zwei Dritteln der Strecke flussaufwärts, in der Nähe des Jagdhauses Ingering errichtet worden. Bekannt war dieses Werk unter dem Namen „Wald- oder Peschensäge“. Die Strecke blieb bis in die Zwischenkriegszeit erhalten, und beförderte bis zum Schluss im Jahre 1938 große Mengen an Holz. Eingestellt musste der Betrieb aufgrund eines Hochwassers werden, das den Großteil der Gleise mit sich riss. Leider ist nahezu nichts mehr von der alten Anlage zu erkennen. Vereinzelt sind noch Trassenführung und Überbleibsel ersichtlich. Der Ingeringsee und das Gebiet rund um dienen heute als Wander- und Naherholungsgebiet.



Abbildung 171

Das Jagdhaus Ingering, später Gasthaus Beer. Datierung unbekannt.

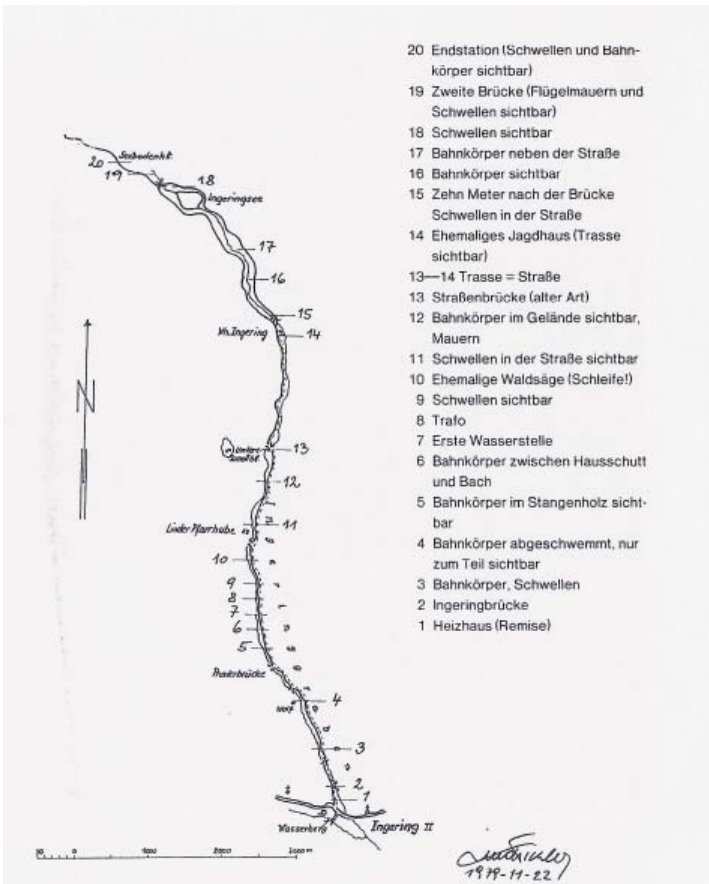


Abbildung 172

Der Verlauf der Ingering Waldbahn von Schloss Wasserberg bis hinter den Ingeringsee, zum sog. „Seeboden“.

INHALT

230 HOLZTRIFT UND FLOSS-
FAHRT AUF DER MUR

FLOSSE & TRIFT
AUF DER MUR

20

HOLZTRIFT UND FLOSSFAHRT AUF DER MUR

Holztrift und Floßfahrt auf der Mur

Ausgehend vom Gaalbach und Ingeringbach, wobei letzterer in die Mur bei Apfelberg einmündet, hat die Mur selbst ebenso eine reiche Geschichte was Holztrift und Floßfahrt betrifft. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts gab es kaum eine andere Möglichkeit große und schwere Lasten zu transportieren als mit der Natur selbst. Wasser war somit schon immer nicht nur Lebenselixier und Ressource, sondern auch Transportmittel. Wie bereits am Beispiel der Ingering geschildert, war die Holztrift bis zum Aufkommen der industriellen und technisch fortschrittlichen Gesellschaft um 1850 auf das Wasser angewiesen. Erst als die Eisenbahn Einzug hielt wurde die Flößerei und Holztrift hintangestellt und verlor einfach an Bedeutung. Der Hauptfluss der Region war und ist nach wie vor die Mur. Zahlreiche Nebenflüsse und Bäche münden in sie ein. Einer der größten und wasserreichsten Bäche ist wohl der Pölsbach und wird von weiteren kleinen Bächen der Hohen- und Niederen Tauern gespeist. Dieser mündet in der Gemeinde Zeltweg im Ortsteil Pfaffendorf (östlich des Voest-Geländes) in die Mur und versorgt diese schon seit Jahrhunderten mit großen Wassermengen. Die Mur führte überhaupt immer schon relativ gleichmäßig viel Wasser, der Pölsbach trug einen Großteil dazu bei. Der Wasserspiegel von Judenburg flussabwärts konnte somit immer ein ausreichendes Wasserniveau für die Floßfahrt bieten. Neben den Zubringungen von Holz aus den Seitentälern widmete Kaiser Maximilian im Jahr 1499 große Waldflächen südlich des Aichfeldes der Holzindustrie¹. Um die 270.000 Baumstämme waren 1572 für den Transport über die Mur vorhanden. Wie auch die Holztrift an der Ingering, war auch jene der Mur auf die Sommermonate begrenzt. Hauptsächlich wurde Floßfahrt und Trift zwischen April und November betrieben. Das auch noch im November der Betrieb aufrecht erhalten werden konnte zeigt unter anderem wie stabil das Wasserniveau wohl über das Jahr verteilt gewesen sein musste. Lediglich die Wintermonate von Dezember bis März waren eingeschränkt nutzbar. Eine Reise bis Graz dauerte bei normalem Verlauf ungefähr zwei Tage.

Eine erste Aufzeichnung, welche über eine Murflößerei berichtet, stammt aus dem Jahre 1380. Zu Beginn wurden jedoch weniger Holzfrachten verschifft. Hauptumschlagsprodukt war wohl der Wein, der im Mittelalter aus der Untersteiermark flussaufwärts gefloßt wurde. Das Stift Seckau unterhielt für diesen Zweck sogar ein eigenes Schiff, das der Probst von Seckau bauen ließ. Grundlage für den Handel war jedoch vorerst noch die Erlaubnis von Herzog Leopold

„Floßlände“

Die „Floßlände“, oder auch „Floßland“ genannt, war jene Stelle, an der die Baumstämme gesammelt und gestapelt wurden oder zu neuen Flößen zusammengebaut wurden. In Knittelfeld (Landschach) gibt es heute noch eine Gegend die Floßländ heißt und auch so als Adresse angeführt wird.



Abbildung 173

Die Floßfahrt in Bruck an der Mur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

„Robot(en)“

„Roboten“ waren in der Zeit des Feudalismus übliche Arbeitsdienste der Leibeigenen für den Lehens- und/oder Grundherren. Ein solcher Dienst ist auch unter der Bezeichnung „Fronddienst“ bekannt und konnte neben Arbeitsleistungen auch Abgaben, in Form von Gütern und Waren an den Lehensherren beinhalten.

¹ „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 429

Seckau

Seckau ist ein Ort am Fuße der Seckauer Alpen und wurde durch den in der Vergangenheit bestehenden Bischofssitz bekannt. Namensgeber der Gemeinde ist die bestehende Diözese Graz - Seckau. Bereits 1660 erhielt Seckau das Marktrecht zugesprochen. Die heutige Basilika wurde 1164 unter erheblicher Einflussnahme von Erzbischof Konrad I. von Salzburg fertig gestellt. Die Basilika wurde in mehreren Etappen erbaut und erfuhr einige Adaptionen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts.

„Ladenkarl“

Der sog. „Ladenkarl“ war ein Floß, das nur von einer Person (einem Mann) steuerbar war. Seine Abmessungen waren daher nicht besonders groß und überschritten selten die Länge von 5 Metern oder die Breite von 4 Metern. Der Name „Karl“ kommt vom Wort „Kar“ und bedeutete, dass das Floß aus nur einer Floßtafel bestand. Im Vergleich dazu konnten andere Flöße aus mehreren Floßtafeln bestehen, die miteinander verzurr wurden.

III. für das Stift Seckau auch auf dem Fluss Handel betreiben zu dürfen. Zuvor war dies nur auf dem Landweg zu gleichen Konditionen erlaubt und wurde wahrscheinlich auch deshalb nicht schon früher betrieben. Den Transport für das Stift besorgten die sogenannten „Gauflößer“ wie sie meist unter geringer Wertschätzung genannt wurden, weil sie für die Kirche und deren Bischöfe arbeiteten. Ein weiterer Grund für den Transport von Wein aus der Untersteiermark in die Obersteiermark auf der Mur könnte aber auch eine Klimaveränderung am Beginn des 13. Jahrhunderts im Raum Aichfeld-Murboden gewesen sein. Um 1075 wird nämlich schon in Maria-Buch bei Weißkirchen ein Weinberg genannt. In Judenburg selbst betrieben die Klarissinen im Kloster einen Weingarten der für 1310 bezeugt ist². Heute wissen wir auch, dass es im Mittelalter ebenso Klimaveränderungen gab. Höhere und auch wieder niedrigere Temperaturen waren wie heute keine Seltenheit und sind meist Auslöser für eine Veränderung des gesellschaftlichen Verhaltens gewesen. So wahrscheinlich auch im Falle des Weinbaus der Region. Eigentlich hätte sich der Murboden dem zu Folge selbst mit Wein versorgen können, wurde aber ab dem 13. Jahrhundert durch Import ersetzt, oder zumindest zum Teil ergänzt. Für jene Floßfahrten die den Wein betrafen, waren sehr hohe Roboten fällig. Zum Beispiel musste der Walpurgishof in St. Michael ob Leoben (heute St. Michael in der Obersteiermark) dem Stift Admont, dem der Hof zur Zahlung verpflichtet war, im Jahr 1594 400 Fässer nach Bad Radkersburg bringen. Pro Fass war eine Bezahlung von einem Viertel Gulden vorgesehen³. Die Bezahlung war dem zu Folge zwar nicht schlecht - etwa 100 Gulden, nahezu zwei Pferde - jedoch musste davon das Floß um 20 Gulden und die Gehälter der Knechte bezahlt werden. Diese waren bei einer Ladung von 400 Fässern und des dafür benötigten großen Floßes durchaus nötig. Bevor Menschen überhaupt Schiffe bauten, wie jenes des Stiftes Seckau, baute man Flöße. Zusammengebundene Baumstämme verschiedenster Holzarten und Baumstammgrößen wurden miteinander durch Seile, Klampfen und / oder Nägel verbunden. Je nach Art der zu transportierenden Waren wurden kleinere und größere Flöße gebaut. Man nannte diese entweder nach dem transportierten Produkt, wie z. B. Eisenfloß, Kohle- oder Scheiterfloß, Holz- oder Steinfloß, oder nach der Holzart aus dem sie gebaut wurden. Das Lärchenfloß oder das Puchfloß (= so genannt weil aus der Buche gefertigt) waren dabei geläufige Begriffe. Die sogenannten Bretterflöße wurden, wie der Name schon vermuten lässt, aus Brettern gebaut. Sie waren jedoch meist

² „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 224 oben und in „Judenburg-Stadtchronik“, Johann Andritsch, 1993, S. 74

³ „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 447

für den Transport von Schnittholz verwendet worden und sind unter dem Namen „Ladenkarl“⁴ bekannt gewesen.

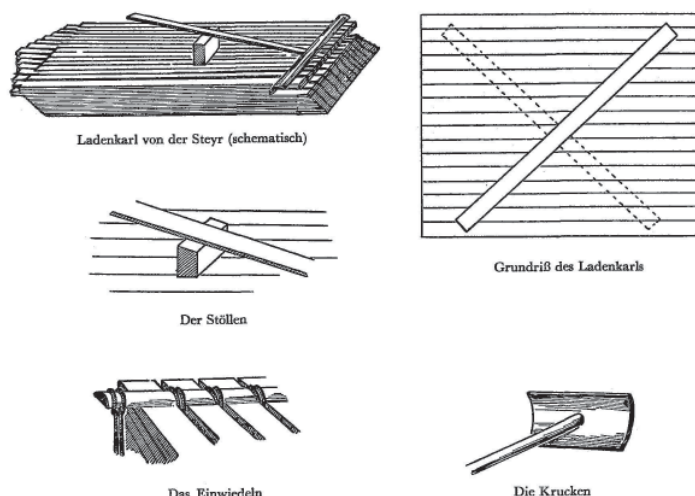


Abbildung 174

Die Abbildung links zeigt einen solchen „Ladenkarl“ mit seinen verschiedensten Bauteilen. In diesem Fall wird ein Typus aus Oberösterreich, der rund um Steyr eingesetzt wurde, gezeigt.

Produkte wie Honig, Salz, Tuch (= Tuchend), Kartoffeln und Obst waren genauso unter dem Transportgut wie Pferde oder gar ganze Pferdegespanne, aber auch Kriegsgerät und Waffen sowie Munition waren darunter. Grundsätzlich war jeder Bauer und auch Bürger berechtigt die Zunft der Floßfahrt zu betreiben, jedoch benötigte er dazu eine Gewerbeberechtigung⁵. Wie bei allen Zünften war diese Berechtigung zwar an die Witwe übertragbar aber nicht an ein Haus gebunden gewesen. Im Gegensatz zur Schmiede- oder Sensenzunft, bei der auch nach der Übergabe an die Witwe und auch bei erneuter Heirat das Gewerbe am Hof erhalten blieb, egal ob ein Quereinsteiger in Haus und Hof einheiratete. Wengleich dies auch sehr selten vorkam und auch unüblich war, da auch das Hammer- und Sensenwesen in seiner eigenen Zunft bleiben wollte.

In der Floßfahrt gab es zahlreiche Anlegeplätze entlang der Mur, aber auch fix verankerte Floßstellen an denen gewaschen werden konnte. Solche Plätze wurden „Waschflöße“ genannt. Anlegestellen am Ufer hingegen „Einbindplatz“. Ein solcher soll sich in Knittelfeld im Bereich der heutigen „Gobernitzer-Brücke“, also am Murübergang zu St. Margarethen bei Knittelfeld, am rechten Murufer befunden haben. Flöße waren in der Region meist aus Lärchenholz gefertigt. Wahrscheinlich deshalb, weil diese Holzart relativ witterungsbeständig und harzreich ist, andererseits weil sie in der Region zahlreich vorkommt. Die Größe eines Floßes war vom Warentransport abhängig, kann aber auf ungefähr 20

Das „Waschfloß“

Hygiene war auch im 19. Jahrhundert schon in den Alltag der Gesellschaft eingekehrt. Deshalb wurde an jedem Sonntag Wäsche gewaschen, was in der Waschküche geschah. Im Waschkessel wurde über Nacht die Wäsche eingeweicht und am nächsten Morgen ausgekocht und dann per Hand am „Waschbrett“ gereinigt. Für die Reinigung wurde neben der sog. „Schmierseife“, die recht teuer war, hauptsächlich mit Soda gereinigt, was die Hände stark angriff. Zum Ausspülen ging man dann an den nächst gelegenen Fluss und spülte dort nochmals die Kleidungsstücke am sog. „Waschfloß“.

⁴ Begriffe und Namen des Absatzes aus „5 vor 12, Apfelberg“, Dr. Elfi Lukas, 2012, S. 46 unten

⁵ „Amtliche Nachricht, Bruck an der Mur“, November 2010, S. 9 ff



Abbildungen 175 und 176

Die Bilder zeigen die oben beschriebenen „Waschflöße“, von welchen es auch an der Mur einige gab. Die Abbildungen zeigen Wäscherinnen in Vilsbiburg in Niederbayern.

„Stapelrecht“

Das „Stapelrecht“ wurde auch Niederlagsrecht genannt und war mehr eine Pflicht als ein Recht. Vorherrschend war es vor allem im Mittelalter. Dabei konnte eine Stadt oder ein Markt, von den Händlern und Kaufleuten verlangen, dass sie ihre Waren für eine bestimmte Zeit in der Stadt zu stapeln oder nieder zu legen, sozusagen zum Kauf anzubieten, hatten.

mal 6 Meter eingegrenzt werden. Die sogenannten „Floßmeister“ waren aber nicht nur für Be- und Entladung sowie den eigentlichen Transport zuständig, sie mussten auch Treppelwege zu den Anlegestellen bauen und instand halten. Als Gehilfen für Be- und Entladung gab es außerdem noch Knechte, die entweder bar bezahlt wurden oder vom transportierten Gut einen Anteil bekamen, darunter meist Wein aus der Südsteiermark. Anlegestellen gab es unter anderem in Preg, St. Lorenzen bei Knittelfeld, St. Stefan ob Leoben und vor allem in Bruck an der Mur. Insgesamt waren es vier an der Zahl. Eine Schiffflände - wie die Anlegestellen auch genannt wurden - war im Bereich der Einmündung von der Mürz in die Mur, eine Zweite am heutigen noch existierenden Anlegeplatz, ein weiterer Anlegeplatz kurz vor Bruck a. d. Mur in St. Ruprecht und schlussendlich noch einer beim Bürgerspital der Stadt Bruck a. d. Mur. In Leoben gab es insgesamt zwei Anlegestellen, eine in der Nähe des „Schwammerlturns“ (auch Maultor genannt) die andere ein Stück weiter murabwärts, ungefähr dort wo heute noch eine Bootswasserungsstelle vorhanden ist.

Eine Floßfahrt flussaufwärts wurde ebenso betrieben wie jene flussabwärts. Um eine Aufwärtsfahrt zu ermöglichen, wurde natürlich ein Hilfsmittel benötigt. Zuggpferde wurden an das Floß gespannt, welche wiederum auf den sogenannten Treppelwegen entlang gingen. Um 1580 war dies noch eine alltägliche und gewohnte Arbeit, war aber sehr zeitraubend und schwierig zu bewältigen. Von Graz nach Murau benötigte man dafür mehrere Tage. Wenn Flößer mit einem Floß nicht zurück ins Aichfeld kamen, gingen sie meist zu Fuß, teilweise über die Gleinalm oder das Stierkreuz der Rachau. Eine Reisedauer von 3 Tagen war dabei mit dem schweren Gepäck keine Seltenheit. Da die Mur im Mittelalter zum Hauptverkehrsweg der Steiermark wurde, kamen immer mehr Flößer an die Mur um Geschäfte zu machen. Daher beschloss der Landtag 1566, dass nur mehr eine gewisse Anzahl an Flößern der Arbeit auf der Mur nachgehen durften. Judenburg durfte einen Flößer haben, Knittelfeld insgesamt drei, Leoben nur zwei und Bruck an der Mur sogar vier. Aus einem Bericht der Gemeinde St. Stefan ob Leoben aus dem Jahre 1642 geht sogar hervor, dass hier vier Flößer ansässig waren⁶. Frohnleiten hatte ebenfalls nur zwei und Graz, obwohl größte Stadt der Steiermark, wurden nur drei Floßmeister gestattet⁷. Insgesamt waren im Jahr 1673 zwischen Bruck und Graz alleine 18 Flößer vorhanden⁸. Die Bedeutung der Stadt Bruck im Flößereiwesen aufgrund der Anzahl der Landungsstellen und der Anzahl der erlaubten

6 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 447

7 „Amtliche Nachricht, Bruck an der Mur“, November 2010, S. 10

8 „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 447

Floßmeister, dürfte dementsprechend groß gewesen sein.



Abbildung 177

Die Floßfahrt bei Bruck an der Mur im frühen 19. Jahrhundert. Im linken Bereich des Bildes ist ein Stapelplatz zu sehen.

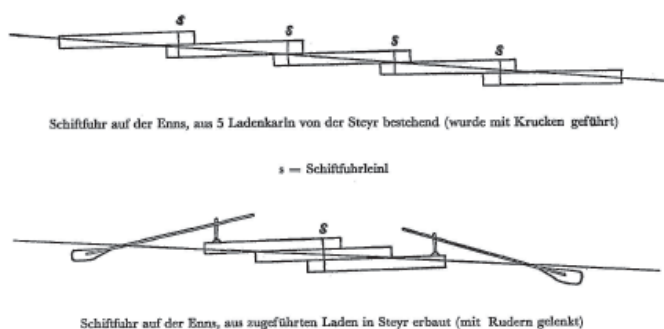


Abbildung 178

Links ist ein Floß abgebildet, das aus mehreren Floßtafeln besteht. Diese wurden mit Weidenästen untereinander verbunden, sodass eine kraftschlüssige Verbindung entstand, die trotzdem beweglich war. Für ein solch dachziegelhaftes Floß wurden aber zumindest zwei Flößer eingesetzt.

Noch bis in das vorige Jahrhundert wurde die Floßfahrt auf der Mur betrieben auch wenn diese nicht ungefährlich war. Die Mur hielt einige Tücken bereit. Untiefen waren nicht selten und führten auch zu einigen Unfällen, bei denen es nicht nur Verletzte sondern auch Tode zu beklagen gab. So kam es z. B. am 25. Juli 1746 zu einem folgenschweren Unfall flussabwärts bei Bruck a. d. Mur. 44 Menschen starben dabei. 1801, am 2. April, war der Leobner Floßmeister Andreas Pichler mit seiner Fracht flussabwärts unterwegs. Er tuschierte jedoch einen Felsen woraufhin von den 11 Personen an Bord zwei starben. Eisen, Sensen, Gepäck und Weinfässer konnten nicht mehr geborgen werden. Die Stadt Bruck an der Mur hat über die Geschichte der Floßfahrt einiges im Stadtmuseum ausgestellt. Grundsätzlich war der Wasserstand sehr gleichbleibend und wurde zum Beispiel in Knittelfeld an der alten Murbrücke gemessen und eingezeichnet. Der Idealstand war mit zwei roten Querstrichen mit der Bezeichnung 40 und 120 gekennzeichnet⁹. Mit dem Aufkommen des Hammeradels im 15. und vor al-



Abbildung 179

Die Floßfahrt auf der Mur bei Graz. Dargestellt ist eine Floßlande zur Biedermeierzeit.

⁹ „5 vor 12, Apfelberg“, Dr. Elfi Lukas, 2012, S. 47 oben

„Kracken“

Die „Kracken“, abgebildet in Abbildung 174, waren zum Steuern des Floßes unerlässlich. Im Grunde war die Kracke(n) ein einfaches 30 x 50 cm großes Brett, das im rechten Winkel zur sog. „Schalte(en)“ angebracht wurde, welche wiederum eine 3 bis 4 Meter lange Stange zur Steuerung war.



Abbildung 180

Ein Floß auf der Mur. Wahrscheinlich bei Knittelfeld.

„Stöllen“

Der „Stöllen“, ebenso abgebildet in Abbildung 174, war ein Kantholz, das in der Mitte des Ladenkarls besfestigt wurde. Hauptsächlich diente dieser zur Abstützung des Flößers, wenn dieser eine Wehre überfuhr, was natürlich nur bei ausreichender Wasserführung gelang. War ein „Überfahren“ nicht möglich, fuhr man mit dem Floß durch den sog. „Fluder“ (= Einlauf für ein Werk oder dgl. mit einem oben liegenden Steg (dieser war zur Begehung, Reinigung und Instandhaltung notwendig), wobei der Flößer auf den Steg sprang und nach ihm wieder auf das Floß zurück.

Im 16. Jahrhundert begann auch die Floßfahrt zu florieren. Hauptsächlich lag dies darin begründet, das Holz und Holzkohle transportiert wurden, aber auch Erze und das daraus gewonnene Eisen waren darunter. Die Endprodukte, wie Sensen, wurden ebenfalls auf diesem Weg in den Handel gebracht. Vor allem international (auf dem Balkan, vorwiegend Slowenien) war die Mur somit ein Hauptvertriebsweg der Sensenzunft. Flößer waren nahezu gleich gut angesehen wie die Hammerherren bzw. Schmiede. Durch ihre eigene Zunftordnung gestärkt waren sie hoch angesehene Persönlichkeiten der damaligen Zeit. Viele Regierungsämter waren daher nicht nur in Schmiede- und Hammerherrenhand, sondern auch in der der Flößer. Wie alle Zünfte der Zeit mussten auch die Flößer ihre Robot zahlen. Jedoch hatten sie gegenüber anderen Handwerkszünften einen entscheidenden Vorteil: Sie konnten weitere Ware zur Robot hin zuladen und machten auch mit Ihren jährlichen Abgaben an den Kaiser ihr Geschäft. Wie bereits erwähnt war die Kohle ein Haupthandelsgut und wurde im Raum Aichfeld meist direkt von den Köhlereien, nahe Landschach und Apfelberg (Einmündung der Ingering), geholt oder eben in St. Lorenzen bei Knittelfeld aufgenommen. Dort stand einer der größten Holzkohledepots der Zeit und wurde aufgrund des Wassertransports auch als „Wasserkohle“ bekannt¹⁰. So wie die Murflößerei mit dem Hammeradel kam, ging sie mit diesem auch zu Grunde. Bekannte Gründe, darunter industrieller Fortschritt, Technisches Know-How im Verkehrswesen und Krisen wie der 1. Weltkrieg, führten dazu. Ein genaues Datum kann diesbezüglich keines angegeben werden, da aber die Industrialisierung um 1850 bereits einsetzte, dient dieser Zeitraum als Anhaltspunkt. Nach dem Krieg erholte sich die Floßfahrt zwar wieder, wurde aber endgültig im Jahr 1938 nach dem Jahrhunderthochwasser (siehe dazu auch unter dem Kapitel der „Ingeringer Waldbahn“) aufgegeben, da viele Verkläunungen entlang der Mur entstanden, Anlegestege weggeschwemmt und die Treppelwege Großteils zerstört wurden. Die Nachfrage der Industrie nach einem günstigen Transportmittel war zwar noch bzw. wieder gegeben, wurde aber nicht mehr durch die Flößerei gedeckt. Andere technische Entwicklungen, wie die Eisenbahn und die Marktreife des Autos und Herstellung für die breite Masse, trugen ihr Übriges dazu bei. Ein letzter Floßmeister der Region war ein Hr. Ritzinger. Er war einer der Letzten seiner Zunft und betrieb ab 1890 sein Geschäft. Hauptsächlich flößte er Waren zwischen Knittelfeld (Gobernitz) und Preg und führte nahezu eine kleine Floßflotte an¹¹.

¹⁰ „5 vor 12, Apfelberg“, Dr. Elfi Lukas, 2012, S. 47 ff

¹¹ „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 460 und 461

INHALT

240 DAS HANDWERK DER
FLÖSSER

FLÖSSER- HANDWERK

21

DAS HANDWERK DER FLÖSSER¹

Grundsätzlich konnten Flöße zirka 1.500 kg Waren aufnehmen, manche sogar um die 16 Pferde mit Gespann. Allgemein war der Beruf des Flößers zwar sehr beschwerlich, bedurfte aber recht wenig an handwerklichem Geschick. Das einzige Handwerk das neben dem Be- und Entladen sowie dem Steuern des Floßes ausgeführt werden musste war das Haken der Baumstämme. Dabei wurde ein sog. Grieß- oder auch Floßhaken verwendet. Dieser war wiederum an ein 6-10 cm dicken Stiel angebunden der ungefähr drei Meter lang war. Damit wurden die Baumstämme gedreht und zu einem Floß zusammengefügt. Teilweise wurde er auch zum Abstoßen vom Ufer verwendet. Der Flößer war somit nicht nur Bootsfahrer sondern auch Forstknecht.

Neben dem Zusammenbinden musste er auch noch teilweise die Stämme ziehen und heben. Dies war mit dem sogenannten „Zapin“, ein gekrümmtes Eisen mit kugelförmiger Schneide, möglich. Das „Breitenbeil“ war ebenso Bestandteil des Handwerks und wurde zum Entasten des Stamms genutzt. Außerdem konnte man damit Weiden (auch Wieden genannt) abschlagen, die man ebenfalls zum Binden der Flöße verwendete.

Die Kleidung nahm bei einem Flößer einen besonderen Stellenwert ein. Sie schützte ihn vor Wind und Wetter und musste auch die Nässe abhalten. Daher gehörten Stiefel zu einer guten Ausrüstung. Flößer mussten teilweise mehrere Stunden am Stück im Wasser stehen welches meist über die Knie reichte. Auf alten Bildern sind diese noch oft zu sehen. Neben den Stiefeln aus Leder musste auch eine gewisse Rutsicherheit gegeben sein. Da die Baumstämme eigentlich immer sehr glitschig und daher rutschig waren, waren Steigeisen unerlässlich. Diese wurden mit Lederriemen, wie die meisten Ausrüstungs- und Kleidungsutensilien der Zeit, am Stiefel angeschnallt. Um auch die Wanderungen zurück in das Heimatdorf einigermaßen gut zu überstehen zu, brauchten Die Flößer auch Proviant. Dieser wurde am Floß in Holzkisten oder Holztruhen verwahrt. Für diese Wanderungen stand ein Lederrucksack zur Verfügung.

Das „Floß“

Allgemein gesagt ist ein Floß ein für den Wassertransport geeignetes Beförderungsmittel, das aus schwimmenden Materialien zusammengesetzt wird. Holz war immer schon das bevorzugte Material, aber auch schwimmende Kunststoffbehälter werden heute dafür verwendet.



Abbildungen 181, 182 und 183

Flöße gibt es auch heute noch in verschiedensten Varianten. In der ersten Abbildung als „Forschungsinsel“. In der Mitte zu sehen eine einfache Badeplattform und zu letzt ein Floß neuerer Zeit für Abenteuerlustige mit Aufbau zur Übernachtung.

¹ inhaltlich aus: „5 vor 12, Apfelberg“, Dr. Elfi Lukas, 2012, S. 48, und aus: „die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 485

Abbildung 185

Im Hintergrund des Bildes ist eine „Hafenkneipe“ zu sehen die auch von den Leuten der Floßwirtschaft gerne genutzt wurde. Hier ist ein Ölgemälde abgebildet, dass aus dem Jahre 1767 stammt. Links hinten im Bild ist der Münchner Dom zu sehen.

**Abbildung 186**

Der Floßbau an der Isar (Isarwinkel, Deutschland) wurde noch im Jahre 1935 betrieben.

**Abbildung 187**

Die Floßfahrt auf der Isar im Jahre 1950.

Die „Isar“

Die Isar selbst ist ein Fluss der die Bundesländer Tirol und Bayern mit einer Länge von 295 km durchquert und das Hauptgewässer der Stadt München und Bad Tölz darstellt.

**Abbildung 188**

Mit den Flößen wurde nicht nur in der Steiermark Kohle transportiert. Hier im Bild ist die Ver- oder Entladung eines Kohlefloßes aus dem Jahre 1913 an der Isar zu sehen.



INHALT

246 DIE HERSTELLUNG EINES
FLOSSES

DER FLOSSBAU

22

DIE HERSTELLUNG EINES FLOSSES

Der Floß- und Plättenbau in der Steiermark

Das Floß war aus einer verschieden großen Anzahl an Baumstämmen, den sogenannten „Rafen“ zusammengefügt worden. Der Zusammenbau wurde als „Anschlagen“ bezeichnet. Je nach Größe und Durchmesser der Stämme variierte ihre Form und ihr Querschnitt. Meist waren es nahezu rechteckige Gebilde, die einen trapezförmigen Körper hatten. Im bayrisch-österreichischen Raum wurde lange Zeit „der“ Floß gesagt und nicht wie heute üblich das Floß! Flöße oder Plätten wurden meist aus den Bäumen der Region hergestellt. So war es keine Seltenheit das obersteirische Flöße aus Fichten, Kiefern oder Lärchen waren und jene der Untersteirer aus Laubhölzern. Hauptsächlich wurde aber die Fichte zur Herstellung verwendet, was natürlich auch an den zahlreichen Floßmeistern der obersteirischen Region lag. Wie so oft geben verschiedenste Quellen verschiedenste Auskünfte. Über die Größe von Flößen gibt es einige Angaben. Darunter die bereits im vorherigen Kapitel angeführten. Aber auch Breiten von 3,50 m waren oft anzutreffen, waren aber unter anderem vom Tiefgang - und damit auch vom Wasserpegel des Flusses - aber auch von der Breite des Flusses und dessen Gefälle - also auch der Fließgeschwindigkeit - abhängig. Durchschnittliche Baustammdicken von 16 bis 32 cm waren normal und entsprechen den alten Maßen von einem halben bis einem ganzen Fuß. Warum ein Floß nicht ganz rechteckig war, sondern eher einem Trapez gleich, liegt an der Verjüngung der Stämme und deren unterschiedlichen Durchmessern. Grundsätzlich waren aber auch die Floßgrößen in den Zunftordnungen der Region festgehalten und erlaubten nur eine gewisse Anzahl an Raften mit gewisser Größe. Ab 1440 diente die „Admonter Strubfergenordnung“ als Maß der Dinge für den Floßbau. Die zuvor beschriebenen Maße waren durchaus Durchschnittsmaße, trafen aber vor allem auf Flöße des Ennstales zu. Am Weißenbach gab es durch die starke Strömung und das tief liegende Bachbett die Möglichkeit Lasten mit mehr Gewicht zu transportieren. Dies schlug natürlich auch auf den Floßbau über, wodurch man dickere Stämme brauchte. Breitere und im Allgemeinen größere Flöße waren die Folge. Insgesamt wurden am Weißenbach bis zu 5,60 m breite Flöße gebaut. Die Länge mit 19 bis 20 Metern war durchaus eine der größten beim Floßbau der Zeit. Der Zusammenbau war keine leichte Sache und wurde von den Floßknechten verrichtet. Dabei banden sie die Enden der Stämme mit einem querliegenden Joch (dünnere Stamm) zusammen. Als Material dienten einerseits



Abbildung 189

Die Flößerei erfreut sich auch heute wieder großer Beliebtheit. Vor allem von Touristen werden die Floßfahrten in Österreich und Deutschland wieder gerne genutzt.

1 folgendes Kapitel sinngemäß aus: „Das steirische Handwerk“, Ferdinand Tremel, S. 441



Abbildung 190

Flößer im 20. Jahrhundert. Pferde ziehen die Flöße in Bad Tölz ans Ufer der Isar.

Weiden und später auch Nägel, wobei die Joche schon immer mit Nägeln fixiert wurden. Insgesamt waren es bei großen Flößen an die 400 Stück die zum Verbinden benötigt wurden. Die „Wiede“ (Weidenäste) wurden hauptsächlich für die innen liegenden Raften gebraucht. Um das Floß aber auch steuern zu können musste ein Ruder angebracht werden. Dieses wurde in eingeflochtene, senkrechte Stangen am Joch eingelegt. Die Stangen wurden „Sturl“ oder „Schalte“ genannt. Es war durchaus möglich, dass je nach Größe auch mehrere Ruder benötigt wurden. Zwei waren bei den kleineren Flößen die Regel. Eines davon vorne, das der „Vorflößer“ steuerte, das Zweite hinten, das der „Steuerer“ (auch „Stoier oder Stoar“) übernahm. Je nachdem wie viele Ruder an Board waren, war auch eine unterschiedlich hohe Anzahl an Besatzungsmitgliedern notwendig. Zumindest aber 2 Personen. Diese trugen Werkzeuge bei sich um etwaige Reparaturen während der Fahrt vornehmen zu können. Weiden, Bohrer, Hacken, Zagel und ein Schild des Floßeigentümers hatte der Vorflößer bei sich, der Steuerer hinten hatte hingegen meist noch ein Seil, einen Sapel und Nägel vor zuweisen. Waren vier Flößer an Board wurden die beiden weiteren als „Stutzenknecht“ und „Wildbahner“ bezeichnet. Der Stutzenknecht war links vorne positioniert, der Wildbahner rechts hinten. Der Vorflößer wurde dann als „Fahrer“, der rechts vorne Stand bezeichnet.

Abbildung 191

Ein Floß auf der Enns, wobei im Bild vorne der hintere Teil des Floßes abgebildet ist.

Hinten links zu sehen der „Stutzenknecht“, verantwortlich für das Abstoßen vom Ufer, rechts hinten der „Fahrer“, also der Floßverantwortliche. Vorne links stand der „Steuerer“ („Stoa“) und rechts hinten der „Wildbachner“. Vorne mittig war bei großen Flößen der „Zugreifer“. Datierung unbekannt.



Um nicht zu kentern war es unerlässlich die Last gut am Floß zu verteilen. Jedoch wurde darauf geachtet das es hinten immer etwas schwerer war, damit man einen leichten Auftrieb erzeugte und Hindernisse im Fluss leichter überfahren werden konnten. Die Flößerei war in ganz Österreich ein sehr wichtiges Geschäft und war deshalb nahezu an jedem ausreichend wasserführenden Fluss oder Bach anzutreffen. Die Enns, die Salzach oder der Weißenbach sind

nur beispielhaft genannt. Am wichtigsten in der Steiermark war aber definitiv die Mur. Da die Mur bei weitem breiter war als die zuvor genannten Flüsse, waren auch die Floße teilweise breiter. Bis zu dreißig Stämme wurden zu einem Floß zusammen gebunden bzw. angeschlagen. Hier unterschied man nach der Größe „Ganze“, „Dreiviertel“, „Halbe“ Flöße und die kleineren „Fischerflöbel“. Bei ganz großen Flößen wurde der Steuerer auch „Nachzieher“ oder „Zugreifer“ genannt, wahrscheinlich weil oft Baumstämme an ein großes Floß angehängt wurden und dieser dafür zuständig war. Wie bereits angesprochen war die Lastverteilung besonders wichtig. Der „Ausrichter“ war dafür verantwortlich und war ein Vorreiter des heutigen Berufes des Verlademeisters. Auf solchen Flößen waren dann meist auch Knechte an Board, je nach Größe zwei bis 10 an der Zahl. Der Zusammenbau funktionierte bei den Murflößen gleich wie bei jenen der Enns. Unterschied war diesbzgl. aber trotzdem einer vorhanden. Da das Floß bei weitem größer war als andere im Vergleich, wurde zu den beiden Standard-Rudern noch zusätzlich das „Granselruder“ vorne und das „Steuerruder“ hinten angebaut. Zusätzlich gab es noch die sogenannten „Pritl“ oder auch „Brittel“, welche im Grunde einfache Bretter waren und an das Ende der Ruderstangen kamen. Wenn viele Knechte dabei waren, bekam jeder von ihnen eine „Tremmel“. Dies war eine dünne Stange mit denen die Knechte bei der Steuerung halfen oder bei Strandungen sich abzustoßen versuchten. Wie stark ein Floß beladen werden konnte war natürlich ebenso von den vorher



Abbildung 192

Ein Floß beim Anlegen am Murfer. Im Original ist im Hintergrund rechts der Knittelfelder Stadtpfarrkirchturm zu sehen, weshalb dies hier die Floßlande bei der heutigen „Gobernitzer-Brücke“ gewesen sein dürfte.

besprochenen Faktoren, die auch für die Größenauslegung berücksichtigt wurden, abhängig. Auf einer Fahrt konnte ein Floß je nach breite des Flusses und Wasserpegelstandes verschieden beladen werden. 250 Zentner bei einem Ganz-



Abbildung 193

Eine Platte des 21. Jahrhunderts in Altaussee mit Elektro-Motor.

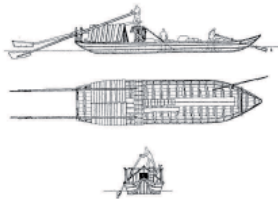


Abbildung 194

Die Rekonstruktion einer Platte, die in Altenwörth an der Donau (Niederösterreich) gefunden wurde. Sie dürfte in etwa aus dem Jahre 1810 stammen.

Abbildung 195

Auch auf der Salzach in Salzburg wurde gefloßt. Hier eine Salzburger Platte an der Floßlande „Urfahr“.

floß waren der Durchschnitt und entsprechen 25.000 kg, also 25 Tonnen Traglast. Ein heutiger mittelschwerer LKW trägt um die 12 Tonnen, worin der Vergleich schon enorm zu sein scheint. Gegenüber Groß-LKWs mit 32 bis 40 Tonnen Gesamtgewicht war das große Murfloß nicht weit hinterher, da ja das Gewicht des Floßes bei weitem geringer war, als jenes eines heutigen LKWs.

Eine Verordnung aus dem Jahre 1752 legte zum Beispiel die Belastungen dann wie folgt fest:

- Eine ganze Platte (eine andere Bezeichnung für ein Floß) durfte 170 Zentner, also 17 Tonnen tragen.
- Eine Dreiviertelplatte war mit 140-150 Zentnern beschränkt, konnte also 14-15 Tonnen tragen.
- Eine halbe Platte noch um 10-11 Tonnen.
- Die leichteste Platte, die Viertelplatte, konnte immerhin noch 50 Zentner transportieren und entspricht heute 5 Tonnen Traglast.

Flöße und Platten waren nicht unbedingt viel Wert, da sie oft sehr abgenutzt waren und sowieso an ihrem Ziel verkauft werden mussten, da ein Rücktransport oft nicht möglich war. Der Preis lag ungefähr bei 20 Gulden, was einem heute nicht viel zu sagen scheint. Im Vergleich kostete ein Pferd ungefähr 60 Gulden, worin der Vergleich gleich klar wird. Wie alle Handwerker waren auch die Flößer in einer Zunft vereint. Die älteste Floßmeisterzunft geht auf das 14. Jahrhundert zurück und ist in Bruck an der Mur zu finden.



INHALT

- 254 DER MÖSCHITZGRABEN
UND SEINE WERKE
- 258 DER VORDERE SENSEN-
HAMMER
- 264 DER HINTERE SENSEN-
HAMMER
- 268 DER STÖGMÜLLER
HAMMER
- 272 DER HAMMER IN RO-
THENTHURM

DER
MÖSCHITZBACH

23

DER MÖSCHITZGRABEN UND SEINE WERKE



Der Möschitzbach und seine Werke .

Urkundlich erwähnt sind im Möschitzgraben insgesamt 3 Werke, darunter der Ebner-Hammer, der Stegmüller-Hammer und der Forcher-Hammer. Der sogenannte Möschitzgraben liegt in der Gemeinde St. Peter ob Judenburg (ehemaliger Bezirk Judenburg, heute Murtal) und stellt heute eine eigene Katastralgemeinde dar. Durch die Seehöhen von 710 bis 2153 m¹ stellt die Gemeinde mit seinen Bächen einen idealen Standort für wasserbetriebene Werke dar. Der Höhenverlauf einerseits und das reich bewaldete Gebiet waren ausschlaggebend für die Ansiedlung mehrerer Hämmer.

Der Rüstbach

Neben den unten angeführten Hauptwerken, gab es einige kleinerer Hämmer und Schmieden, die für die Aufrechterhaltung des Warenhandels nach Kärnten und über die Hohen Tauern ausschlaggebend waren. Darunter ein Schmied direkt im Dorf St. Peter, eine Hufschmiede und eine weitere an einem Nebenbach des Möschitzbaches. Letztere am sogenannten Rüstpach² (oder Rüstbach) ist nicht eindeutig feststellbar. Verschiedenste Aufzeichnungen über die Rodungen und Verwüstungen rund um den Möschitzbach in den Jahren 1433, 1436 und 1446 lassen aber doch eine Schmiede vermuten. Der Name Rüstbach könnte auch aus einer solchen Rüstschmiede heraus entstanden sein.

Eine Schmiede im Ort

1439 wird erstmals ein Schmied direkt im Ort erwähnt. Die Rede ist vom „Jörgen der Schmied“ oder der „Schmied im Dorf“. Später 1535 ist noch immer die Rede vom „Georgenschmied“ und geht eben auf den Eigentümer Georg Schmidt zurück, obwohl dieser da nicht mehr Eigentümer war. Dieser erbte die Schmiede jedoch bereits einige Jahre zuvor von seinem Vater Wolfgang Schmit Anfang der 30er, brannte die Schmiede jedoch ab. Diese wurde von Philipp Rosswalder 1530 gekauft. 1544 war Niclas Purnschlaf Hakenshmied im Ort und betrieb das sogenannte „Hämmerl“. Wahrscheinlich ist damit einfach ein kleiner Hammer gemeint gewesen, da die Schmiede nicht all zu groß gewesen sein dürfte. 1581 betrieb Erhard Hörll die Schmiede welche nach seinem Tode weiterverkauft wurde. 1597 wurde Anndre Marco der Schmied des kleinen Hammers. Mehr konnte

Möschitzbach

Der Möschitzbach fließt aus dem sog. Möschitzgraben und verlässt das Tal bei St. Peter ob Judenburg, wo er schließlich in die Mur mündet. Seinen Ursprung hat er in den Seetaler Alpen.



Abbildung 196

Die Abbildung zeigt den alten, nach wie vor vorhandenen, Schwanzhammer der Schmiede in Furth, einem Ortsteil bei St. Peter ob Judenburg.

¹ wenn nicht anders angegeben: <http://www.st-peter-judenburg.at/index.php?id=4>

² „St. Peter ob Judenburg“, Johann Andritsch, 1993, S. 54 ff



Denkmalschutz

Die Schmiede steht nach § 3 per Bescheid des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 11m 7.87s
Längengrad:
E 14d 35m 45.41s
Höhe:
713.00 m



Abbildung 197

Schmiede und Arbeiter bei der Arbeit in der Further Schmiede. Datierung unbekannt.



Abbildung 198

Das heutige Schmiedemuseum steht jedem Besucher offen.

dazu leider nicht gefunden werden. Sicher ist aber, dass die Schmiede immer als „Georgenschmiede“ bezeichnet wurde und dies widerspricht sich, rein namensbezogen gesehen, eigentlich mit den anderen Schmieden, die meist den Namen des Eigentümers trugen.

Ein Hufschmied an der Haupthandelsroute

In Furth, noch heutiger Ortsteil östlich des Zentrums, war strategisch günstig gelegen, eine Hufschmiede vorhanden. Sie lag genau am Kreuzungspunkt der Handelsroute von Kärnten - Pöls - Hohentauern und St. Peter ob Judenburg - Judenburg - Knittelfeld und St. Michael in der Obersteiermark. Die einzigartige Lage machte die Schmiede auch wirtschaftlich erfolgreich. 1267³ ist die Rede von der Taverne an der Brücke („Taverne bei da bruggn“) welche in der Nähe eines Hofes und eines Hammers war. Leonhard Furtner (der Name kommt wahrscheinlich von der Ortsteilbezeichnung) war der Besitzer des Hammers 1537. 1597 gingen die Burgrechte der Schmiede an die Pfarre St. Peter über. Erst als die Witwe Katharina Furtner das zweite Mal heiratete übergab sie ihrem neuen Ehemann Veit Veichtinger (Feichtinger) den Hammer und die damit einhergehenden Rechte. Nach dessen Tod ging der Hammer an den Schwiegersohn Michael Paller. In den folgenden Jahren zogen Söldner durchs Land und verschonten auch die Schmiede nicht. Um 1646 kam auch noch ein Brand hinzu und zerstörte den Großteil der Anlage. In Simon Straucher, Huf- und Wagenschmied, fand sich dennoch ein neuer Käufer im Jahre 1655. Seine Witwe heiratete und gab den Hammer 1695 an Josef Säringer, der ihm zur Blüte verhalf. Als auch dieser starb wurde alles an 1732 an Simon Schleifer (Schleifer, Huf- und Hackenschmied) weiter verkauft. In den folgenden Jahren übernehmen die Erben den Betrieb und führen diesen um die 70 Jahre lang. Am Ende des Jahrhunderts war er nahezu in den Ruin getrieben worden, woraufhin die Erben beschloßen die Huf- und Hackenschmiede 1802 an Simon Stangl zu verkaufen. Erst 1880 wird das Gut wieder verkauft, über die Jahre dazwischen ist nichts Näheres bekannt. Neuer Eigentümer wurde August von Rabcewitz (seine Frau, nunmehr Witwe, war Marianne Ebner, verheiratet mit Josef Ebner und Eigentümer des Ebner-Hammer, oder auch Vorderer Hammer genannt) und geht 1926 an Francicek Kriz (Franz Kriz). Eine Tafel über dem Haupteingang der Schmiede lässt die zuletzt ausgeführten Arbeiten erkennen. Darauf steht „Franz Kriz, Huf-, Zeug- und Waffenschmied“⁴. Des-

3 wenn nicht anders angegeben: http://www.st-peter-judenburg.at/fileadmin/Redakteure/Bilder/Bildung_u_Kultur/schmiede.pdf

4 „Montangesichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 70 unten

sen Sohn Roman übernimmt das Familienunternehmen und konnte es bis in die 70er Jahre betreiben. Aufgrund von schlechter wirtschaftlicher Lage, geringer Modernisierungsmaßnahmen und dgl. wurde sie 1977 still gelegt. Karoline Jetz, Tochter von Franz Kritz (Francicek Kriz) erbt das Werk. 2003, nach dem Tod von Karoline, erbt die Familie Moscher das Anwesen. In den folgenden Jahren wird die Schmiede saniert (nur im geringen Ausmaß, da sie sehr gut erhalten ist) und ist heute als Museum zugänglich. Als Besonders erweist sich die nahezu vollständig erhalten gebliebene Einrichtung. Schmiedewerkzeuge, Hämmer und Schmiedef Feuerstelle sind nach wie vor erhalten geblieben. Diverse Veranstaltungen und Vorführungen der Schmiedekunst der vergangenen Jahrhunderte werden immer wieder abgehalten.



Abbildung 199

Betrachtet man die alten Pläne der Schmiede erkennt man unschwer, dass sich die Schmiede sehr gut erhalten hat.



Abbildung 200

Im Bild zu sehen ist die Nordansicht der Schmiede vom Bachufer aus.

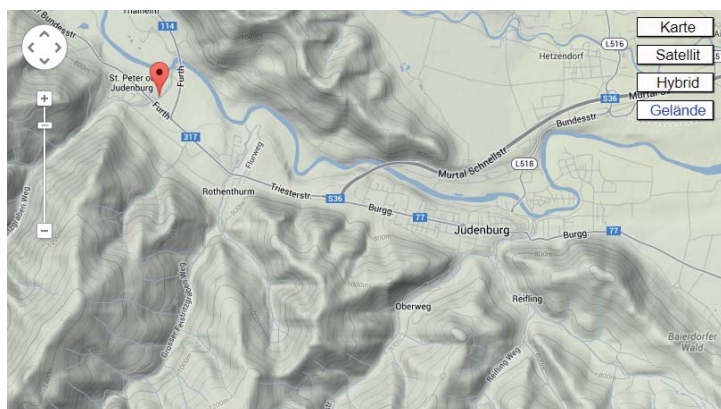


Abbildung 201

Lage des Objektes auf der Karte.

DER VORDERE SENSENHAMMER



Der Vordere Sensenhammer⁵

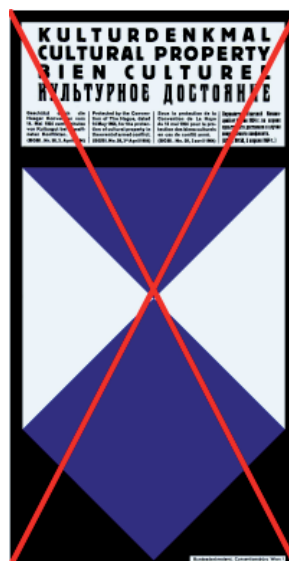
Kurzgeschichte:

Der Vordere Sensenhammer, auch „Ebner-Hammer“ genannt, wurde ursprünglich als Waffenschmiede gebaut. Um das Jahr 1660 wurde er in ein Sensenwerk umgewandelt und erhielt in weiterer Folge im Jahr 1784 ein Zerrenfeuer. Dieses wurde ab 1826 in einem eigenem Gebäude untergebracht. 1902 wurde das Gebäude abgebrochen.

Erbfolge und Verkäufe:

Am Ende des 15. Jahrhunderts kommen immer mehr Drahtzieher und Bogenschmiede auf. Vor allem Letztere waren auch in und im Gebiet um St. Peter ob Judenburg angesiedelt. Laut einem Urbar von 1535 gab es einen Christoph Bogenschmied in St. Peter on Judenburg. Dieser war unter anderem Mitbesitzer an einem Hammer am Eingang zum Möschitzgraben. Den Rest besaß Hans Unger. Clement Körbler, der öfter in Zusammenhang mit Hämmern auftaucht, kaufte unter anderem diesen Hammer im Jahr 1537. Zuvor besaß ihn noch Bartlmä Bogenschmidt im Jahre 1527. Der Sensenschmied Anndree Dorner im Dornbach war 1557 Besitzer. Um 1580 verkaufte das Magistrat Judenburg einen Teil des Hammers an Hans Rormaster. 1582 ging der Hammer an Balthasar Hainricher über, der den ganzen Hammer erwarb. Aufgeführt wird am Ende des Jahrhunderts auch noch ein Mörth Grucha (auch Martin Krucha oder Gruber), der wohl einige Jahre den Hammer neben der Dorfschmiede betrieb.

Da der Hammer als aller Erstes eine Waffenschmiede war erzeugte er nicht nur Waffen sondern auch kleinteiliges Schmiedezeug. Darunter fielen unter anderem Eisen für Bögen, Harnische, Steigbügel, Zaumzeug für Pferde und der gleichen, aber auch Geländer und schmiedeeiserne Kronleuchter waren unter den hergestellten Produkten. Erst ab 1660 erscheint die Schmiede als Sensenschmiede und wurde von Hans Grienauer, Sohn von Wolf Grienauer geleitet. Wie bereits mehrmals angesprochen waren Siegel von enormer Bedeutung. Dies gilt ebenso für alle Hämmer im Möschitzgraben bei Judenburg. Für den betreffenden Hammer war die „Sonne“ das Werkzeichen, welches der Junior vom Vater übernahm. Wie eben zur Zeit üblich, wurden durch Vererbung und Heirat weitere Bande geknüpft und eine zahlreiche Ahnenreihe bildete sich im Laufe der Jahrhunderte bei all den Werken heraus, so auch in diesem Fall. Hans Grienauer war mit Eva verheiratet. Insgesamt hatten sie drei Nachkommen, wovon die einzige Tochter



Denkmalschutz

Das Herrenhaus ist zwar erhalten, der Hammer nicht mehr, und steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 11m 1.24s
Längengrad:
E 14d 34m 58.44s
Höhe:
678.00 m



Abbildung 202

Der alte Kohlebarren wird heute noch als Wagenhütte genutzt.

⁵ wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 504 ff



Abbildung 203

Die zugehörige Kapelle des Herrenhauses auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurde im Jahre 1852 errichtet.



Abbildung 204

Das Herrenhaus von Süden aus gesehen.



Abbildung 205

Ein Nebengebäude im Norden des Anwesens. Wahrscheinlich war dies eine Schmelzschiede des Hammers.

mit einem „Stegmüller“ (siehe Stegmüller-Hammer im Möschitzgraben) verheiratet war. In den folgenden Jahren gab es viele Übergaben samt Übernahmen, Heiratsversprechen und Vererbungen. Eine genaue Aufzählung aller Namen würde den Rahmen dieser Arbeit jedoch sprengen. Daher werde ich mich in allen folgenden Werken und Hämmern auf die wesentlichsten beschränken. Der Vordere Sensenhammer erhielt mit dem sog. Guvernialreskript vom 17. April 1784 ein Zerrenfeuer samt Hammer, um eben das eigene Eisen, d.h. ohne Zukauf von Mock, Roheisen oder sonstigem schmiedefähigem Eisen (Weicheisen), herstellen zu können. Seit ungefähr 1750 befand sich die Schmiede im Besitz der Familie Weinmeister und dies blieb in Folge der Einführung des neuen Zerrenhammers noch eine Weile. Bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts, genauer gesagt bis 1823, war das Werk unter der Führung der oben erwähnten Weinmeister. Am 23. Februar 1823 verkaufte der letzte Weinmeister mit Kaufvertrag das Werk an den damaligen Neffen seiner Frau Magdalena, Josef Ebner. Ihm wurde in den folgenden Jahren eine Erlaubnis zu Teil, dass er seinen Sensenhammer auch zeitweise mit den sog. „Flossen“ betreiben durfte, um nicht das ganze Eisen selbst herstellen zu müssen. Weiters durfte er durch ein Hofherrenreskript 1826 das Zerrenfeuer in ein eigenes Gebäude übersiedeln. Bedingung war jedoch, dass eine weitere Veräußerung des Werkes nicht in gesonderten Elementen von statten gehen durfte. Das heißt Sensenhammer bzw. Sensenwerk und Zerrenhammer/-feuer sollten nur zusammen verkauft werden! Zu jener Zeit wurde der Hammer als Ebner-Hammer bekannt und Josef Ebner vererbte den Hammer noch an seinen Sohn weiter. Mitte des Jahrhunderts, im Juni 1858, wurde Sr. Kaiser I. Hoheit Erzherzog Johann von Österreich, durch Kauf Eigentümer des Ebner'schen Zerrenhammers. Dieser wurde noch im Oktober dieses Jahres an die Familie Ebner zurückgegeben. Warum erklärt sich durch das Reskript von 1826, in dem geschrieben stand, dass kein Teil des Hammers gesondert verkauft werden durfte. Die Tochter von Josef Ebner und dessen Frau Marianne (nach Verwitftung erwarb ihr zukünftiger Ehegatte August von Rabcewitz um 1780 die Hufschmiede in Furth bei St. Peter ob Judenburg) Karoline, war in weiterer Folge mit einem Forcher-Ainbach verheiratet. Mutter und Tochter tauschten den Hammer noch gegen zwei Zinshäuser in Wien. Der Sensenhammer wurde von Karoline von Forcher 1890 noch an den böhmischen Großindustriellen Carl von Wittgenstein verkauft, welcher das Werk verfallen ließ. Auch hier ist die Familie Forcher-Ainbach, wie eben geschildert, eingeheiratet gewesen. Dies zeigt wie weit die Familienstrukturen bereits im 19. Jahrhundert verzweigt gewesen sind. Das Herrenhaus das zu jedem Hammer gehörte wie der Hammer

selbst, wurde von Conrad von Forcher zurück gekauft und ging somit wieder einmal an das Forcher'sche Geschlecht. Das Herrenhaus - auch Ebner Herrenhaus genannt - , heutige Anschrift Möschitzstraße 8, ist genauso erhalten geblieben wie einige Nebengebäude. Auf dem Haupteingang des Herrenhauses sind die Initialen „J & ME“ zu finden und verweisen auf Josef und Maria Ebner⁶. Als heutige Besitzerin ist eine Frau Ing. Kathrin Grillitsch im Grundbuch zu finden. Von den restlichen Bauten besteht keines mehr, was weniger durch den Verfall über die Jahrzehnte erklärt werden kann, sondern durch ein Hochwasser 1902 das die bereits bestehenden Ruinen wegschwemmte⁷.

Namentliche Abfolge:

Wurde „Vorderer Sensenhammer“ genannt, später auch „Ebner-Hammer“ was ab 1823 durch den Kauf des Hammers belegt ist. Oftmals wurde er auch Ebnerwerk genannt (darum auch Ebner Herrenhaus). Als „Sensenschmiede zu Grimberg“ der Pfarre St. Peter ob Judenburg ist er noch in einer Urkunde erwähnt.

Das Siegel des Sensenwerks:

Als Meisterzeichen diente die althergebrachte „Sonne“. Die wurde immer weiter verwendet. Bereits Hans Griener brachte diese aus seiner Heimat Rottenmann bzw. Spital am Phyrn 1660 mit nach St. Peter ob Judenburg. Weitere Zeichen sind mir sonst keine bekannt.

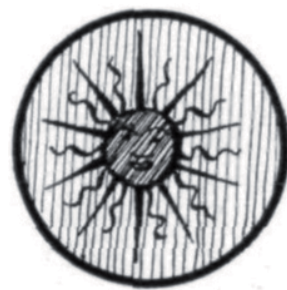


Abbildung 206

Das Werkssiegel, das schon in den ersten Zeiten des Hammers aufgeprägt wurde.



Abbildung 206.1

Siegel des Mörth Gruber in Möschitz aus dem Jahre 1573.

Abbildung 207

Das Herrenhaus der Familie Ebner ist nach wie vor erhalten und bewohnt. Daher ist es auch in sehr gutem Zustand. Die Abbildung zeigt das Haus von Nordosten aus im April 2014.

⁶ „Montangesichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 71

⁷ Dissertation, Reinhold Jagersberger, 2012, S. 310 oben

Abbildung 208

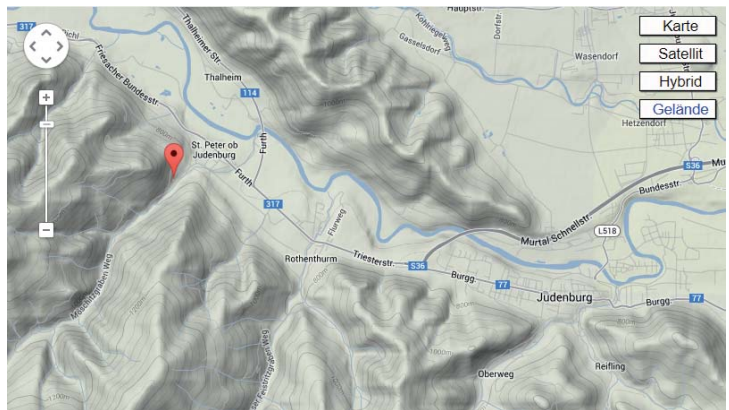
Das Herrenhaus in einer Ansicht aus Norden.

**Abbildung 209**

Die zahlreichen Nebengebäude des ehemaligen Hammerwerks sind ebenso in recht gutem Zustand.

**Abbildung 210**

Lage des Objektes auf der Karte.

**Abbildung 211**

Das Herrenhaus 1828.

DER HINTERE SENSENHAMMER



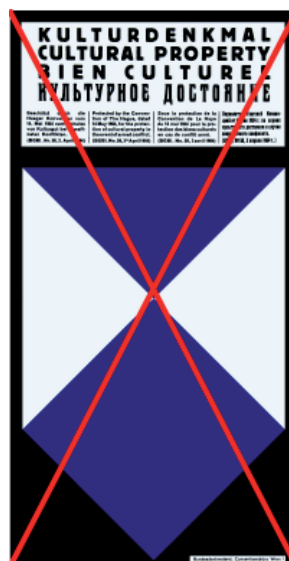
Der hintere Sensenhammer⁸

Kurzgeschichte:

Der sogenannte „Forcher-Hammer“ war ursprünglich eine Hackenschmiede und wurde ab 1671 als Sensenwerk geführt. Wie aber auch der Vordere Sensenhammer im Möschitzgraben wurde der Hintere Hammer um 1900 herum abgebrochen.

Erbfolge und Verkäufe:

Als Hackenschmiede gegründet, wurde der Sensenhammer über mehr als zwei Jahrhunderte geführt. Andreas Pießlinger (auch Pisslinger) erwarb diesen und baute die Schmiede zu einem Sensenwerk um. Wie die meisten Paare der damaligen Zeit hatte auch das Ehepaar Pießlinger Kinder, einen Sohn Josef und eine Tochter Maria. Diese trat das Erbe in Folge des Todes der Eltern an und heiratete einen gewissen Caspar Zeyringer. Aus deren Ehe gingen weitere vier Kinder hervor. Von diesen wiederum kaufte das Familiengeschlecht der Redtenbacher das Anwesen 1742, verkaufte es aber bereits 1758 wieder. Neuer Besitzer war Wolfgang Hillebrandt bis in die 80er Jahre. Er war insgesamt zweimal verheiratet und hatte 17 Kinder. Die Erbfolge trat sein Sohn Alois an und betrieb den Hammer bis ins Jahr 1793, in dem er starb. Aufgrund des unerwarteten Todes von Alois Hillebrandt, gab es einige Erbstreitigkeiten mit den aus erster Ehe stammenden Kindern. Nichts desto trotz heiratete die Witwe den Werksmeister Johann Fürst, welcher nach baldigem Ableben seiner Frau und Tochter wieder heiratete. Er geriet jedoch 1814 mit dem Hammerwerk in Konkurs und musste das Anwesen verkaufen. Als Käufer trat nun Josef Ebner auf, der wiederum die Tochter des Sensenschmiedemeisters des Vorderen Sensenhammers heiratete. Im Kaufvertrag vom 23. Februar 1823 ist bekundet, dass die beiden Eheleute das Vordere Sensenwerk (Ebner-Hammer) vom Onkel der Ehefrau kauften und daher das Hintere Sensenwerk an Xaver Weinmeister verkauften. Auch dieser führte den Hammer 1852 in den Konkurs. In weiterer Folge wurde das Sensenwerk durch Exekution verkauft und an die 4 Kinder von Nikolaus Forcher-Ainbach weitergegeben. Die Familie selbst besaß ein Herrenhaus in Rothenthurm, das sie zum dazugehörigen Sensenwerk in Rothenthurm baute. Zeitweise war die Familie zugleich im Besitz dieses Hammers und des Sensenwerks in Rothenthurm. Daher wurde das Hammerherrenhaus dort auch für den Hinteren Hammer im Möschitzgraben von der Familie genutzt. Konrad von Forcher übernahm 1863 alle Anteile und verkaufte das



Denkmalschutz

Das Herrenhaus ist zwar erhalten, der Hammer nicht mehr, und steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 10m 40.13s
Längengrad:
E 14d 36m 41.32s
Höhe:
670.00 m



Abbildung 212

Das Herrenhaus der Familie Forcher von Ainbach in Rothenthurm von Südosten aus gesehen.

⁸ wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 501 ff



Abbildung 213

Das Werkssiegel aus Windischgarsten der Familie Piesslinger.

gesamte Werk 1890 an Karl Wittgenstein, welcher das Werk am Ende des Jahrhunderts dann endgültig still legte. Der Name Forcher-Hammer geht natürlich auf die Besitzfolger der Familie Forcher-Ainbach in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zurück. Das Herrenhaus und die Werkstätten sind leider nicht mehr vorhanden.

Namentliche Abfolge:

Der Hammer wurde „Hinterer Sensenhammer im Möschitzgraben“ und später auch „Forcher-Hammer“ oder „Forcher Werk“ genannt.

Das Siegel des Sensenwerks:

Der erste Besitzer des Sensenwerks, Piesslinger benutzte das Zeichen/Siegel seiner Vorfahren aus Windischgarsten. In diesem Fall auch das seines Vaters - die sog. „Feinsemel“. Diese wurde im Verlauf der weiteren Jahrhunderte immer wieder von Familie zu Familie weitergegeben und bis zu letzt verwendet.

Abbildung 214

Die Westfassade des Herrenhauses, welches das selbe ist wie beim folgenden Sensenwerk in Rothenthurm.



DER STÖGMÜLLER HAMMER



Der Stögmüller-Hammer⁹

Kurzgeschichte:

Der Stögmüller-Hammer war immer schon ein Hammer, genauer gesagt ein Zerrenhammer aus dem Jahre 1662. Als Sensenwerk wurde dieser seit 1672 geführt und 1895 außer Betrieb genommen. Wie die anderen Hämmer des Grabens wurde auch dieser 1902 im Zuge des Hochwassers zerstört.

Erbfolge und Verkäufe:

Elias Grienauer erwarb den alten Zerrenhammer und baute diesen 1672 zum Sensenhammer um. Er ehelichte die Tochter Regina des Sensenschmiedmeisters vom Passhammer in Judenburg. Auch hier ist wieder die klare Verstrickung der Familien der Hammerherren, Sensenmeister und dgl. klar abzulesen und wird auch bei den weiteren Hammerexemplaren eine wesentliche Rolle spielen. Weiters wurde, wie beim vorherigen Hinteren Sensenhammer wieder ein Redtenbacher, Hans Georg um 1690, Besitzer des selben. Er heiratete zweimal und hatte Kinder in beiden Ehen. Seine zweite Frau ehelichte am 20. Juni 1719, nach dem Tod Redtenbachers, Simon Steinhuber und hatte mit diesem wiederum 6 Kinder. Nach dem Tod von Simon Steinhuber 1740 übernahm Josef Redtenbacher - Sohn aus der ersten Ehe - das gesamte Anwesen. Nach seinem frühen Tod ehelichte seine Ehefrau Magdalena Zeitlinger sich mit Matthias Blumauer mit dem sie 5 Kinder zeugte. Johannes Blumauer übernahm den Besitz und heiratete eine Weinmeister. Sohn Franz Anton wurde um 1820 selbst Meister und übernahm das Sensenwerk nach dem Tod seines Vaters 1819. Zum Namen Stegmüller (oder auch Stögmüller) kam das Werk durch die Übertragung aller Rechte an den Ziehsohn von Franz Anton Blumauer dessen Name Johann Stegmüller war. 1892 kaufte Carl Wittgenstein die meisten Sensenwerke im Raum Judenburg, darunter auch den Stögmüller-Hammer. Folglich wurden die Hämmer aber nicht mehr betrieben und das Werk dem Verfall preis gegeben. Wittgenstein wollte die Sensenproduktion im Raum Judenburg an einem Standort zentral vereinen. Er kaufte daher viele Werke auf und legte diese meist still. Heute ist nahezu nichts mehr davon erkenntlich. Das Geschlecht der Stegmüller starb in den folgenden Jahren zwischen 1902 und 1905, nach kurzer Übersiedelung in das Herrenhaus bei Furth, aus. Das Herrenhaus selbst ist noch unter der Adresse Möschitzstraße 7 zu finden.



Denkmalschutz

Das Herrenhaus ist zwar erhalten, der Hammer nicht mehr, und steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 10m 56.57s
Längengrad:
E 14d 35m 0.52s
Höhe:
ca. 670.00 m

⁹ wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 507 ff

Abbildung 215

Das ehem. Herrenhaus der Stögmüllers (Stegmüller) an der Möschitzstraße Nr. 7.

**Abbildung 216**

Das Hauptportal des Hauses an der Nordfassade.

**Abbildung 217**

Das Werkssiegel der Familie Redtenbach am Ende des Bestehens des Hammers.

Die restlichen Betriebsgebäude leider nicht mehr, da sie 1976 abgetragen wurden¹⁰. Heute befindet sich das Haus im Eigentum der Familie Grabmeier und wurde bereits in den 1970er Jahren saniert, wobei der geschwungene Giebelaufsatz entfernt und durch ein Walmdach ersetzt wurde. Die Fenster wurden ebenfalls getauscht und einige Gitter im Erdgeschoß entfernt¹¹. Somit kann das Haus durchaus nicht als denkmalgerecht saniert angesehen werden.

Das Siegel des Sensenwerks:

In diesem Fall verdient das Siegel des Werks eine nähere Betrachtung. Anfänglich, im 17. Jahrhundert, hatte die Familie der Redtenbacher das Siegel einer „Fischgräte“ für sich bestimmt. Aufgrund einer Beschwerde von Adam Hierzenberger aus Kirchdorf-Micheldorf in Oberösterreich, dass in der Steiermark ein Sensenwerk seine „Fischgräte“ nachschlage, entstand ein Disput der Handwerkszünfte Kirchdorf-Micheldorf und Judenburg. Folglich wurde 1702 ein Vergleich getroffen. Die Judenburger Innung versprach, dass das Werk im Möschitzgraben die Fischgräte nicht mehr missbrauchen werde. Im Gegenzug bekannten sich die Kirchdorf-Micheldorfer dazu, keine Sensen mehr auf der Salzburger Straße zu verkaufen. Man könnte nahezu behaupten, dass sich ab diesem Zeitpunkt die Judenburger Innung eine Art Vorhandelsrecht auf der Salzburger Straße sicherte, was wiederum ein beträchtlicher Vorteil gewesen sein musste. Der Gegenzug das Siegel nicht mehr zu verwenden war für die Innung im Grunde kein Problem, wohingegen die Redtenbacher ein neues Siegel für ihre Sensen definieren mussten. In den folgenden Jahren dürfte dann ein Pferd, das sogenannte

10 „St. Peter ob Judenburg, Geschichte einer Gemeinde“, Johann Andritsch, 1993, S. 98

11 Dissertation, Reinhold Jagersberger, 2012, S. 311

„Rössl“ (auch Rössel) eingeführt worden sein.

Namentliche Abfolge:

Der Hammer ist nur als Stögmüller-Hammer (Stegmüller-Hammer) bekannt gewesen und hatte keine weiteren Beinamen aufgrund von Besitz- oder Erbschaftsfolgen! Aufgrund des allbekannten Siegels, des „Rössl“, wurde das Werk auch als Rösselhammer bekannt. Oft wird auch vom Mittleren Hammer gesprochen, da dieser zwischen dem Ebner-Hammer und dem Forcher Hammer lag.

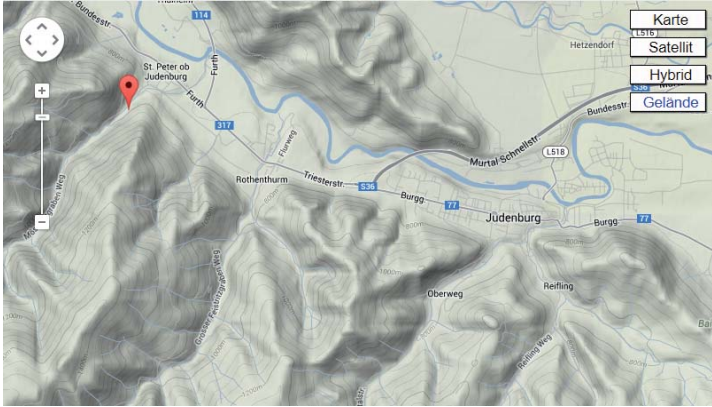
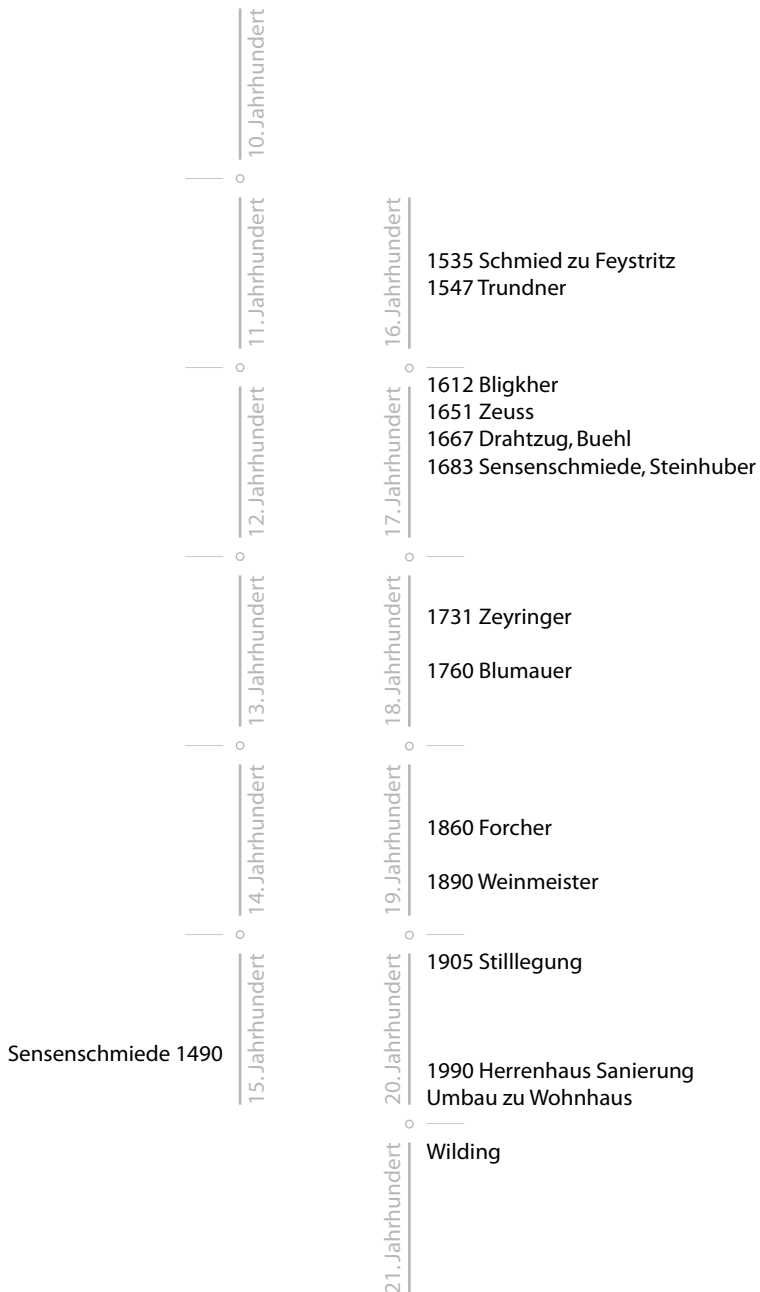


Abbildung 218

Lage des Objektes auf der Karte.

DER HAMMER IN ROTHENTHURM



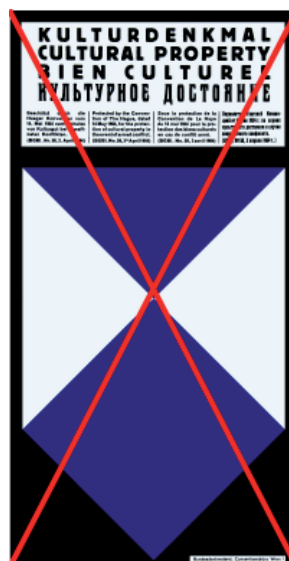
Der Sensenhammer in Rothenthurm (bei St. Peter ob Judenburg im Feistritzgraben)¹²

Kurzgeschichte:

In Rothenthurm wurde das bestehende Drahtzugwerk in eine Sensenschmiede umstrukturiert. Es wurde jedoch erst 1683 mit der Arbeit begonnen. Die Schmiede wurde von vielen Sensenschmiedefamilien besessen und um 1890 außer Betrieb gesetzt. Der Feistritzgraben und dessen Bach verlaufen östlich und parallel zum Möschtzgraben und gehören zur Gemeinde St. Peter ob Judenburg. Deshalb soll auch dieser Hammer hier beschrieben werden.

Erbfolge und Verkäufe:

In Rothenthurm bei Judenburg bestand bereits vor dem Sensenwerk ein Drahtzugwerk. 1490 wird von einem „Stefan Sengschmied von Vewstritz“¹³(Feistritz)“ geschrieben. Sein Sohn „Christan Schmied zu Feystritz“ dürfte 1535 das Erbe angenommen haben. 1547 folgte ein Mathes Trundner (auch Threuntner). Wer den Hammer dann genau besaß ist nicht klar belegt, kann aber durch Verkäufe rund um das Anwesen auf Jakob Blichker um 1612 eingegrenzt werden. Dieser war der sogenannte „Drahtzieher zu Feistritz“ und lässt nach wie vor Rückschlüsse auf die Aufrechterhaltung dieses Gewerbes zu. Im Jahre 1651 übernimmt die Familie Zeuss den Hammer. Zuerst Adam Zeuss und 1661 sein Sohn Max. 1667 kaufte das Gut Johann Buehl und bereits 1677 verkaufte er weiter¹⁴. Hervorgehend aus einer Drahtzieherei entstand aus diesem Werk nun doch endgültig ein Sensenwerk. Die Arbeit wurde jedoch erst 1683 unter der Führung von Georg Steinhuber aufgenommen. Er war zweimal verheiratet und hatte 4 Kinder. Seine zweite Ehefrau, schlussendlich Witwe, heiratete in Folge einen „Zeyringer“. Martin Zeyringer führte das erste Siegel des Werks ein. Als dessen Frau verstarb, heiratete dieser erneut und zeugte insgesamt 4 Kinder, wovon keines den Betrieb übernahm. Der folglich anstehende Verkauf 1759 hatte in Elias Weinmeister einen Käufer gefunden. Er behielt den Hammer jedoch nicht selbst sondern kaufte ihn für seine Tochter Elisabeth, welche wiederum mit Josef Georg Plumauer (auch Blumauer) verheiratet wurde, woraus mehrere Kinder hervorgingen. 1798 übergab Elisabeth den Besitz in Folge des Todes von Josef Plumauer an ihren Sohn Matthias Plumauer weiter. 1830 übernahm auch deren Sohn, Josef Andreas Plumauer, das Sensenwerk. Dessen Sohn Johann führte das Werk ab 1853



Denkmalschutz

Das Herrenhaus ist zwar erhalten, der Hammer nicht mehr, und steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 10m 40.13s
Längengrad:
E 14d 36m 41.32s
Höhe:
771.00 m



Abbildung 219

Schmiedeeiserne Artefakte, die Hr. Wilding zusammentrug.

12 wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 498 ff

13 „Geschichte der Stadt Judenburg“, Dr. Fritz Popelka, S. 106 und „St. Peter ob Judenburg“, Johann Andritsch, S. 56

14 und „St. Peter ob Judenburg“, Johann Andritsch, S. 56 ff



Abbildungen 220, 221 und 222

Das Herrenhaus in mehreren Perspektiven abgeleitet. April 2014.



Abbildung 223

Das sog. „Kastl-Haus“, südlich des Herrenhauses auf der Zufahrtsstraße.



Abbildung 224

Das Siegel des Sensenwerkes in Rothenthurm.

weiter und verfiel in den 1860er Jahren in einen Konkurs. Den gesamten Besitz kaufte daraufhin im Jahre 1875 Conrad Forcher von Ainbach und verkaufte das Anwesen letztlich an Carl Wittgenstein 1890. Zuvor ließ Forcher jedoch noch zwei weitere Öfen aus Gusstahl, sogenannte Tiegelstahlöfen, einbauen¹⁵. Wittgenstein ließ das Werk allerdings verfallen, von dem heute lediglich einige Mauerreste zeugen. Letztendlich wurde es unter Wittgenstein 1905 still gelegt. Das Hammerhaus des Sensenwerks besteht noch bis heute und ist unter der Adresse Murstraße 4 in Rothenthurm zu finden. Das Herrenhaus selbst wurde in den 1990er Jahren saniert und umgebaut, sodass heute ein Mehrparteienwohnhaus besteht¹⁶. Vom ehemaligen Mansarddach und das barocke Erscheinungsbild gingen dabei völlig verloren. Dazu muss gesagt werden, dass auch hier kein denkmalgerechter Umbau erfolgte, da wesentliche historische Elemente, wie die barocke Fassade - unter Matthias Blumauer 1828 erstellt - oder gestaltbetonende und gestaltgebende Elemente, wie das Dach, abgebrochen wurden. Nebengebäude sind ebenso noch einige erhalten, darunter die mit einem EF-Haus überbaute Werkzeugschmiede sowie der gleich daneben anschließende Rossstall. Teilweise ist die Werkzeugschmiede im L-förmigen Bau noch im hinteren Bereich, als schmaler, zweigeschoßiger, Trakt zu erkennen. Der heutige Besitzer der Schmiede ist Hr. Erich Wilding, der mich darauf hinwies, dass der Fluterbach direkt zwischen dem ehemaligen Herrenhaus und der Werkzeugschmiede bzw. dem Rossstall verlaufen sein dürfte. Das sogenannte „Kastl-Haus“, ist heute ebenso noch erhalten, und war zu Zeiten des Hammerwerks im Bereich der Aufstauung, das heißt beim Beginn des nicht mehr vorhandenen Fluters, errichtet worden. Hr. Wilding hat noch einige Fundstücke aus der Zeit des Hammers am Zubau des ehemaligen Stalls ausgestellt, die noch vom Hammer selbst stammen dürften.

Das Siegel des Sensenwerks:

Wie bereits erwähnt wurde das erste Siegel der Fabrik von Martin Zeyringer, Sohn von Caspar Zeyringer entworfen. Bestehend aus „2 Kreuzen, einem Halbmond“ und einem kreisähnlichen Objekt, dem sog. „Laibl“, was wiederum einen Brotlaib darstellen sollte. Martin Zeyringer starb im Alter von 72 Jahren 1746.

Namentliche Abfolge:

Der Sensenhammer zu Rothenthurm bei Judenburg wurde lediglich unter diesem einen Namen geführt. Leichte Abwandlungen des Namens sind jedoch in vielen Literaturen

15 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 74 oben

16 Dissertation, Reinhold Jagersberger, 2012, S. 312

zu finden. Teilweise wird auch vom Hammer am Feistritzgraben (auch Feystritzgraben) gesprochen, wobei aber immer der ein und der selbe Hammer gemeint ist.



Abbildung 225

Die überbaute Werkzeugschmiede des ehemaligen Hammers.



Abbildung 226

Das ehemalige Rossstallgebäude im April 2014.



Abbildung 226.1

Die alte Werkzeugschmiede wurde durch das EF-Haus überbaut.

Abbildung 227

Lage des Objektes auf der Karte.



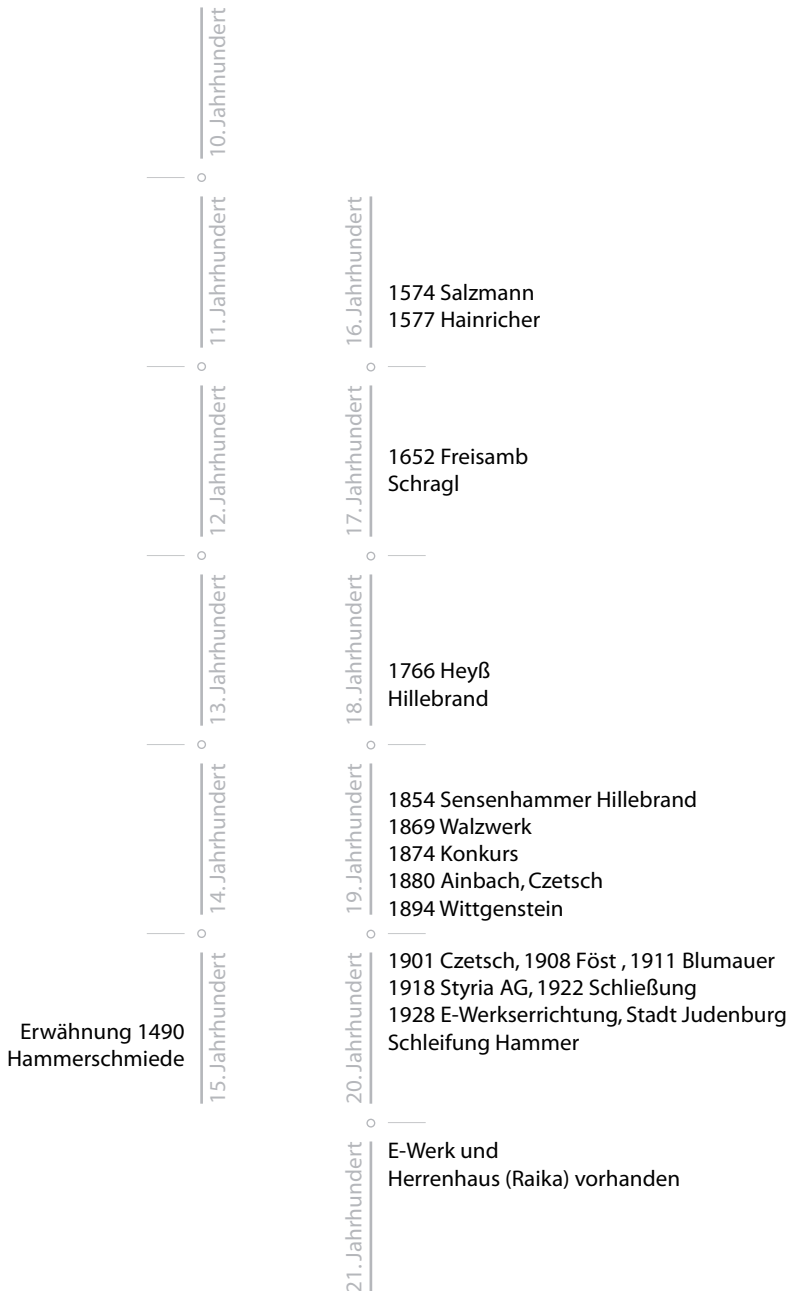
INHALT

- 280 HAMMERWERK PÖLS
- 288 MÜHLTHALER HAMMER
- 292 DÖRFLINGER HAMMER
- 296 DAS HAMMERWERK
PASSHAMMER
- 306 SENSENHAMMER KAST-
NER IN MÖDERBRUGG
- 312 HAMMERWERK HERZOG
IN MÖDERBRUGG
- 316 HAMMERWERK HORN IN
MÖDERBRUGG
- 320 KUPFERSCHMIEDE IN
JUDENBURG

WERKE IN PÖLS & UMGEBUNG

24

HAMMERWERK PÖLS



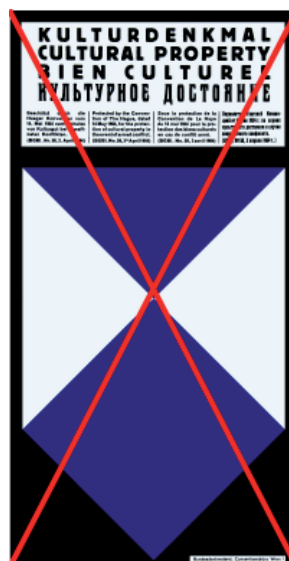
Das Hammer- und Sensenwerk in Pöls¹

Kurzgeschichte:

Dieses Hammerwerk, später Sensenwerk, geht in das 18. Jahrhundert zurück, wobei der Hammer bei weitem noch älter ist. Im Jahr 1491 erstmals als Hammer in Pöls erwähnt, steht es heute am Platz des E-Werkes der Stadt Judenburg. Das Hammerwerk ging 1874 in Konkurs und wurde ab zirka 1890 nicht mehr betrieben. Verhältnismäßig gesehen hat dieser Hammer eine nicht so reiche Besitzfolge wie im Folgenden zu lesen sein wird.

Erbfolge und Verkäufe²:

Eine Kirchenrechnung von 1491 bestätigt eine Zahlung eines Hammerschmiedes, namens Hans Hammerschmied. Folglich muss um diese Zeit bereits ein Hammer bestanden haben. Wann dieser Hammer bestand ist jedoch nicht ganz genau datiert und wird in der Gemeindechronik von Pöls („Geschichte von Pöls“) auf 1487 eingeschätzt. In diesem Jahr hat es bereits zwei Schmiede, Thoman und Hans Gerold (beides Hammerschmiede), gegeben. Wahrscheinlich waren sie beide die Hammerbesitzer. Die Leitung des Hammerwerks hatte Hans Hammer als Meister über. Nach ihm übernahm Bernhard Gerold den Besitz. Er übernahm das Werk um 1520, starb aber bereits 1530 und übergab den Besitz an seine Tochter. Diese heiratete Hans Prauch, dem sie das Erbe weiter gab. Dieser war dann bis 1574 Inhaber des Hammers und betrieb das Werk nahezu 30 Jahre lang. Nach dessen Tod war der Hammer in der Verwaltung von Georg Salzmann, welcher den „Paßhammer“ leitete. Nach dem Erbe durch die Tochter von Prauch und deren Heirat mit Balthasar Hainricher 1577, war auch dieser nachfolgender Besitzer. Ab den 30er Jahren des Jahrhunderts dürfte in Pöls ebenfalls eine Modernisierung in den Hammerwerken eingesetzt haben. Ab ca. 1542 wird von wasserbetriebenen, also Wällschen-Hämmern, berichtet. Bei der Übernahme durch Hainricher war das Werk nicht besonders gut aufgestellt. Finanzielle Probleme, Absatzeinbußen und dgl. führten zu Schwierigkeiten. Um 1596 waren auch diese gemeistert und der Hammer erlebte eine neue Blütezeit. Als Balthasar 1603 starb und seine Frau wenige Jahre später (1615) ging das Werk an ihren Sohn in Erbschaftsfolge über. Da aber auch er nach wenigen Jahren starb, ging alles an seine drei verbliebenen Geschwister, welche den Hammer 1619 verkauften. Andre Stübich, auch Marktrichter, kaufte das Werk. Bereits im Jahre 1628 verkaufte auch er das Anwesen. Neuer Eigentümer war Wolf Mayr welcher den Ham-



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 13m 9.95s
Längengrad:
E 14d 34m 51.32s
Höhe:
621.00 m



Abbildung 228

Das Wappen des Heinrich von Heinrichsberg, einem der ersten Herren des Hammers.

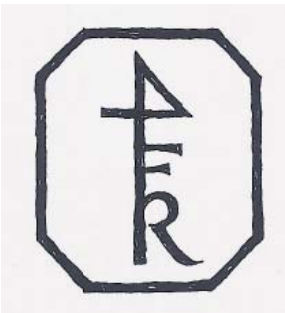
1 wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 531 ff

2 „Geschichte von Pöls“, Walter Brunner, 1975, S. 152 ff



Abbildung 229

Andre Stübichs Wappen, Hammerherr von 1619 bis 1628.



Abbildungen 230 und 231

Das Wappen und Siegel der Gewerken Freisamb. Das Siegel ist von Reichard Freisamb um 1676.

mer 10 Jahre später an Johann von Pichl weiter verkaufte. Seine beiden Töchter erbten den Besitz. Georg Hueber, Ehemann einer der Töchter, verkaufte jedoch 1652 an Dietrich von Freisamb (auch Fraysamb). Dieser war mit Salome Sidonia verheiratet. Beide zeugten nur eine Tochter woraufhin der Hammer an seinen Bruder Reichard überging. Ab 1673 in seinem Besitz verkaufte er das Gut bald an seinen Schwiegersohn. 1677 erwarb der Schwiegersohn, Hans Joseph Schragl, den gesamten Hammerbesitz inklusive einem Gschmeidlerhaus, einer Taverne mit Fleischbank und natürlich das Herrenhaus selbst. Er hinterließ zwei Söhne als Erben, die jedoch nicht dem Beruf des Vaters folgten. Der Vater starb 1682. Einer seiner Söhne, Hans Joseph, starb 1731 und hinterließ den bereits hauptsächlich auf ihn übergegangenen Hammer seinem Sohn Dr. Franz Wolfgang Schragl. Dieser wiederum verkaufte den Besitz als bald an Johann Ignaz von Heyß im Jahre 1740. Seit den 1740er Jahren besaß Johann von Heyß das Werk. Es bestand aus einem Wälschhammer und einem Streckenhammer. Insgesamt 3 Feuerstellen waren darin untergebracht. In Folge ging 1766 durch eine Versteigerung der Hammer an Wolfgang Hillebrand. Als dieser 1789 starb, hinterließ er elf Kinder aus zwei Ehen. Zuerst fiel der Hammer an seine Witwe Helena, welche wiederum einen Hrn. Fürst heiratete. Nach ihrem Tod ging alles an den Sohn Kajetan aus erster Ehe von Wolfgang Hillebrand. 1822 gab dieser den Hammer an seinen Schwager Johann Widtermann weiter, der mit seiner Schwester Maria Anna verheiratet war. Diese behielten ihn nicht lange wodurch 1829 Johann Hillebrand, ein weiterer Sohn von Wolfgang Hillebrand sen., zum Zug kam. Er war mit Helene verheiratet und führte mit ihr den Betrieb über 30 Jahre lang. In dieser Zeit wurde der Hammer 1854 zu einem Sensenhammer umgebaut. Als er dann 1866 starb, besiegelte seine Witwe per Übergabe-Vertrag im Jahre 1869, dass deren Sohn Maximilian Hillebrand das Werk weiter führen solle. Dieser unterzog den Betrieb einigen strukturellen Wandlungen und führte es fortan als Walzenwerk weiter. Als Streckwalzenwerk geriet es 1874 in Konkurs und ging zurück an die Mutter. Konrad von Forcher (auch Conrad Forcher von Ainpach) - der meist in obersteirische Käufe solcher Sensen involviert war - kaufte auch dieses Werk nachdem er es mehrere Jahre lang gepachtet hatte. Darunter war eben auch das Hammerherrenhaus das nach Conrad Forcher von Ainbach ging das Werk und Hammerherrenhaus durch Verkauf an Anna Czetsch (eine geborene Hillebrand) zurück, unter der das Herrenhaus sein bis heute bestehendes Aussehen erhielt³. Ein weiterer Besitzer ist mit 1894 urkundlich erwähnt und war Karl (oft Carl) von Witt-

3 Dissertation, Reinhold Jagersberger, 2012, S. 314

genstein, der ebenso einige Werke der Forcher-Ainbachs um die Jahrhundertwende in der Region übernahm. Zuvor 1892 war es jedoch noch kurz im Besitz der St. Egydier Eisen- und Stahl-Industrie Gesellschaft.



1901 ging das Herrenhaus durch Lizitation wieder zurück an Anna Czetsch⁴. 1905 ging das gesamte Werk an die Firma „Vereinigte Sensenwerke Föst und Fischer“. 1908 wurde Fischer alleiniger Besitzer. In den folgenden Jahren wurde das Werk mehrmals verkauft. Unter anderem 1911 an Friedrich Blumauer und 1918 an die „Steiermärkische Sensenindustrie AG“. 1922 wurde der Betrieb endgültig geschlossen, 1928 jedoch wiederentdeckt und von der Stadt Judenburg gekauft. Diese ließ am Standort ein E-Werk errichten und die alten Bestände des Hammers abtragen. Das Hammerherrenhaus fiel im Jahre 1925 an die heutige Pölser Papierfabrik und ist nach wie vor in deren Besitz. Heute sind darin Wohnungen und eine Bankfiliale untergebracht. Grundsätzlich wurde das Haus saniert, aber im Originalzustand belassen, zumindest was das Erscheinungsbild betrifft. Die letzten An- und Zubauten wurden unter Anna Czetsch am Ende des 19. Jahrhunderts hinzugefügt und sind im sanierten Zustand noch immer vorhanden.

Abbildung 232

Das ehemalige Sensenwerk in den 1920er Jahren von Osten aus gesehen.

Abbildung 233

Das Sensenwerk in Pöls im Jahre 1925 in einer südlichen Ansicht.

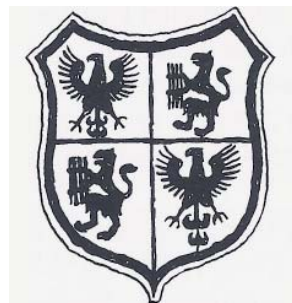


Abbildung 234

Wappen des Hammerherren Hans Josef Schragl von 1677 bis 1730.



Abbildung 235

Von 1740 bis 1766 war Johann Ignaz von Heyß Hammerherr in Pöls.

⁴ Dissertation, Reinhold Jagersberger, 2012, S. 314



Abbildung 236

Aufschlagzeichen des Hammererherren Hillebrand Wolfgang in den Jahren 1766 bis 1782.

Abschließend gesehen wurde ein über Jahrhunderte genutztes Werk, beginnend bei einer Schmiede bis hin zu einem Industriebau, in weniger als einem Jahr abgetragen. Denkmalschutz und dgl. waren wohl jedoch in diesen Jahren noch zu wenig stark ausgeprägt, sodass kein Teil erhalten werden konnte. Die Transformierung in ein E-Werk hätte diesbezüglich sicher kein Problem dargestellt, hätte aber nicht mit einem Abbruch des Altbestandes enden müssen, und muss durchaus kritisch hinterfragt werden. Da aber der „Denkmalschutzgedanke“ in den 20er und 30er Jahren des Jahrhunderts nahezu nicht vorhanden war, war der Abbruch eine logische Konsequenz der Zeit. Viele der Werke der Umgebung erhalten keinen ausreichenden Schutz und haben sicher nicht jenen Stellenwert in der Erhaltung und Restaurierung, den sie zweifelsohne verdienen würden. Erhalten blieb leider nur das Gewerkenhaus des Hillebrand'schen Werkes. Es befindet sich in der Fohnsdorferstraße 2 (früher Hammegasse) am Pölsbach und ist unter dem Namen vlg. Holterhaus bekannt.

Abbildung 237

Die Südfassade des „Holterhauses“ 1986. Noch mit Garten und Zaun im Vordergrund. Links vorne war in den 80er Jahren schon eine Trafik darin untergebracht.



Abbildung 238

Rechts unten eine aktuelle Abbildung des „Holterhauses“ mit Raiffeisenbank.



Abbildung 239

Auf dem kleinen Bild oberhalb ist die Nord- und Westseite des sanierten „Holterhauses“ zu sehen.



Das Siegel des Sisenwerks:

Bezüglich dem Siegel bzw. dem Werkzeichen der Schmiede geht hervor, dass es insgesamt zwei Werkzeichen gab. 1853/54 führte Johann Hillebrand das Zeichen „Christus am Kreuz“ ein, änderte dies aber 1856 in das Siegel „Osterlamm mit Fahne“ um und wurde ab 1856 auch so weiter verwendet. Historisch sind hier einige Siegel aber auch Wappen überliefert. Darunter bereits ein Siegel des Gewerkes Reichard Freisamb um 1676 und ist in der rechten Spalte zu sehen.

Darüber hinaus sind auch noch die Aufschlagzeichen aus dem 18. Jahrhundert aufgezeichnet worden. Das Zeichen des Hammerherren Wolfgang Hillebrand war aus seinen Initialen gebildet worden. Ein allgemeines Aufschlagzeichen wird ebenfalls noch für das 18. Jahrhundert für den Pölsler Hammer datiert. Ein „W mit Krone“ ist in der linken Spalte abgebildet.

Namentliche Abfolge:

Das Hammerwerk hatte einen Wälschhammer und wurde folglich auch als „Wälscherhammer“ bezeichnet. Abgesehen von Familiennamen, die namensgebend waren, waren auch die Begriffe „Sisenwerk zu Pöls“ oder der „Pölsler Hammer“ geläufig.



Abbildung 240

Aufschlagzeichen des Hammers in Pöls im 18. Jahrhundert.

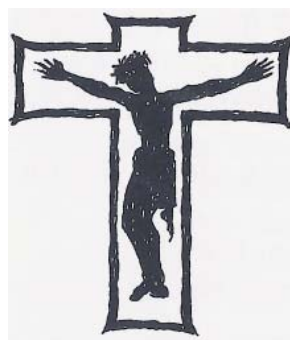


Abbildung 241

Aufschlagzeichen des Sisenwerkes in Pöls um 1854

Abbildung 242

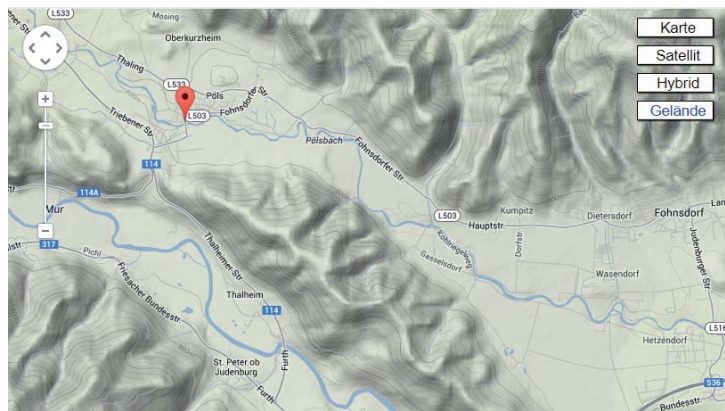
Das am Ende des 19. Jahrhunderts errichtete E-Werk wird heute noch von der Stadtgemeinde Judenburg betrieben.

Abbildungen 243 und 243.1

Links Maximilian Hillebrand, rechts das „Holterhaus“ 1958.

**Abbildung 244**

Lage des Objektes auf der Karte.

**Abbildungen 244.1**

Johann Hillebrand, Sensengewerke ab 1829 und Begründer des Siegels um „Christus am Kreuz“ 1853/54.

MÜHLTALER HAMMER



1520 Erwähnung
1572 Vernichtung, Hochwasser
1574 Wiedererrichtung
1577 Hainricher, Prauch

Der Mühltaler Hammer⁵

Kurzgeschichte:

Um 1520 erstmals erwähnt, war dies ein besonders kleiner Hammer. Er war lediglich für die Herstellung von Zaineisen bestimmt und wurde 1572 vernichtet.

Erbfolge und Verkäufe:

Die Familie Gerold betrieb den Hammer wahrscheinlich schon seit 1491. Das Kerngeschäft machte sie aber mit dem Hammer im Dorf. Der kleiner Hammer in Mühlgang - westlich von Pöls, heute noch Ortsteil - war Standort dafür. Er wurde als Streckhammer betrieben und war für die Herstellung von Kleineisen aber auch Zainen für die Weiterverarbeitung in anderen Hämmern bestimmt. 1572 gab es ein Hochwasser im Ort und der Hammer wurde zerstört. Erst um 1574 wird wieder von einem neuen Hammer an dieser Stelle gesprochen. Nach dem Tod von Hans Prauch (siehe Pölser Hammer im Dorf oben) wurde wieder einen Knittelhammer anstelle des Streckhammers errichtet. Dieser war ebenso ein „Zuhammer“ und stellte vorwiegend Sensenknüttel her, welche das Rohprodukt jedes Sensenblattes darstellten. In den 70er und 80er Jahren des 16. Jahrhunderts dürfte der Pölser Hammer im Dorf, auch Welsch-Hammer genannt, teilweise den Betrieb eingestellt haben. Folglich ist anzunehmen, dass nur der kleinere Hammer in Mühlthal sein Werk verrichtete. Erst durch Balthasar Hainricher 1596 ging es mit dem Welschen Hammer wieder aufwärts.

Das Siegel des Sensenwerks:

Es sind keine Angaben vorhanden oder bekannt. Auszugehen ist aber davon das dieselben Siegel als beim vorherig beschriebenen Hammer angewandt wurden, da dieser ebenfalls immer im Besitz der selben Familie gewesen sein musste.

Namentliche Abfolge:

Eine klare Namenfolge ist ebenso nicht bekannt. Aufgrund der Zugehörigkeit zum großen Hammer (Welsch-Hammer) im Dorf Pöls und seiner geringen Größe, dürfte dieser nicht gesondert genannt worden sein. Hinweise zur Namensgebung als „Streckhammer“ oder Knittelhammer sind ebenso nicht gegeben. Das „Prauchsche Hammerwerk“ ist nur aufgrund des Hochwassers 1572 genannt worden und dürfte sich auf diesen kleinen Hammer beziehen. Besonders ist jedoch, dass nicht wie bei allen anderen Hämmern, der Besitzer den Namen gab, sondern der Ort- oder Ortsteil für den Namen verantwortlich war. So ist der „Mühltaler Hammer“ nirgends angeführt, wohl wegen der geringen Bedeutung.



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 22m 08.98s
Längengrad:
E 17d 57m 55.65s
Höhe:
ca. 800.00 m



Abbildung 245

Der Pölsbach. Die Abbildung zeigt den Fluss ungefähr am ehemaligen Standort des Mühltaler Hammers.

⁵ „Geschichte von Pöls“, Walter Brunner, 1975, S. 152 ff

Abbildung 246

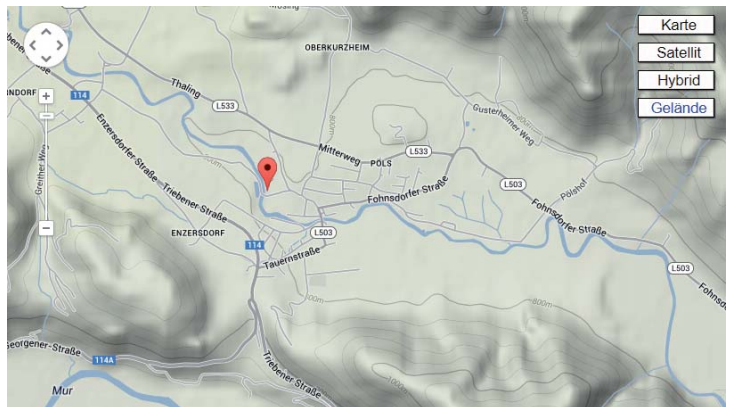
In der rechten Abbildung sind die Reste des ehemaligen Mühltaler Hammers 1955 zu sehen.

**Abbildung 247**

Das Foto zeigt ungefähr den ehemaligen Standort des Hammers, an dem heute ein Badeteich entsteht.

**Abbildung 248**

Lage des Objektes auf der Karte.



DÖRFLINGER HAMMER



Der Dörflinger Hammer⁶

Kurzgeschichte:

Errichtet wurde der Hammer an der heutigen Stelle der Papierwarenfabrik und war unter anderem auch im Besitz der Familie Körbler, denen auch der Paßhammer in Pöls gehörte. In den 1560er Jahren brannte er ab, wurde aber wieder aufgebaut. Zwischen 1613 und 1618, sowie nach 1633 brannte der Hammer erneut und wurde nicht mehr aufgebaut.

Erbfolge und Verkäufe:

Aus einer Kirchenrechnung weiß man, dass an der Stelle der Pölser Papierwarenfabrik um 1487 bereits ein Hammerwerk bestanden haben muss. Thoman Hammerschied, bereits beim Hammer im Dorf erwähnt, war Hammerschmiedmeister des selben. Das Hammerwerk besaß ein Gotthard Muerer, ein Hammerherrengeschlecht aus dem Raum Knittelfeld. Die folgenden Jahrzehnte bis 1526 konnten sie den Hammer ihr Eigen nennen. Im selben Jahr kaufte Clement Körbler den Hammer von Joachim Muerer. Clemens war nun Besitzer mehrerer Hammerwerke, unter anderem auch von diesem in Pöls und ein reicher Bürger Judenburgs. Sein Bruder, August Körbler war Hammermeister des Paßhammers in Pöls und starb 1541, worauf hin dieser den Besitz von Clemens Körbler erbte. Clemens und August Körbler trieben nicht nur regen Handel in der Region sondern auch mit dem Ausland. Bis Augsburg sind Handelsbeziehungen bekannt. Im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts dürfte im Pölstal ein regelrechter Wassermangel aufgetreten sein. Hammerwerke konnten nicht arbeiten, verzeichneten keinen Umsatz und mussten teilweise schließen. Als einzig in Betrieb gebliebener Hammer war der sogenannte „Paßhammer“ aus dem Erbe seines Bruders. Interessant ist, dass er selbst den Rückgang seiner Geschäfte beschreibt und darunter nicht nur den Wassermangel sondern auch Schulden, die Abwerbung seiner Werkleute, Steuern und Krankheiten die ihn belasteten, anführt. Er investierte viel in seinen letzten arbeitenden Hammer, konnte ihn jedoch ebenfalls nicht weiterführen. Wie dem Kapitel „Paßhammer bei Judenburg“ genauer zu entnehmen ist, ging dieser um 1550 an einen Rauchenberger und in den 1560er Jahren an ´Andre Stainwerffer´ der Hannes Grueber als Verwalter einsetzte. Weiters wissen wir, dass 1564 der Dörflinger-Hammer abbrannte. Anscheinend wurde dieser jedoch wieder errichtet, da um 1570 der Besitzer gewechselt wurde. Georg Salzmann - auch bei vielen weiteren Hämmern zu verzeichnen - wurde Hammerherr. Er erzeugte nicht nur Hacken- und



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 13m 12.05s
Längengrad:
E 14d 35m 0.71s
Höhe:
787.00 m



Abbildung 249

Das Wappen von Hammerherr Clemens Körbler, der den Hammer zwischen 1526 und 1550 besaß.

⁶ „Geschichte von Pöls“, Walter Brunner, 1975, S. 158 ff



Abbildung 250

Hans Rauchenberger war Herr des Hammers von 1550 bis 1556.



Abbildung 251

Andre Steinwerfer betrieb den Hammer von 1564 bis 1570. Oben abgebildet sein Zeichen.

Abbildung 252

Die Abbildung zeigt den Nachfolgebetrieb des Dörflinger Hammers, die Pölser Papierwarenfabrik, im April 2014.

Hufeisen, sondern auch Zaineisen für die Drahtherstellung im selben Werk. 1596 wurde diese Produktion aber wieder eingestellt. Nach 1613 zerstörte ein Brand erneut den Hammer. Er wurde jedoch wieder aufgebaut und weiter betrieben. Den erneuten Aufbau zu verdanken hat der Hammer Hans Zolt 1618 zu verdanken. Er erwarb das Kaufrecht von Hans Wilhelm Freiherr von Saurau und führte mit ihm einige Streitigkeiten aus. Vor Gericht wurde dem Freiherr von Saurau der Besitz zugesprochen. Jahre darauf brannte alles erneut ab und wurde nie wieder in Betrieb genommen. An der Stelle des Hammers wurde um 1700 die Reifensteiner Papiermühle errichtet woraus die heutige Fabrik hervorgegangen ist.

Das Siegel des Sensenwerks:

Wappen des Hammers bzw. der Herrschaftsgeschlechter und Hammerherren sind einige bekannt, Werkzeichen, sprich Siegel, weniger. Vor 1570, also bevor Georg Salzmann Eigentümer des Hammers wurde, sind keine Siegel bekannt. Georg Salzmann führte ab 1570 aber folgendes Siegel ein

Namentliche Abfolge:

Namentlich ist der Hammer unter „Dörflinger Hammer“ bekannt und geht auf einen nahegelegenen Hof der Familie Dörflinger zurück. Bemerkenswert ist, dass hier für die Namensgebung ein Familienname bzw. Gutsname verwendet wurde und nicht ein Orts- oder Ortsteilname. Begründet liegt dies wahrscheinlich darin, dass sich andere Hämmer in der Nähe befanden und so eine genauere Bezeichnung bzw. Differenzierung notwendig war. Namen, wie „Zoltenstein'sches Hammerhaus“ gehen auf den letzten Besitzer zurück und haben mit dem Erstbau des 15. Jahrhunderts keinen direkten Zusammenhang.



**Abbildung 253**

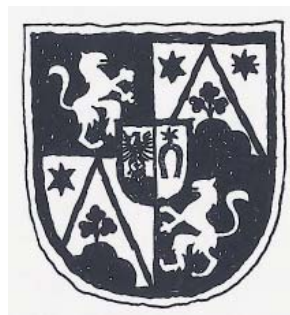
Ein Bild aus vergangenen Tagen im Jahre 1907.

**Abbildung 254**

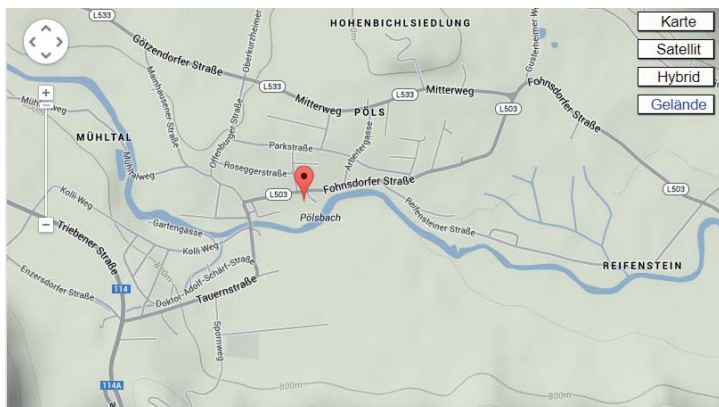
Der sehr bekannte Vertreter des Hammers, Hans Salzmann, prägte dieses Zeichen in seine Produkte.

**Abbildung 255**

Die große Abbildung links zeigt ein Musterblatt des Reiffensteiner Papiers vom Papiermachermeister Andreas Rein aus dem Jahr 1712.

**Abbildung 256**

Hans Zolt von Zoltensteins Wappen. Er war ab 1618 Hammerherr.

**Abbildung 257**

Lage des Objektes auf der Karte.

DAS HAMMERWERK PASSHAMMER



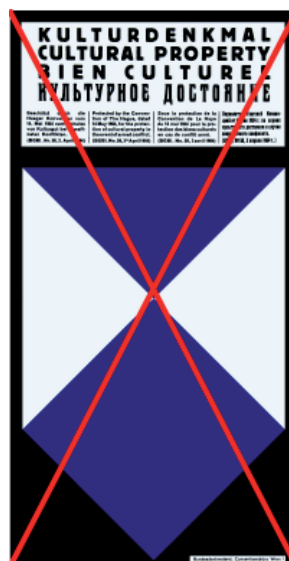
Das Sensenwerk „Paßhammer“ bei Judenburg⁷

Kurzgeschichte:

Der sogenannte „Passhammer“ bei Judenburg war mitunter einer der bekanntesten Hämmer des oberen Murtals. Er blickt auf eine reiche Geschichte zurück und wird nahezu in allen mir bekannten Literaturen über Hämmer- und Sensenwerke erwähnt. Alleine deshalb werde ich auf diesen Hammer doch etwas genauer eingehen.

Erbfolge und Verkäufe:

Das Hammerwerk wird urkundlich erstmals im 15. Jahrhundert erwähnt. Eine genaue Datierung ist aber nicht möglich. Wir wissen jedoch, dass Augustin Körbler, der Bruder Clemens Körblers, der Inhaber des Dörflinger Hammers war (siehe zuvor) - bereits 1556 ein Nutzungsrecht inne hatte. Das Eigentum blieb jedoch bei der Pfarre Großlobming, wofür die Pfarre 5 Pfund Pfennig Zins pro Jahr erhielt. Rückzuführen auf die Namensgebung einer zuvor bestehenden Mühle, welche im Besitz der Gebrüder Poso war, kann man davon ausgehen das der Name Pass-Hammer bei weitem noch älter ist. Zumindest eine Datierung um die Jahrhundertwende des 14. auf das 15. Jahrhundert ist anzunehmen. Ab 1526 wird definitiv von einem Hammer in Allerheiligen bei Pöls gesprochen. Daneben bestand noch immer eine Mühle und ein Sägewerk. Letzteres gehörte Clement Körbler, die Ersteren beiden seinem Bruder Augustin. Wie bereits beim „Dörflinger Hammer“ erwähnt, verstarb Clemens 1541 und hinterließ seinem Bruder das Erbe. August verkaufte 14 Jahre darauf den Hammer an Oswald Einpacher der ihn an seinen Sohn Georg Einpacher weiter vermachte. Als Passhammer gegründet war er bis Ende des 16. Jahrhunderts im Besitz der Familie Einpacher (Einpacher) aus Knittelfeld - genauer gesagt unter der Führung von Georg Einpacher. Um 1570 tritt Georg Salzmann als Hammerherr auf, da er die Schwester von Einpacher, Apollonia, geheiratet hat. Er besaß den Hammer bis in die 80er Jahre. Ab 1581 hat die Familie Hainricher, insgesamt mit mindestens 6 Familiengenerationen, den Hammer geführt. Eine Überschneidung der Besitzrechte bzw. Abgaben die zu bezahlen waren, liegen zw. 1581 und ca. 1587, zwischen den Familiengeschlechtern der Salzmannen und Hainricher vor. Ab 1587 wird als Besitzer Balthasar Hainricher geführt. Auf ihn folgte sein Sohn Hermann und später seine Tochter Anna, die den Hammer 1649 verkaufte. Ihr Ehemann, Hans Weger, blieb ihr nicht lange erhalten und starb schon 1648.



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 12m 21.87s
Längengrad:
E 14d 37m 41.68s
Höhe:
746.00 m



Abbildung 258

Oskar Einpacher, Hammerherr von 1548 bis etwa 1570.

⁷ wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 532 ff

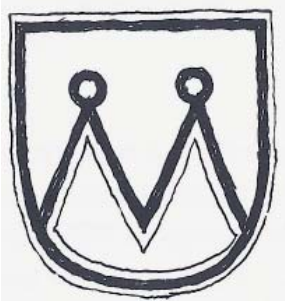


Abbildung 259

Des Hammerherren Wegers Wappen in Passhammer zwischen 1638 und 1649.



Abbildung 260

Das Wappen von Johann von Rechlingen, Hammerherr in Passhammer ab 1669.



Abbildung 261

Johann Stegmüller war Hammerherr von 1770 bis 1749 mit dem oben abgebildeten Wappen.

Vielleicht verkaufte sie den Hammer auch deshalb, weil sie ohne leibliche Kinder war. Matthias Pölchinger zu Waschofen war neuer Eigentümer bis in das Jahr 1654. Unter ihm arbeitete Hans Moser, der um 1654 den alten Passhammer in ein modernes Sensenschmiedewerk umgestaltete. Der Sensenmeister Hans Moser kaufte das Werk später auf. Wann das war wird in verschiedensten Literaturen mit anderen Datierungen versehen. Die Jahrzahlen reichen von 1654 bis Ende des 17. Jahrhunderts. Zwischenzeitlich - neben Matthias Pöchlinger - trat auch ein Johann Paris von Rechlingen 1669 als Eigentümer und Leiter des Werks auf. Ansonsten wurde die Leitung des Werkes weiter verpachtet. Die Tochter, Anna Maria, von Paris von Rechlingen erbte das Anwesen 1713. Ab wann Hans Moser selbst nicht nur mehr Pächter des Hammers war sondern Eigentümer, kann nicht genau gesagt werden. Sein Sohn Ferdinand könnte um die Jahrhundertwende, wahrscheinlich aber erst nach 1713, rechtmäßiger Kaufrechtsinhaber gewesen sein. Andere Quellen belegen, dass Hans Moser schon 1656 das Werk im Eigentum (Kaufrecht) besaß und von einem Hrn. Kastner (Eigentümer 1654-1656) erwarb. Er hatte insgesamt vier Kinder. Sein Sohn Ferdinand übernahm die Leitung des Werks wahrscheinlich 1693 nach dem Tod seines Vaters. Er selbst verstarb wiederum 1749. Die Frau Mosers heiratete in Folge einen Stegmüller aus deren Ehe Johann hervorging. Johann Stögmüller der fortan das Werk führte war mit Maria Zäzilia Sulzer verheiratet und zeugte mit ihr sieben Kinder. Nach seinem Tode heiratete Maria erneut und wurde so zu einer Hierzenbergerin. Balthasar Hierzenberger leitete den Sensenhammer um 1750 und ehelichte nach dem Tod seiner Frau Elisabeth Stueber. Die beiden hatten 6 Kinder wovon der zweitälteste Georg Johann Hierzenberger das Erbgut übernahm und weiter führte. Aus seiner Ehe gingen 4 Kinder hervor, wovon die jüngste Tochter Aloisia nach dem Tod beider Elternteile Franz Xaver Zeilinger heiratete und den Betrieb ab 1837 bis 1852 weiter führte. Der Hammer bestand zu dieser Zeit aus vier Hämmern mit fünf Feuern, war durchaus ein größeres und ansehnliches Werk.

Im Jahr 1825 kam zum Besitz der Hierzenberger ein Pfannhammer hinzu den sie auf Lizitationsweg (Auktion / Versteigerung) erhielten. Eine Pfannenschmiede ist ab zirka 1667 nachweisbar. Rueprecht Fehrner war bis 1711 Pfannenmeister. 1717 übernahm die Pfannenmeisterei Thomas Seidenschwanz, da er 1722 die Tochter Fehrners, Magdalena, zur Frau nahm. Deren Sohn Matthias folgte 1749 als Eigentümer und verstarb 1778. Seine Witwe Juliana führte die Schmiede weiter, konnte sie aber nicht halten und musste den Hammer 1778 an Josef Bartbauer verkaufen. Sein Sohn beerbte ihn 1811 und ging mit seinem Erbe in Konkurs. Ab 1825 war nun dem Sensenwerk ein Pfann- und Kupfer-

hammer angegliedert gewesen. Das Hammerherrenhaus, das heute noch besteht, geht mit ziemlicher Sicherheit auf den Gewerken Zeilinger zurück und ist unter der Adresse Paßhammer 8 zu finden. Heute ist das Haus ein doch vom Zahn der Zeit malträtiertes Gebäude und in keinem guten Zustand und wird von mehreren Parteien bewohnt.

1852 verkaufte Zeilinger das Werk an die Familie Schaffer, die auch in Obdach ein Hammerwerk betrieben hatte. Von nun an war Josef Schaffer Eigentümer, trieb den Hammer aber in Konkurs. 1863 wurde das Anwesen von Rudolf Wagner und Aloisia Scholz erworben und sie verkauften es bereits 1865 wieder an die „Eisen- und Blechfabrik Johann-Adolf-Hütte“, die aus Carl Franz Alkner, August Grois, Julius Prohaska, Alois Scholz und Rudolf Philipp Wagner sowie Johann Adolf II. Fürst zu Schwarzenberg bestand⁸. Hauptproduktionsgut waren unter anderem Schlösser, Dachdeckungen, Rohre und Rinnen sowie Geschirr aller Art, welche aus zugekauften Platinen gefertigt wurden. Das Werk, die sogenannte „Eisen- und Blechfabrik Johann-Adolf-Hütte“ wurde gegründet und die Hämmer nicht mehr als solche genutzt. 1869 wurde die „k. k. privilegierte Eisen- und Blechfabrikationsgesellschaft Union“ in Wien neuer Eigentümer, da einige infrastrukturelle Maßnahmen getroffen wurden. Durch die Beengtheit am Standort wurde ein Neubau an der Hauptstraße zwischen Fohnsdorf und Pöls realisiert, der eine gesellschaftsrechtliche Veränderung mit sich brachte. Die Modernisierung durch Industrialisierung hielt auch in Pöls Einzug. Die alten wasserbetriebenen Hämmer wurden durch Dampfhämmer und Schweißöfen, aber auch durch Puddelöfen und Walzwerke, ersetzt. Wasser wurde dennoch in Massen für die Dampferzeugung und Kühlung benötigt. Eine Lage an Stelle des alten Werkes war daher eine logische Konsequenz, wenn auch die meisten alten Anlagen und Gebäude einem modernen Werk weichen mussten. Blechwalzwerke entstanden zu dieser Zeit recht viele. In Wasendorf bei Fohnsdorf wurde ein Blechwalzwerk durch die Familie Schmid-Schmidfelden erbaut und gehörte ebenso zum Konzern. Ein weiterer Standort in der Slowakei gehörte daneben auch noch zum Unternehmen. Das in Passhammer bei Allerheiligen gebaute Werk war eines der modernsten seiner Zeit. Die Fabrikhalle wurde innerhalb von zwei Baujahren errichtet und war wie die meisten Hallen der Zeit rechteckig geformt und 85 m lang. Von Anfang an wurde hier bereits ein Dampf-Walzwerk betrieben, musste jedoch auch wie die Werke in Zeltweg und Judenburg auf die neuen Stahlherstellungsverfahren (Bessemer-Verfahren und Siemens-Martin-Verfahren) umgestellt werden. Da die Umstellung auf neue Produktionsverfahren sehr kostenin-

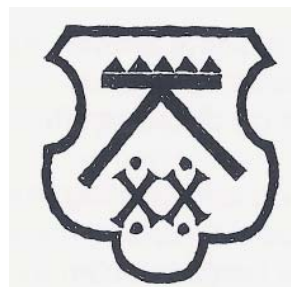


Abbildung 262

Das Aufschlagzeichen von Johann Stegmüller.

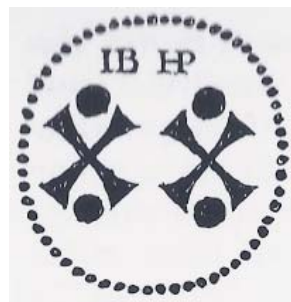


Abbildung 263

Das Aufschlagzeichen von Johann Balthasar Hierzenberger um 1780.



Abbildung 264

Das Aufschlagzeichen des Sensenwerkes um 1770.

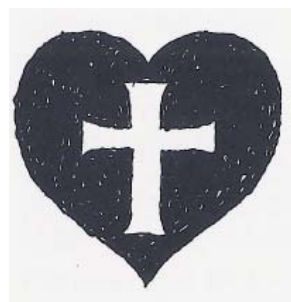


Abbildung 265

Ein weiteres Aufschlagzeichen wurde in den 1770er Jahren eingeführt.

⁸ „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 100 unten



Abbildung 266

Das Hierzenberger Wappen.



Abbildung 267

Thomas Seidenschwanz war Pfannenschmied in Passhammer um 1745.

Abbildung 268

Die Johann-Adolf-Hütte 1901 kurz vor ihrer Abtragung.

tensiv war, sah sich die Union gezwungen die Hoch- und Puddelöfen 1890 einzustellen und den nötigen Stahl nicht mehr selbst zu erzeugen. Ein Zukauf aus dem nahen Werk in Zeltweg, das schon auf neue Verfahren umgestellt hatte, war weitaus billiger und effektiver. Die 90er Jahre waren von einem konjunkturellen Aufschwung geprägt und gipfelten 1896 im Maximalausstoß von 20.000 Tonnen Stahl⁹. Genauso wie in den Meisten anderen Werken war die Frage nach gerechter Entlohnung und vor allem nach einer Absicherung - Krankenversicherung und Vorsorge - auch in Passhammer eine wesentliche. Die Werksinhaber bauten daher neben einer Werkskantine, einem Bad und einem Konsum (Verkaufsladen) ein Spital. Arbeiterkasernen und Stallungen sowie Fuhrwerksbetriebe und ein Herrenhaus komplettierten das Anwesen. Bereits 1897 starb der Zentraldirektor der Union Wenzel Rziwnatz, woraufhin ein finanzielles Debakel aufgedeckt, aber leider zu spät erkannt wurde. Obwohl in den folgenden Jahren noch eine Sanierung unter der Mit Hilfe vom Wiener Bankverein, der Vaterländischen Bank in Budapest und vom Grafen der Andrassy'schen Eisenwerke angedacht war, wurde nach kurzem Weiterbestand unter der „Rima-Murányer Eisenwerks A.G.“ bis 1899, die gesamte Anlage jedoch 1901 aus ökonomischen Gründen außer Betrieb gesetzt und der „Obere Teil“ abgerissen. 1906 kaufte noch die „Wasendorfer Styria“ das Werk, weil Wasserkraft und die geografische Nähe vorhanden waren.



1913 entschied die Styria AG (genauer Styria Steiermärkische Sensenwerks AG), mit Sitz in Wien, den Kauf des Restbestandes und baute eine elektrische Zentrale am Standort auf. 1919 wurde der Kaufvertrag unterschrieben und weitere Werke der Umgebung angegliedert. Darunter waren

9 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 101 ff

unter anderem die Zeilinger Werke in Eppenstein, Sulzerau und Obdach, sowie Warbach. Bis in die 1970er Jahre befand sich das Werk im Eigentum der Styria AG. Die „Union“ wurde 1923 liquidiert und 1927 endgültig aufgelöst¹⁰.

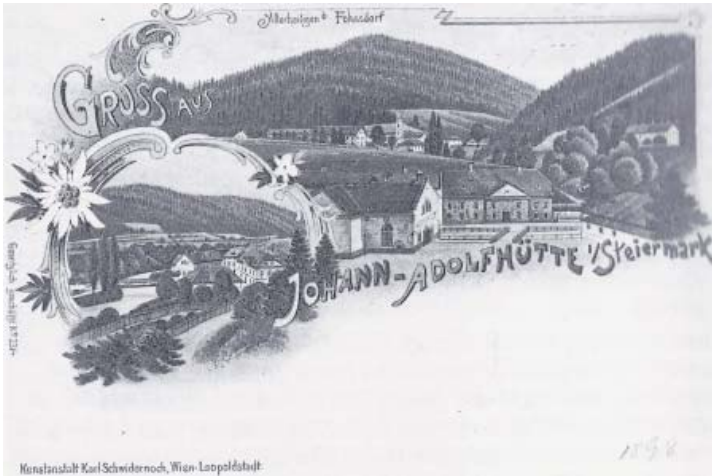


Abbildung 269

Die Johann-Adolf-Hütte 1898 auf einer Grußkarte. Im Hintergrund ist der naheliegende Ort Allerheiligen zu sehen.

Das Siegel des Sensenwerks:

Hans Moser, der eingesetzte Werkmeister von Kastner in den 1650er Jahren, prägte seine Produkte mit dem Siegel „2 Kreuz, 3 Tipfl“ (= 2 Kreuze und 3 Punkte). Wie viele Zeichen in Judenburgs Umgebung waren auch diese meist von den Kirchdorf-Michaeldorf Schmiedern und Sensenmachern inspiriert. Einerseits begründet darin, dass viele der heimischen Familien ihren Ursprung in Oberösterreich hatten, andererseits darin, dass viele ihrer Verwandten nach wie vor einem schmiedeeisernen Handwerk im Raum Kirchdorf-Micheldorf nachgingen und aufgrund des „Familienclans“ ähnliche Siegel besaßen. Nach der Familie Schaffer, zu Zeiten der Johann-Adolf-Hütte um 1850/60, dürfte ein neues Werkzeichen eingeführt worden sein: „2 Kreuz mit vier Tipfln“ (= Punkte).

Namentliche Abfolge:

Das Sensenwerk Passhammer ob Judenburg wird auch teilweise als Paßhammer ob/zu Judenburg bezeichnet. Nicht sicher ist, ob dies der einzig sog. Passhammer im Raum Judenburg war. Bereits Franz Schröckenfux schrieb in seinem Werk „Geschichten der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“ von einem zweiten Hammer in der Ortschaft (Ortsteil) von Paßhammer (Passhammer). Ein solcher soll im 17. Jahrhundert existiert haben. Eine Sterbematrike der Pfarre Pöls soll dies beweisen, da ein Hr. Pöchlinger (auch Pöchinger) Matthias (zwischenzeitlicher Hammerherr

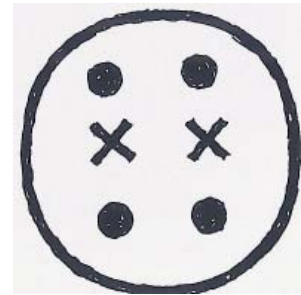


Abbildung 270

Das Siegel von Georg Hierzenberger 1831.



Abbildung 271

Das oben abgebildete Siegel wurde unter den Gewerken Zeilinger eingeführt.

¹⁰ „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 103 oben

Abbildung 272

Rechts ein aktuelles Bild aus dem Jahr 2014. Rechts im Bild das Herrenhaus, links in gelber Farbe das E-Werk.

**Abbildung 273**

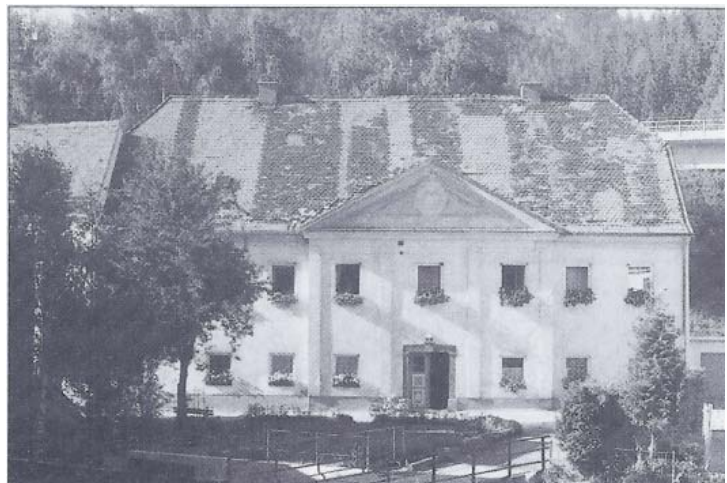
Rechts ein Bild von der Rückseite des Hammerherrenhauses heute.

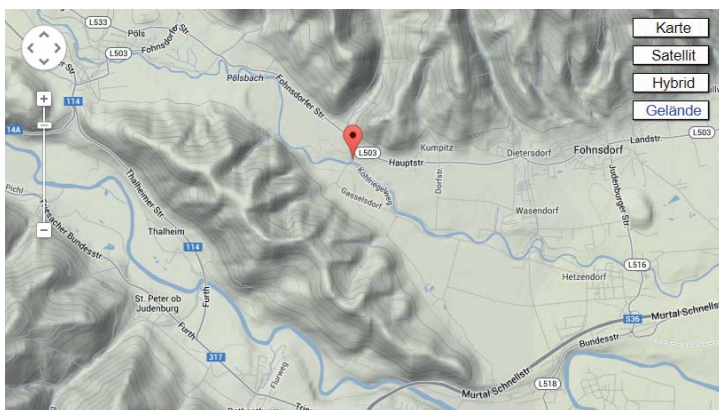
**Abbildung 274**

Wilhelm Schneefuß, Direktor des Werkes Johann-Adolf-Hütte in den 1880er Jahren.

**Abbildung 275**

Das Herrenhaus Passhammer im Jahre 1848 unter Franz Xaver Zeilinger der das Werk von 1837 bis 1852 leitete.



**Abbildung 276**

Lage des Objektes auf der Karte.

des Passhammers im 17. Jahrhundert) am Paßhammer zu Allerheiligen gestorben sei.¹¹ Dies lässt den Schluss zu, dass ein zweiter Hammer bestanden haben müsste. Da aber nur wenige Aufzeichnungen darüber zu finden sind, dürfte dieser auch wesentlich kleiner und damit auch unbedeutender gewesen sein. Aus meiner Sicht handelt es sich wahrscheinlich um den kleinen „Zuhammer“, der bereits unter dem Kapitel „Mühltaler Hammer“ behandelt wurde.

Die plausibelste Erklärung des Namens lässt sich aus der zuvor bestehenden Mühle ableiten. Die so genannte Pölsmühle, umgangssprachlich „pösmül“ genannt. In der Mundart der Umgebung wird der Laut „l“ bei Pöls nicht mitgesprochen. Daraus ergibt sich das Wort „Pös“. Aus dem Wort Mühle wird das stumme „h“ gestrichen und umgangssprachlich nur mehr als „mül“ bezeichnet. Zusammengesetzt als „pösmül“, also Pölsler Mühle oder Pölsmühle, später als Pölshammer oder Pölsler Hammer, ist dieser Wortstamm für eine weitere Auslegung maßgebend. Umlaute wie „ö“ und „ü“ aber auch „ä“ könnten auch als Dehnungszeichen angesehen werden. Außerdem war im 15. Jahrhundert eine Familie Poso ansässig und könnte auch als Namensgeber gedient haben. Zusammengefasst könnte so aus dem „pösmül“ ein „posmul“ geworden sein. Von „pos“ zu „pass“ war eine Änderung durchaus möglich und da aus der Mühle auch ein Hammer wurde, ist die Schlussfolgerung zu „Passhammer“ oder „Paßhammer“ durchaus logisch und konsequent. Der Hammer war in den weiteren Jahrhunderten eigentlich nur unter dem Namen Paßhammer bekannt und wurde auch in verschiedensten Urkunden als solcher geführt. Erst als die Styria AG das Werk zu einem Blech- und Walzenwerk 1919 umbaute, wurde der Standort nicht mehr so bezeichnet.

**Abbildung 277**

Überbleibsel auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Herrenhauses.

**Abbildung 278**

Die Hauskapelle direkt an der Straße.

¹¹ „Geschichten der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, Franz Schröckenfux, 1975, S. 534 oben

Abbildung 279

Das sog. „Otto Hoffmann E-Werk“ am Anwesen.

**Abbildung 280**

Die Ausdehnung des Werkes Ende des 19. Jahrhunderts, in einem Lageplan dargestellt.

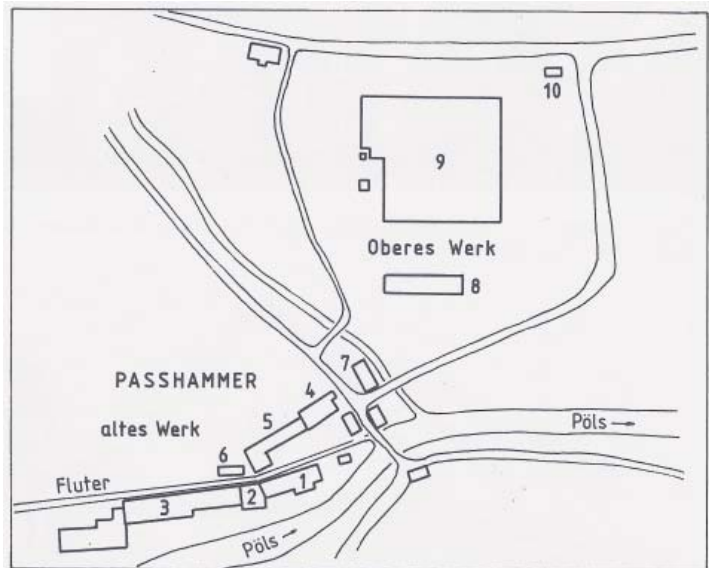


Abb. 99: Lageplan des Eisenwerkes Paßhammer (altes und Oberes Werk). Nach H. Lackner.

1 Walzhütte, 2 Beizerei, 3 Verzinkerei und Verzinnerei, 4 Meisterhaus, 5 Stall, 6 Spital, 7 Kantine, 8 Kohlbarren, 9 Stahl- und Walzwerk „Johann-Adolf-Hütte“, 10 Waaghaus.

SENSENHAMMER KASTNER IN MÖDERBRUGG



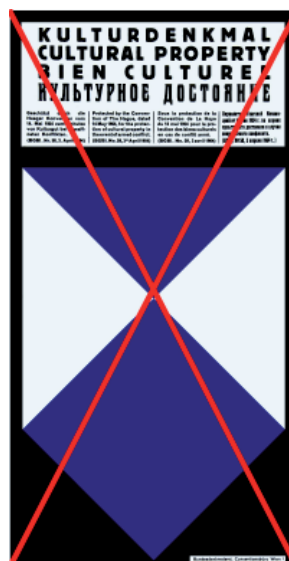
Der Sensenhammer Weinmeister / Kastner in Möderbrugg-St. Oswald¹²

Kurzgeschichte:

Zurückgehend auf eine Schmiede bzw. ein Sensenwerk 1662 in Judenburg wurde dieser Hammer in Möderbrugg 1675 am Pusterwald-Bach als Neubau errichtet. Die Besitzabfolge war eine besonders lange und ging über die Familiengeschlechter von Weinmeister, Foest und Kastner noch weit hinaus. Erst 1969 wurde das Werk aufgrund von Rückgängen im Export eingestellt. Eine Umstellung nach dem Weltkrieg auf Mähmaschinen erzwangen unter anderem die Stilllegung.

Erbfolge und Verkäufe:

Nach der Auflösung des Sensenwerks in Judenburg, welches Leonhard Moser 13 Jahre lang führte, baute dieser ein neues Werk in Möderbrugg. Der Sensenhammer ging 1675 (Betriebszeit bis 1706) in Betrieb und hatte als Siegel ein „Kreuz mit vier Tüpfel“. Wie in jener Zeit auch üblich, ehelichte er nach dem Verscheiden seiner ersten Frau und den fünf daraus hervorgehenden Kindern, eine Weitere, mit der er wiederum drei Kinder hatte. Im Alter von 75 Jahren starb Leonhard Moser, worauf hin der Besitz an seinen Sohn Franz aus erster Ehe überging. Dieser selbst heiratete ebenso, überließ den Besitz aber im Jahre 1732 seinem Schwager Andreas Niederschwaiger. Dessen zweite Witwe, verehelichte sich mit Elias Weinmeister. Aus der Ehe gingen insgesamt 8 Kinder, wovon der jüngste Sohn Simon Wolfgang Weinmeister 1780, nach dem Tode des Vaters, das Sensenwerk übernahm. Er selbst war zweimal verheiratet und überließ nach seinem Tod das gesamte Werk seiner Frau, da all seine Kinder in Kindesjahren bereits verstarben. Diese nahm zweimal einen Werkmeister, auf um das Werk von diesem führen zu lassen. Der erstere war ihr Bruder Caspar Valentin Hierzenberger, welcher sogleich einmal verstarb. Folglich nahm sie noch den Neffen ihres verstorbenen Mannes, Anton Weinmeister, und verheiratete diesen mit ihrer jüngsten Schwester und vergab ihren Besitz 1825 an diese Beiden. Bereits der Onkel von Anton, nämlich Simon Weinmeister, erhielt 1783 die Genehmigung, zu seinem Sensenhammer ein Zerrenfeuer zu betreiben. Anton selbst wurde eine Übertragung des Rechts am selben Feuer in eine neu gekaufte Hackenschmiede 1840, an der St. Johann-Straße, zu übertragen gestattet. 1847 verkaufte er das Anwesen an Franz Sales Müller und verstarb im Jahr darauf. 1872 ging



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 16m 56.89s
Längengrad:
E 14d 28m 47.09s
Höhe:
936.00 m



Abbildung 281

Das Herrenhaus des Kastner Hammers in Möderbrugg von Nordosten aus gesehen.

¹² wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 527 ff



Abbildung 282

Eine Abbildung der Hammerwerksanlage 1969 noch kurz vor der Schleifung.



Abbildung 283

Ein Bild aus jüngeren Tagen, 1982.

Abbildung 284

Das Herrenhaus unter der Fam. Weinmeister 1837.



Abbildungen 284.1

Der Sensengewerke Karl Grillmayer.

das Werk an Dr. Friedrich Heliodor Müller (gleichzeitig auch Eigentümer des Horn-Hammers) über. Zeit seines Wirkens verkaufte er Teile des Hammers. Darunter Wiesen, Gebäude und dgl. an verschiedene Eigentümer. Der Hammer selbst blieb seiner Frau, welche diesen dann 1884 verkaufte. Neuer Eigentümer wurde Jakob Stuhlpfarrer, der die Hämmer jedoch nicht weiter betrieb. Carl (Karl) Grillmayer kaufte das Werk 1892 und begann das Sensenwerk wieder zu betreiben. Er vergrößerte es und hatte damit auch einen großen Erfolg. Weiters kam das Sensenwerk 1908 in den Besitz der Familie Foest. Rudolf und Rainer Foest führten es weiter und verkauften jenes in den 1920er Jahren an Hans Rainer (von 1918 bis 1927 Betreiber des Hammers) und ging später ab 1936 an Heinrich Fränkel. Dieser erweiterte den Betrieb wesentlich und vergrößerte den Absatz auf das Vierfache. Da er jedoch bereits 1936 starb, erwarb Desiderius Kastner den Betrieb, welcher aber im 2. Weltkrieg ins Exil gehen musste. 1941 wurde daher die Produktion eingestellt. Nach seiner Rückkehr erlebte das Werk einen erneuten Aufschwung, musste sich jedoch mit Exportrückgängen durch Produktionsumstellungen, sowie wirtschaftlichen Problemen auseinandersetzen. Als schlussendlich die große Wirtschaftskrise Ende der 1960er Jahre einsetzte, musste das Werk 1969 endgültig geschlossen werden. Der Besitz ging 1972 auf seine Tochter über. Bald nach Produktionseinstellung wurde das Werk abgetragen. Lediglich das Herrenhaus ist, wie bei den meisten Hämmern seiner Zeit, noch erhalten geblieben, da die restlichen Werksgebäude nach 1969 geschleift wurden¹³.



¹³ „Topographie Judenburgs“, Brunner, Bd. II, 2008, S. 132 rechts

Wann das Herrenhaus genau gebaut wurde, ist nicht überliefert. Es dürfte aber im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts gebaut worden sein und wird schon lange Zeit nicht mehr bewohnt. Daher verfällt es immer mehr und scheint auch nicht gerettet zu werden. Das architektonische Erscheinungsbild ist aber in diesem Fall weitaus bedeutender, als jenes beim Hammerhaus Horn. Mansarddach mit Biberschwanzziegeln, Schleppegaupe, Traufausführung und dergleichen würden eine Erhaltung doch wünschenswert machen.



Abbildung 285

Die Rückseite (Westseite) des Objektes.



Abbildung 286

Das verfallene und sanierungsbedürftige Haus im Jahr 2014.



Abbildung 287

Das Bild zeigt den Pusterwaldbach bzw. Reitbach in Möderbrugg. Im Hintergrund das Hammeranwesen im Jahr 1969.

Das Siegel des Sensenwerks:

Das Siegel des Werkes ist in der Literatur zwar aufzufinden, wird aber nie, wie die anderen benannt.

In der Abbildung links sieht man aber, dass es sich um eine „Marienstatue“ handelt.

Namentliche Abfolge:

Der Hammer ist als „Sensenhammer zu Möderbruck“ (heute Möderbrugg) bei Oberzeiring, oder auf der Möderbruck bei Oberzeiring, bezeichnet worden. Teilweise wurde er auch als der „Hammer der Pfarre St. Oswald“ bezeichnet. Das Hammerherrenhaus ist unter dem Namen „Herrenhaus Kastner“, nach den letzten Besitzern benannt.



Abbildung 288

Das Siegel des Kastner Hammers in Möderbrugg zu Zeiten der Fam. Weinmeister.

Abbildung 289

Ein weiteres Bild aus den 1980er Jahren, genauer gesagt aus 1982.

**Abbildung 290**

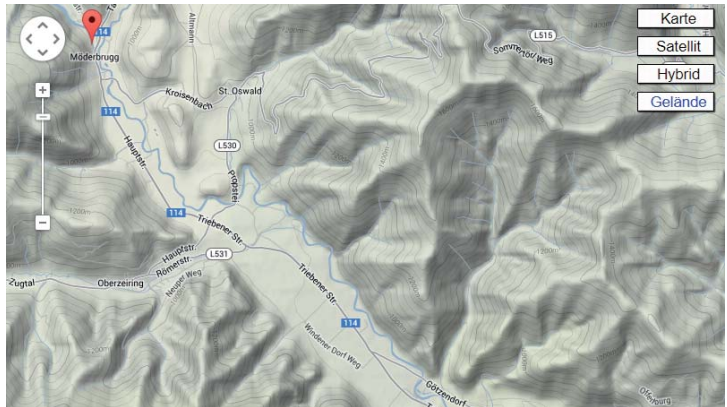
Die Ostfassade des Hauses mit Hauptportal. Ein völlig desolater Zustand.

**Abbildungen 291 und 292**

Blick in die Innenräume im Jahr 2014. Die Schimmelbildung an den Wänden ist eindeutig erkennbar.

Abbildung 293

Lage des Objektes auf der Karte.

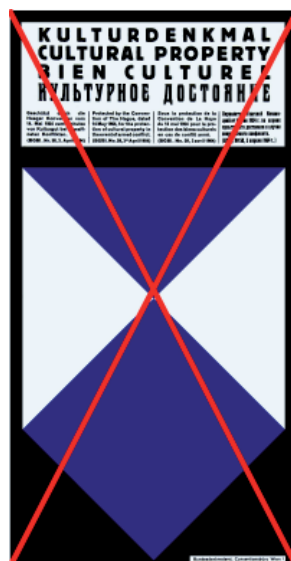


HAMMERWERK HERZOG IN MÖDERBRUGG



Das Hammerwerk Herzog in Möderbrugg¹⁴

Das Werk selbst wurde oft als Herberstein-Hammerwerk oder Schragl-Hammerwerk bezeichnet¹⁵. Zurück geht das gesamte Werksareal und das Herrenhaus auf den aus Leoben stammenden Georg Sigmund Freiherr zu Herberstein, der sein in Leoben liegendes Hammerwerk im Jahre 1656 nach Möderbrugg verlegte. Im 18. Jahrhundert scheint dann die Familie Stegmüller (Stögmüller) auf, wobei die Verwandtschaftslinien bis zum Paßhammer in Pöls, zum Hammer in Hopfgarten bei Weißkirchen und zum Stögmüller-Hammer im Möschitzgraben bei St. Peter ob Judenburg reichen. Am Ende des 18. Jahrhunderts heiratete eine Stögmüller, Maria Susanna, einen Herrn Ignaz Xaver Schragl. Bereits aber im 17. Jahrhundert heiratete ein Hans Joseph Schragl eine Tochter des Reichart Freisamb (aus Pöls) worin die Bezeichnung Schragl-Hammer ihren Ursprung nahm. 1815 heiratete dann Theresia Schragl, die durch Erbfolge an den Hammer kam, in die Familie Herzog ein, worin seine heutige Bekanntheit als Herzog-Hammer begründet liegt.



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 16m 26.55s
Längengrad:
E 14d 29m 0.10s
Höhe:
898.00 m

Abbildung 294

Die obere Abbildung zeigt das Hammeranwesen Herzog bzw. Mitsch 2014.

Abbildung 295

Das ehemalige Schmiedengebäude. Datierung um 1973.

14 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 109 ff

15 „Eine Gemeinde und Ihre Geschichte, St. Oswald-Möderbrugg“, Walter Brunner, 2002, S. 272



Abbildung 296

Ein Bild jüngeren Datums aus dem Jahr 1973 zeigt das südliche Ende der Werkstätte.



Abbildung 297

Die Initialen über dem Haupteingang der Gewerke Carl Herzog und Cäcilia Herzog 1973.



Abbildung 298

Die Werkstätte des Herzog'schen Schmiedehammers im Jahre 1890.

Da Hammerwerk der Familie Herzog wird in den meisten Literaturen übergangen und nicht erwähnt, obwohl es im 19. Jahrhundert zu den größten Stahlproduzenten zählte. Vinzenz Herzog gründete das Werk und war mit einer Tochter der Familie Prandstetter verheiratet. Sein Sohn Carl übernahm das Werk und führte es auch zu seiner Blüte. Es bestand aus insgesamt 4 Hämmern, 6 Frischfeuern und war zum Blechwalzwerk geworden. Diese Anzahl an Hämmern und dadurch entstandene Größe des Werks machte einen großen Absatz erst möglich. Leider wissen wir bis heute nicht wann und warum genau das Werk ab den 1950er Jahren nicht mehr gearbeitet hat. Wahrscheinlich hat sich die Familie Herzog finanziell übernommen, sodass um diese Zeit ein Heinrich Mitsch das Werk erwarb. Dieser stellte das Stahlwerk 1852 außer Betrieb und den Hammer 1869 ein. Fest steht, dass der Betrieb seit dem leer steht. Die Gebäude sind zum Großteil noch erhalten, obwohl ihr Bauzustand ein relativ guter ist, wäre eine tiefgreifende Sanierung nötig. Die Anlage liegt südlich des Ortes und umfasst unter anderem auch noch das Personalhaus sowie das Gewerkenhaus (Herrenhaus). Wie bei nahezu allen Werken des 18. und 19. Jahrhunderts sind auch hier die Initialien der letzten Besitzer über dem Haupteingang zu lesen. „V & C H“ stehen eben für Vinzenz und Carl Herzog, vielleicht auch Vinzenz Herzog und dessen Ehefrau Cäcilia Herzog. Ob dies jedoch stimmt kann nicht nachgewiesen werden. Die Jahreszahl 1842 lässt darauf schließen, dass das Werk in diesem Jahr von beiden mehrere Jahre gemeinsam betrieben wurde. Insgesamt ist die Anlage in mäßigem Zustand. Eine Restaurierung und teilweise Sanierung ist in den letzten Jahren angestrebt worden und auch, zumindest an der Fassade ausgeführt worden. Vorhanden sind nach wie vor das Herrenhaus, das Verweserhaus (nach seinem letzten Besitzer auch Prandstetter-Haus bezeichnet und ab der 2. Hälfte des 19. Jhd. im Besitz der Herzogs), das ehemalige Personalhaus und Werksgebäude, beide zu Wohnzwecken umgebaut. Das gesamte Gebäudeensemble ist leider nicht unter Denkmalschutz gestellt, was meiner Meinung nach doch nahezu fahrlässig ist, da dieses Ensemble eines der wenigen, noch so gut erhaltenen Hammerwerke der gesamten Region darstellt. Eine unter Schutzstellung, zumindest nach §2a wäre aufgrund der historischen Bedeutung doch erstrebenswert. Da das Anwesen leider nicht zu begehren war, konnte ich die Besitzer nur am Eingangsportal ablesen. Hr. Mag. Habenberger und Hr. Felber Johann dürften Bewohner und ev. auch Besitzer der Gebäude sein.

Das Siegel des Sensenwerks:

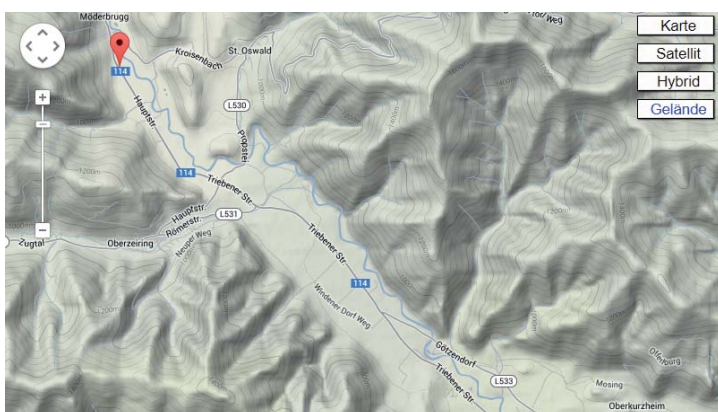
Siegel ist bei diesem Werk leider keines bekannt!

**Abbildung 299**

Das Hammerherrenhaus wird heute noch von der Fam. Habenberger bewohnt und wird relativ gut instand gehalten, was das Foto links vom April 2014 belegt.

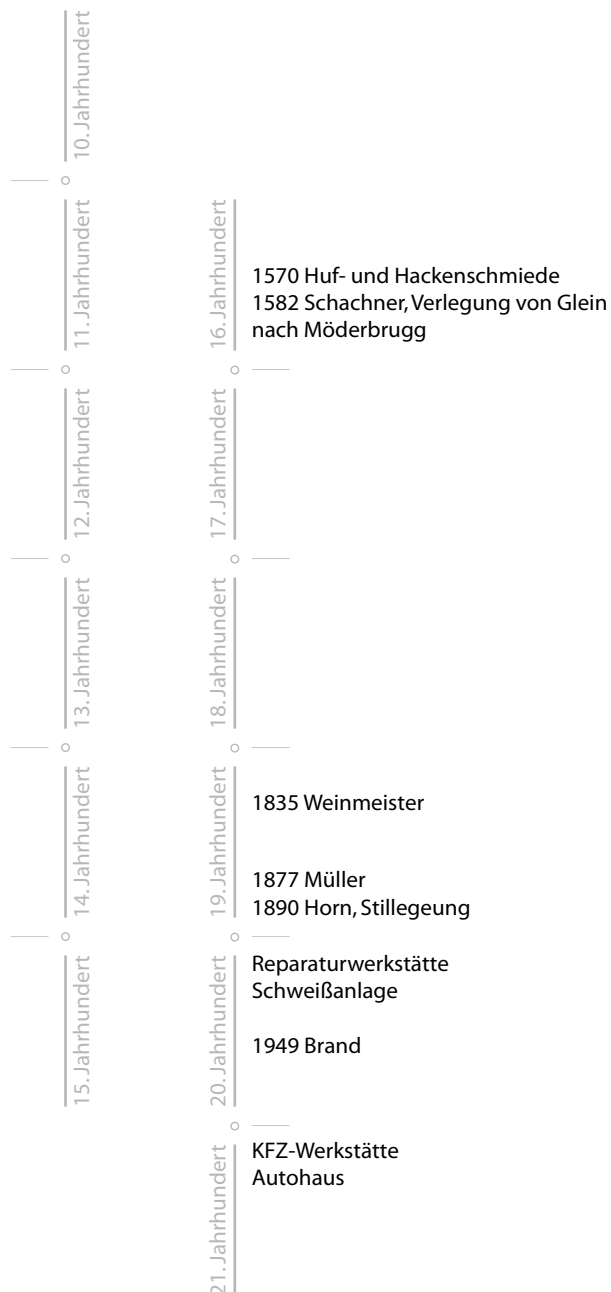
**Abbildung 300**

Ein aktuelles Foto aus dem Jahr 2014 zeigt die ebenfalls sehr gut erhaltene Werkstätte.

**Abbildung 301**

Lage des Objektes auf der Karte.

HAMMERWERK HORN IN MÖDERBRUGG



Das Hammerwerk Horn in Möderbrugg¹⁶

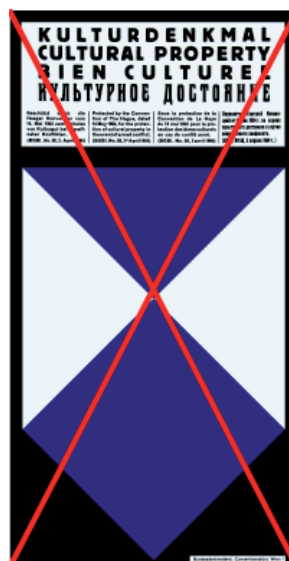
Das Werk wurde 1582 durch Peter Schachner begründet, der wiederum aus Glein (bei Rauchau und St. Margarethen bei Knittelfeld) seinen Hammer nach Möderbrugg verlegte. Er baute den Hammer dort neu auf und zwar an jenem Standort wo zuvor bereits eine Huf- und Hackenschmiede betrieben worden war. Von 1835 bis 1838 baute Anton Weinmeister ein Hammerwerk mit Stahlerzeugung auf, dass auf der anderen Straßenseite, gegenüber dem Hauptwerk (Sensenhammer Weinmeister /Kastner) gelegen war. Unter ihm wurde aus der Huf- und Werkzeugschmiede ein moderner Hammer. Über die Schmiede selbst ist leider nicht allzu viel bekannt. In den Jahren 1847 bis 1877 war das Werk im Besitz der Familie Sales Müller. Zuerst wurde es unter Franz Sales Müller geführt, später durch seinen Sohn, Dr. Friedrich Heliodor Müller. Um 1880 wissen wir aber, dass Georg Horn das Werk besaß. Dieser ist daher Namensgeber und richtete neben der Erzeugung von Werkzeugen eine Schweißerei sowie Schlosserei ein. Seine Nachfolger konnten das Werk aber nicht als Hammer bzw. Werkzeugschmiede weiterführen, da die wirtschaftlichen Entwicklungen sich in eine andere Richtung entwickelten. Später wurde eine KFZ-Werkstätte aus dem alten Anwesen¹⁷. Die Gebäude sind nach wie vor im Besitz der Familie Horn, aber nicht mehr vollständig erhalten, da ein Brand 1949 bis auf eine Rauchhaube den Großteil vernichtet hat. Ursprünglich wurde der Hammer als Wiegisser-Hammer bezeichnet¹⁸. Das Hammerherrenhaus selbst ist architektonisch gesehen nicht von besonderer Bedeutung. Ein vergoldeter Schlüssel über dem Eingang weist aber auf das ehemalige Gewerk am Ort hin.



16 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 114 ff

17 „Eine Gemeinde und Ihre Geschichte, St. Oswald-Möderbrugg“, Walter Brunner, 2002, S. 2796 f.

18 Dissertation, Reinhold Jagersberger, 2012, S. 322



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 17m 0.10s
Längengrad:
E 14d 28m 55.06s
Höhe:
913.00 m

Abbildung 302

Das Bild zeigt das heutige Wohngebäude des ehemaligen Hammerherrenanwesens.

Abbildung 303

Die alten Kamine (Essen) wurden bei einem Brand 1949 vernichtet. Heute ist nur mehr einer von ihnen erhalten.

**Abbildung 304**

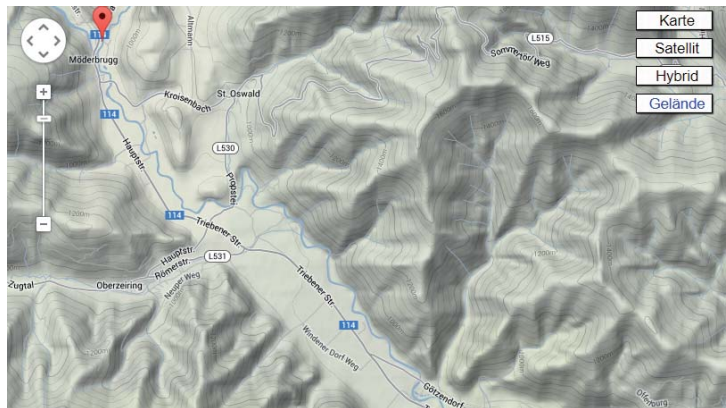
Auch in den 1980er Jahren wurde bereits eine KFZ-Reparaturwerkstatt im ehemaligen Horn Hammer betrieben.

**Abbildung 305**

Das Bild zeigt die Schmiede noch mit allen drei Kaminen. Es wurde 1930 aufgenommen.

Abbildung 306

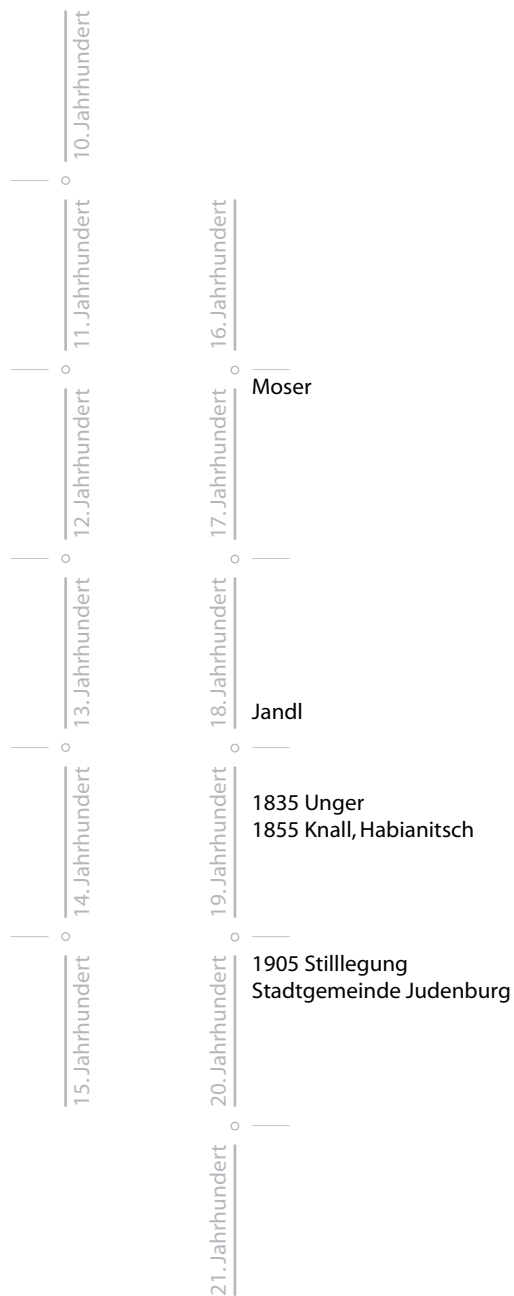
Lage des Objektes auf der Karte.



Das Siegel des Sensenwerks:

Siegel ist bei diesem Werk leider keines bekannt!

KUPFERSCHMIEDE IN JUDENBURG



Kupferschmiede Judenburg

Kurzgeschichte:

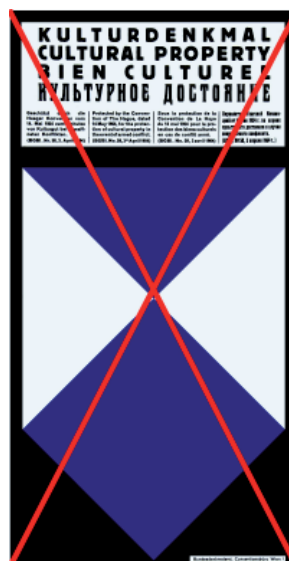
Eine kleine Kupferschmiede bestand seit dem 15. Jahrhundert auch in Judenburg und kann auf ein 500-jähriges Bestehen zurückblicken. Aufgrund dieses langen Bestehens soll auch auf diese Schmied kurz eingegangen werden, auch wenn sie nicht zu den größten und einflussreichsten im Hammerwesen zählte. Ab dem 17. Jahrhundert bestand anstatt der Schmiede ein Hammerwerk, was eine Erwähnung ebenso noch erforderlich macht.

Erbfolge und Verkäufe:

Leider gibt es über die Zeit zwischen dem 15. und 17. Jahrhundert keine gesicherten Angaben, weshalb ich auch hier darauf verzichten möchte. Ab dem 17. Jahrhundert ist ein Moser als Besitzer angeführt, der Ende des 18. Jahrhunderts von einem Jandl abgelöst wurde. Ab 1835 wird Leopold Unger als Eigentümer angegeben. Wie lange er genau Besitzer war konnte nicht eruiert werden. um 1855 scheint noch ein Hr. Knall Franz auf, der wahrscheinlich das Werk von Unger übernahm. Ganz sicher ist aber, dass ab 1855 bis 1899 Franz Habianitsch (heiratete die Witwe Knall Maria) das Hammerwerk betrieben hat. Ab 1899 war es in Besitz der Stadtgemeinde Judenburg, wurde aber bereits um 1900 still gelegt. Der jährliche Ausstoß an Roheisen betrug etwa 136 Tonnen Rohstahl in den letzten Jahren seines Bestehens. Datenbezogen ist überliefert, dass ab der Mitte des 19. Jahrhunderts um die 32 Tonnen Stahl (Grobeisen), sowie 5,5 Tonnen Kupferpfannen pro Jahr hergestellt worden sind. Arbeiter waren, je nach Auslastung des Betriebes zwischen 4 und 14 angestellt, wobei 14 um 1851/54 in den Unterlagen aufscheinen¹⁹. Im Jahre 1835 gab es im Hammer ein Feuer und einen Hammer, ab 1855 bereits 8 Feuer und schon einen Schmelzofen. Der wirtschaftliche Aufstieg und die Auslastung dürfte um 1850-55 ihren Höhepunkt damit erreicht gehabt haben. Kurz vor Schließung des Werks dürften noch zahlreiche Investitionen getroffen worden sein. Insgesamt waren um 1890 sieben Hämmer und ein Schmelzofen noch in Betrieb. Die Folge dieser Automatisierung ist anhand der Anzahl der noch angestellten Arbeiter leicht nachvollziehbar, von denen um 1890 nur mehr vier ihrer Arbeit im Werk nachgehen konnten.

Das Siegel des Sensenwerks:

Siegel ist bei diesem Werk leider keines bekannt!



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 15m 42.56s
Längengrad:
E 14d 43m 1.48s
Höhe:
813.00 m

¹⁹ „Beiträge zur Geschichte des Paradeisklosters“, Lackner Helmut, 1980, S. 26 f.

INHALT

324 HAMMERWERK IN ST.
MAREIN BEI KNITTELFELD

HAMMERWERK
IN ST. MAREIN

25

HAMMERWERK IN ST. MAREIN BEI KNITTELFELD



Sensenschmiede in Wasserleith am Feistritzbach¹

Vorgeschichte:²

Im 2. Jahrhundert v. Chr. ging bereits eine Handelsstraße direkt durch das heutige Marein. Genannt wurde sie Virunum-Ovilabis und wurde unter den Römern erbaut. Verlaufen dürfte sie über Obdach, Weißkirchen, weiter über Knittelfeld, St. Margarethen, vorbei an St. Marein nach Preg und weiter nach St. Michael in der Obersteiermark. Sie war Teil Ihres weitläufigen Straßennetzes in Europa, wozu auch die Virunum-Lauriacum zählte, die westlich von Judenburg an St. Georgen vorbei über Pöls und Möderbrugg nach Norden über die Hohentauern verlief. Beide Straßen waren zu dieser Zeit die wichtigsten Handelsrouten durch das Aichfeld. Belegt sind beide Straßen - wenn man sie denn überhaupt schon so nennen konnte - in der sogenannten „Tabula Peutingeriana“³ aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts.

Da die Römer die Straßen nicht nur zu Handelszwecken nutzten, sondern vorwiegend auch für den Truppentransport und rasches Vorankommen, liegt der Schluss nahe auch Versorgungsposten an den Routen zu erbauen. Richtung Donauraum, über die Eisenwurzten, ging es zuvor über das Aichfeld und damit auch über St. Marein. Schmieden, Werkstätten und sonstige Bedarfsstätten waren entlang der Route angesiedelt. Bereits Forcher von Ainbach beschreibt dies in seinem ausführlichen Werk „Franz Forcher von Ainbach, „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“. Unter anderem verweist er auf eine Zeugschmiede. Bevor also ein Hammer bestanden hat, bestand definitiv eine Schmiede, welche wahrscheinlich einerseits dem Geschlecht der Familie Prankh auf Schloss Prankh diene, andererseits dem ehemaligen Stiftssitz der heutigen Abtei Seckau. Da die romanisch-gotische Kirche in St. Marein auf einem leicht erhabenen Hügel steht ist doch davon auszugehen, und sich das Stift in deren Nähe befunden haben muss und auch die Schmiede nicht weit entfernt war. Tagesgeschäfte mit Hufeisen, Waffen und dgl. sind wahrscheinlich. Das erste Kloster wurde bereits 1140 gegründet, wurde aber aufgrund des Lärms der Schmiede bald nach Seckau umgesiedelt. Belege oder Urkunden, dass nur aus diesem Grund eine Umsiedelung von statten ging sind aber nicht definitiv vorhanden. 1142/1143 wurde jedoch mit der Übersiedelung begonnen. In den Annalen



Denkmalschutz

Das ehemalige Hammerwerk und Gartenschlüssel stehen nach § 3 per Bescheid des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 17m 15.62s
Längengrad:
E 14d 51m 42.38s
Höhe:
794.00 m



Abbildung 307

Das Sensenwerk in Wasserleith um die Jahrhundertwende vom 19. auf das 20. Jahrhundert.

1 wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 539 ff

2 Verwendung der Daten und Fakten aus: Franz Forcher von Ainbach, „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, S. 86

3 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 35 ff



Abbildung 308

Das Fresko des Sensenschmiedes von 1463 in der Filialkirche St. Marein bei Knittelfeld.



Abbildung 308.1

Die Pfarrkirche St. Marein bei Knittelfeld von Südosten aus gesehen.



Abbildung 309

Die Zufahrt zum ehemaligen Hammeranwesen, heute Pflegeheim. Links das alte Personalhaus.

ist oft vom Hammerlärm zu lesen, der den Mönchen den letzten Nerv raubte. Gemeint war damit sicher noch kein „echter“ (wasserbetriebener) Hammer, wahrscheinlich aber das Schlaggeräusch der Schmiede beim Aushämmern des Eisens.

Bekannt ist in weiterer Folge das um 1404 Friedrich von Stubenberg (siehe unter dem Begriff Stubenbergalm-Gaberl) die Schmiede an Gergen (ev. Georg) Peleyss (siehe dazu auch im Kapitel „Hammerwerke in St. Margarethen, Glein und Rachau“) verkaufte. Erster Klingenschmied war Peter Siebens Schön im Jahre 1424. Identitätsstiftend und Beweis für eine Schmiede bzw. einen Hammer in St. Marein, zeigt ein Deckenbild (Fresko) in der Kirche von St. Marein.

Erkennbar ist deutlich das Handwerk des Schmiedes. Bei genauerer Betrachtung aber auch dessen hergestellte Produkte. Darunter ein Hammer, eine Zange, ein Dolch, ein Hufeisen und eine Sense. Das Bild stammt aus dem Jahre 1463 und lässt vermuten, dass bereits um 1460 eine Sensenschmiede bzw. ein Sensenhammer vorhanden waren. Forcher von Ainbach schreibt über ein Hochwasser in diesen Jahren, das die Zerstörung und einen Neubau der Schmiede, wahrscheinlich mit wasserbetriebenen Hammer, nötig machte. Neuer Ort war wahrscheinlich der Ortsteil Wasserleith, da von dort der Feistritzbach eine ausreichende und dauerhafte Wasserkraft bot. In der Chronik der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld⁴ beschreibt Josef Riegler den „neuen“ Hammer in Wasserleith.

Überblick:

Um 1460 (siehe weiter unten Veit Pengg) gibt es eine erstmalige Erwähnung als Hammer in St. Marein bei Knittelfeld in Wasserleith. 1527 lässt sich dies definitiv bestätigen, da Hans Prankher eine Erklärung über seinen Herrschaftsbereich und damit einhergehenden Zahlungen, Schulden und Leibsteuern in diesem Jahr erstellte. Hans Plechschmidt wird darin genannt, der eine Leibsteuer entrichten musste. Josef Riegler geht in der Gemeindechronik aufgrund der Namensgebung davon aus, dass der Hammer noch zu Beginn des 16. Jahrhunderts ein Blechhammer gewesen sein musste, und nicht wie oft angeführt schon ein Sensenhammer⁵. Seine Vermutung ist mit Sicherheit begründet und auch wahrscheinlich, lässt sich aber nicht definitiv bestätigen, und widerspricht sich völlig mit dem aus dem Jahre 1463 datierten Fresko des Schmiedes in der Pfarrkirche St. Marein. Was nun definitiv stimmt ist nicht zu eruieren. Als wahrscheinlich gilt aber, dass bereits vor 1463⁶ eine

⁴ „Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld“, Josef Riegler, 1999

⁵ „Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld“, Josef Riegler, 1999, S. 546 unten

⁶ Datierung lt. Forcher von Ainbach in „Die alten Handelsbeziehungen des

Sensenschmiede ansässig war, denn warum hätte sonst jemand ein solches Fresko malen sollen? Der Hammer - ob nun Blech, oder Sensenhammer - wurde über die Familien Pammer, Zeyrlinger, Weinmeister und Schmölzer weiter gegeben und bis Ende des 19. Jahrhunderts betrieben und letztlich dem Verfall preis gegeben. Das Herrenhaus mit Turm besteht heute noch.



Abbildung 310

Das Herrenhaus mit dem Zubau von Szyszkowitz-Kowalski in den 1990er Jahren. Ansicht von Norden.

Erbfolge und Verkäufe:

Ab 1480 ist Veit Pengg ⁷ (auch Penk) sicher im Besitz des Hammers gewesen, ob um 1463 er ebenfalls erster Hammerbesitzer, in St. Marein bei Knittelfeld (Wasserleith) war, kann nicht genau gesagt werden. Anton Pantz, der sich mit dem steirischen Eisenwesen befasste, schrieb bereits über eine Urkunde, die Kaiser Friedrich III. in Bruck an der Mur unterzeichnete, in der ein klarer Zusammenhang eines Penk am Gries mit einem Hofmeister aus Seckau und einigen Forderungen an Goldgulden einherging. Wahrscheinlich ging, wie bereits erwähnt, der Hammer aus einer Schmiede hervor. Franz Schröckenfux geht in seinem Buch „Geschichten der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“ davon aus, dass der Hammer möglicherweise zum Schloss Prankh gehört habe, um dieses auch mit Material - sprich Werkzeugen und Waffen - zu versorgen. Josef Riegler bestätigt wiederum die Vermutung, dass die Grundherrschaft, auf der der Hammer lag, zuerst der Familie Prankh gehörte und ab 1622 diese an den Domstift Seckau übergang. Davor noch im Besitz der Prankher hatte das Kaufrecht Andre Schmit, um 1585, und Georg Salzmann aus Judenburg. Bis zu Salzmann betrieben aber die Prankher den Hammer in Eigenregie. Die Gülterschätzungen, Kaufrechte und dgl. des 16. Jahrhunderts lassen jedoch wirklich vermuten - wie



Abbildung 311

Das Personalhaus auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Herrenhauses.



Abbildung 312

Die Insignien von Christof Weinmeister, der 1837 neben dem Herrenhaus ein Personalhaus 1837 errichten ließ.

Murbodens mit dem Auslande“, S. 87

⁷ „Die Gewerken im Bannkreise des Steirischen Erzberges“, Anton Pantz, 1918, S.234 und in „Adel und Eisenadel, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 124

Abbildung 313

Schriftzug des Sensenschmiedmeisters Pämber aus dem Jahr 1736 (Original im Steierm. Landesarchiv).

**Abbildung 314**

Das Herrenhaus mit seinem Glockenturm Ende des 19. Jahrhunderts.

**Abbildung 315**

Der Garten mit dem stark verfallenen Gartenpavillion aus den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts.

bereits Josef Riegler in der Chronik der Gemeinde meinte - dass es um diese Zeit durchaus ein Blechhammer gewesen sein musste. Dagegen hält jedoch noch immer das besagte Fresko in der Kirche, das eindeutig eine Sense zeigt. Ob diese nun nur der Zunft und deren Produkten zugeschrieben werden kann oder genau einem Schmied - ev. einem Sensenschmied in St. Marein - kann nicht mit Sicherheit behauptet oder bestätigt werden. Am Beginn des 17. Jahrhundert war der Hammer im Besitz des Stiftes Seckau und ging 1634 an Georg Khöberl. Er war wie damals üblich, verheiratet und hatte zwei Kinder. Er häufte einiges an Vermögen an⁸, hatte aber durchaus große Schulden, für den Lehrer der Kinder, noch nicht bezahlte Holz- oder Holzkohlerechnungen, oder offene Löhne. Seine Witwe heiratete 1640 erneut und vermählte sich mit Mathes Pöndl. In den Jahren darauf übernahm die Familie Wündisch das Hammerwerk und führte es samt Nachfahren bis in das 18. Jahrhundert. 1712 war Mathias Eder kurzer Zwischenspieler und ab 1713 Franz Pämmer (teilweise auch Pammer oder Pämber geschrieben). Siehe Schröckenfux Franz schreibt erst ab 1716 das ein Pammer das Werk besaß. Ein Nachweis welches Jahr nun genau zutraf konnte bis jetzt nicht eindeutig erbracht werden.

In der zweiten Ehe von Franz Pammer, da die Kinder der ersten Ehe verstarben, wurden drei Kinder gezeugt. Die Erbfolge war jedoch wieder nicht gesichert, da nun er selbst starb und seine Witwe Susanna erneut heiratete. Johann Michl Zeyrlinger (oft auch Johann Michael Zeitlinger, ab 1737) und dessen Frau hatten mehrere Kinder, wovon alle vor ihm starben. Nach dem auch er Wittwer wurde, heiratete er Anna Maria Wallner. Das Anwesen ging 1769 an seinen Sohn Josef, über der wiederum Kinder zeugte, wobei der Hammer an keines seiner leiblichen Kinder ging. Nach dem Tode seiner ersten Frau heiratete er zwar erneut, hatte mit dieser in Folge aber keine Nachkommen. Die Witwe Katharina Fehberger (auch Feeberger bzw. später Weinmeister) heiratete in die Familie Weinmeister 1805 ein. Christof (teilweise auch Christoph Joseph Weinmeister) Weinmeister - über den bereits im Abschnitt des Knittelfelder Hammers in Sachendorf (Zeilinger Hammer) berichtet wurde - kaufte aufgrund der kinderlosen Ehe den Hammer zu einem sehr geringen Preis. Darüber hinaus adoptierten sie ein Kind und übernahmen Patenschaften für mehrere Kinder. Wie bereits erwähnt gab es seitens des Bruders' Erbschaftsauflagen, die Christof jedoch überging. Er verkaufte den Hammer an seinen gleichnamigen Neffen, der in Folge einige Bewilligungen zu gesprochen bekam. Darunter waren ein Gärb-

⁸ „Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld“, Josef Riegler, 1999, S. 551 ff

feuer, ein Zainfeuer, 2 Breitfeuer, Polierhämmer, eine Schleife und das nötige Zubehör. Aus dieser Aufstellung alleine ist ein wirtschaftlicher Aufschwung ersichtlich und passt auch zeitlich eingeordnet mit der Mitte des 19. Jahrhunderts in das allgemeine Aufstreben der Industrie und vor allem der Sensenwerke. Unter anderem ließ er sich mit den Franzosen ein, die während der Franzosenkriege in St. Marein ebenfalls einquartiert wurden. Dadurch entstanden langlebige Handelsbeziehungen zu Frankreich, was dem Werk dauerhaft neue Aufträge brachte. Dies ermöglichte den Weinmeistern das Schloss Prankh und die dazugehörige Grundherrschaft von der Vordernberger-Radmeister-Communität zu kaufen.



Abbildung 316

Eine aktuelle Ansicht des Glockenturms mit Uhr vom April 2014.

Abbildung 317

Links ein aktuelles Bild von Schloss Prankh aus dem Jahr 2014.

Die folgende Blütezeit ging mit regen Baumaßnahmen einher. Der Neubau der Sensenschmiede, eine Kapelle im Haus, ein neues Hammerhaus, ein Stall mit Glashaus und Garten sowie ein Kohlbaren, ein Lusthaus, ein Kleinhammer und ein Glockenturm inklusive Uhr wurden zwischen 1816 und 1835 errichtet. Den einzigen adoptierten Sohn übergaben sie das Anwesen jedoch nicht. Die Mutter Katharina starb 1837 worauf hin der Vater das Werk mit dem Adoptivsohn mehr oder weniger zusammen leitete. Durch seinen Tod 1851 ging das Anwesen an seinen Neffen Christof (heute auch Christoph) Weinmeister aus Micheldorf in Oberösterreich. Im selben Jahr ist ein Bau eines neuen Hammers bezeugt⁹. Dieser war verheiratet mit Josefa Weinmeister, aus deren Ehe zahlreiche Kinder hervorgingen. Er kam um 1808 nach Wasserleith und hatte insgesamt neun Kinder, wovon Gottlieb, Franz und Michl (heute Michael) und Christoph das Erbe des Vaters 1871 antraten. Dieser starb 1873. Der Anteil des Sohnes Christoph, welcher be-



Abbildung 318

Der Glockenturm kurz nach seiner Errichtung durch Christof Weinmeister im Jahr 1835.

⁹ „Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld“, Josef Riegler, 1999, S. 559 und Notatenbuch, Pfarrarchiv, St. Marein.



Abbildung 319

Das Wappen des Baron von Thalhammer Cosmac auf der Westfassade des Schlosses Prankh.



Abbildung 320

Das Wappen des Ritters Alexander von Leuzendorf befindet sich auf der linken Seite des Haupteingangs des Schlosses Prankh.

Abbildung 321

Das Anwesen des Hammers in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts. Im Bild von 1967 ist zum letzten Mal das gesamte Anwesen zu sehen.

reits früh starb, ging teilweise an seine anderen drei Brüder, der Rest wie zB. das Schloss Prankh an die Brüder Bauer aus Leoben. Da auch dieses Werk von konjunkturellen Schwankungen und Absatzeinbußen betroffen war, ging es am 16. Mai 1877 in Konkurs. Das Werk wurde in Teilen verkauft, wovon Josef und Elisabeth Schmölzer sowie Baron Franz Wertheim im selben Jahr noch einige Grundstücke und den Sensenhammer erwarben. Da der Baron 1883 bereits früh verstarb, führte sein Sohn Franz Edler von Wertheim dessen Betriebsanteil weiter. Folglich übernahm er 1886 auch den Anteil von Schmölzer und konnte das ganze Anwesen zu seinem Besitz zählen. Die Firma wurde unter dem Namen F. Wertheim & Schmölzer bekannt. Bereits 1853 wurde Franz Zeitlinger Prokurist des Betriebes und leitete das Werk auch nach Teilverkäufen Schmölzers. 1910 wurde die Sensenerzeugung eingestellt und verfällt heute. Wertheim verkaufte das Sensenwerk am Alexander Ritter von Leuzendorf. Dieser vermietete einen Teil des Werkes an Josef Faubel, der noch 1911 eine Hackenschmiede daraus machte. Auch dieser erkannte die Zeichen der Zeit nicht, stellte auch nicht auf modernere Produktionsverfahren um und ging im Jahr darauf pleite. Schlussendlich war das Herrenhaus im Besitz der Baronin Leuzendorf und nach ihr war Camillo Baron von Thalhammer-Cosmac Besitzer. Er war ebenfalls Besitzer des Schlosses Prankh. Die nächsten Jahrzehnte blieb es in deren Besitz bis Hr. Alfred Hamker 1963 das Schloss und das Gewerken-Schlösschen (Herrenhaus mit Turm) erworben hat.



In den 1960er und 1970er Jahren wurde das Anwesen im Grunde dem Verfall preis gegeben. Besonders in den 70er Jahren wurden denkmalpflegerisch gesehen doch einige nicht ganz bedenkenlose Eingriffe vorgenommen. Im nördlichen Bereich wurde ein Portal zugemauert, wobei der Türstock und der Torbogen verloren gegangen sind¹⁰. 1984 kaufte ein Hr. Skarpa das Anwesen und gab es durch Verkauf an die Obersteirische Wohnstätten-Genossenschaft weiter, welches daraus in Kooperation mit der Caritas ein Seniorenheim bzw. Seniorenwohnhaus bauten¹¹. Architekten waren Szyszkowitz-Kowalski die einen Verbindungsgang zwischen ehemaligen Herrenhaus und Hammergebäude errichteten und so ein einheitliches Ensemble schufen.

Das Siegel des Sensesenwerks:

Welches Siegel um 1480 verwendet wurde konnte ich nicht eruieren. Sicher ist aber, dass mit der Besitzübernahme durch die Zeyrlinger der „Baum“ als Marke eingesetzt wurde. Christof Weinmeister behielt das Zeichen zuerst bei, änderte es dann aber leicht ab, behielt jedoch das Erscheinungsbild des Baumes. Viele Werke dieser Zeit tragen dieses Zeichen und zeigt durch das zahlreiche Auftreten ebenso noch von dem Wirtschaftsaufschwung der Zeit des 19. Jahrhunderts. Da die wirtschaftlich erfolgreiche Lage es zuließ, wurde unter Christof Weinmeister ein Ausbau des Betriebes forciert. Beigeschlagen wurde indes noch das Zeichen „J“ das für die Innung Judenburg stand, später 1852 wurde auch noch die Berechtigung zur Schlagung des Doppeladlers inklusive der Aufschrift „k. k. privilegierte Sensesenfabrik“ erteilt. In weiterer Folge waren auch das Siegel „Pflug und Lokomotiv“ eingepreßt worden. Egal aber welche Marke geprägt wurde, die mittlerweile aufgekommene Plagiatswirtschaft verschonte auch den Hammer in Wasserleith nicht, was ebenso zu den Gründen des Niedergangs zählen könnte. Vor allem der „Tannenbaum“ war leicht fälschbar, was auch oft ausgenutzt wurde.

Die Familie Weinmeister war aber für die Gemeinde St. Marcin bestimmt eine der historisch wertvollsten. Sie kümmerten sich nicht nur um Ihre Arbeiter, sondern engagierten sich auch im sozialen Bereich. Der Untergang des Werkes hat auch in diesem Fall vielerlei Gründe. Konjunkturelle genauso, wie fehlende Weitsicht im Wettbewerb und des bereits erwähnten fehlenden Know-Hows. Genannt werden auch der verschwenderische Lebensstil der Brüder am Ende der Familiengeschichte Weinmeister. Der erste Weltkrieg konnte zu dieser Zeit noch keinen Einfluss gehabt haben, da ja die Hämmer bereits zuvor außer Betrieb genommen



Abbildung 322

Das Siegel der Weinmeister. Der sog. „Tannenbaum“ war ab etwa 1825 in Verwendung.



Abbildung 323

Der „Baum“ als Siegel vor der Familie Weinmeister, die dieses dann unter ihrer Führung adaptierte.

10 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 138-141

11 „Adel und Eisenadel, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 123 ff

wurden und der Lebensstil der Brüder als wahrscheinlichster Grund zu sehen sind.

Namentliche Abfolge:

Im heutigen Gemeindegebiet liest sich in mehreren Schriften, das es in St. Marein einen sog. Hofer-Hammer gegeben haben muss - Besitzer war die Familie Pengg. Wahrscheinlich war dieser eine Waffenschmiede für die Herren auf Schloss Prankh, was auch Franz Schröckenfux bereits vermutete. Folglich wurde der Hammer auch als Sensenschmiede auf der Wasserleith (heutiger Ortsteil in St. Marein bei Knittelfeld) oder Hammer am Feistritzbach bezeichnet. Am geläufigsten und meist zu finden ist der Hammer immer im Zusammenhang mit dem Ortsteil Wasserleith. Möglich deshalb, weil das heutige Seckauer Kloster bzw. deren Abtei zuvor in St. Marein ansässig war. Um die Jahrhundertwende des 19. auf das 20. Jahrhundert war der Hammer im Besitz von Josef Schmölder und Baron Franz Wertheim, welche den Hammer als Firma „Wertheim und Compagnie“ führten.

Abbildung 324

Das ehemalige Hammeranwesen 1930. Im Vordergrund der Hammerwirt mit feiernden Feuerwehrleuten.

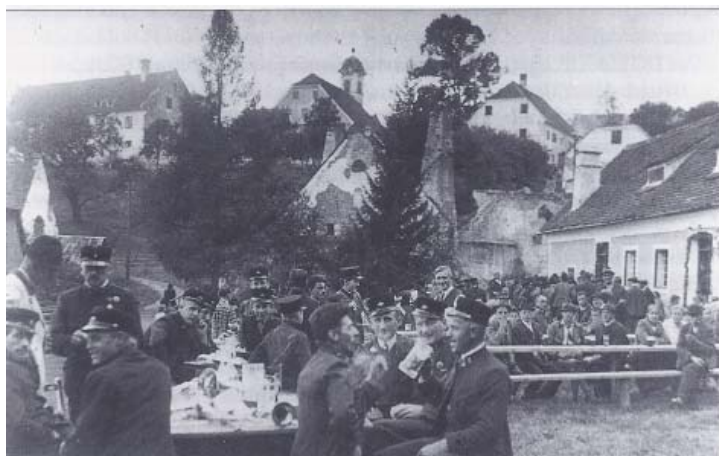


Abbildung 325

Das Anwesen um 1900 mit noch gepflegtem Garten.

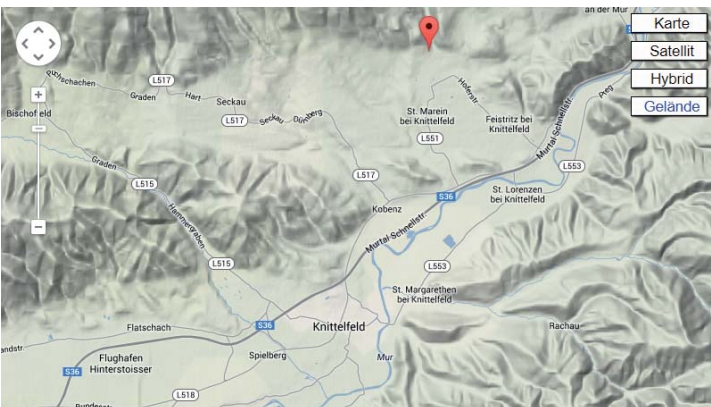


**Abbildung 326**

Das zu verfallen scheinende Hammergebäude aus dem Jahr 1930.

**Abbildung 327**

Links eine Abbildung aus dem Jahre 2014 mit dem sanierten Altbau als Verwaltungszentrale links und dem Pflegeheim-Neubau auf der rechten Seite des Bildes.

**Abbildung 328**

Lage des Objektes auf der Karte.

INHALT

336 DIE HOLZTRIFT AM
FEISTRITZBACH BEI MAREIN

HOLZTRIFT AM
FEISTRITZBACH

26

DIE HOLZTRIFT AM FEISTRITZBACH BEI MAREIN

Holztrift am Feistritzbach

Die Holztrift am Feistritzbach war in den vorigen Jahrhunderten bei weitem nicht so ausgebildet wie in den anderen Seitentälern des Murtals. Vielleicht liegt dies auch daran, dass die Feistritz im Allgemeinen nicht so viel Wasser führte. Zum Betrieb von Mühlen und dem Sensenwerk ausreichend war die Trift auf einen relativ hohen Wasserpegel angewiesen. Der vordere Bereich des St. Mareiner Bodens (südlich gelegener Teil) hatte und hat nach wie vor relativ wenig Gefälle und ist somit für die Holztrift nicht wirklich geeignet. Der hintere Bereich des Feistritztals hingegen bietet hierfür bessere Bedingungen. Bereits um 1860 bestand im hinteren Teil des Tals eine 10 Kilometer lange Triftstrecke¹. Der Rechen, an dem das Holz gefangen wurde, war vor dem Sensenwerk in Wasserleith positioniert. Grundsätzlich wurde ja ohnedies immer versucht das Holz mittels Gewässern zu transportieren, bevor eine andere Art des Transports angedacht wurde. Genaueres über die Trift in St. Marein bei Knittelfeld ist leider nicht bekannt. Aufzeichnungen darüber fehlen ebenso. Meiner Meinung nach dürfte die geringe Aufzeichnungslage wohl auch darin begründet sein, dass eine Trift in St. Marein keinen besonders großen Stellenwert eingenommen hatte, wie es eben in Rachau oder Gaal der Fall war. Da auch nur ein großes Sensen- bzw. Hammerwerk in Marein, wenn auch das älteste und sehr bedeutende Werk des Bezirks, bekannt ist, dürfte auch die Nachfrage nach Holzkohle in einem gewiss begrenzten Maß geblieben sein. Da die Wälder meist den Hammerherren rund um die Hämmere oder auch Schmieden gehörten und nur ein Werk am Feistritzbach lag, dürfte das getriftete Holz auch diesem Hammer zugekommen sein. Die Lage des Rechens oberhalb des Hammers belegt dies obendrein.



Abbildung 329

Holzknecchte vor einer selbst errichteten Hütte im Feistritzgraben auf der „Taurer-Schatthalt“ im Jahr 1933.



Abbildung 330

Ein „Holzriese“ auf der sog. „Schwoageralm“ bei St. Marein um 1930.

¹ „Geschichte der Gemeinde St. Marein“, Josef Riegler, 1999, S. 378 oben

INHALT

- 340 HAMMERWERK IN OB-
DACH
- 344 SENSENSCHMIEDE IN
WARBACH
- 348 SULZERAUER ODER RÖT-
SCHER HAMMER
- 352 EPPENSTEINER HAMMER
- 356 SENSENSCHMIEDE IN
EPPENSTEIN
- 360 SCHMIEDE IN KATHAL
- 364 SENSENSCHMIEDE IN
HOPFGARTEN
- 370 HAMMER IN ADMONT-
BICHL

WERKE RUND UM OBDACH

27

HAMMERWERK IN OBDACH



Das Hammerwerk in Obdach (Sulzerau)¹

Kurzgeschichte:

Das Hammerwerk wurde urkundlich erstmals 1748 genannt. Bekannter Käufer war Simon Stögmüller (siehe Stögmüller Hammer im Möschtzgraben). Wie so oft und wie konnte es auch anders sein, kam der Hammer in den Besitz der Familie Zeilinger. Genauer gesagt erbte Theresia (Theresia) Zeilinger testamentarisch nach Johanna Müller, welche zugleich letzte Besitzerin war.

Erbfolge und Verkäufe:

In der Hammerordnung von 1748 wird der Hammer erwähnt. Besitzer der ersten Stunde war Matthias Sulzer. Sein Sohn Johann Georg Sulzer übernahm den Betrieb. Dieser wiederum vererbte den Hammer 1807 lt. Urkunde seiner Tochter Theresia. Diese verkaufte das Gut an Stögmüller. Simon Stögmüller legte testamentarisch 1811 fest, dass der Sohn seiner Schwester, Alois Schaffer, als Erbe einzusetzen sei. Dieser heiratete und zeugte mit Maria Pirner vier Kinder. Alois Schaffer, schaffte es nicht die wirtschaftlich anstrengende Zeit zu überwinden und schlitterte 1838 in den Konkurs. Durch eine Exekution wurde Nikolaus Forcher neuer Eigentümer. Dieser wollte das Werk noch 1861 von einem einfachen Hammer in eine Sensenschmiede umbauen, starb jedoch unverrichteter Dinge. Die Tochter aus dessen erster Ehe, Johanna, erbte den Hammer und war mit Med. Dr. Friedrich Helidor Müller verheiratet und schloss den Umbau zu einem Sensenwerk ab. 1866 ließ sie ein Tiegelstahlwerk am Ort des Hammers erbauen². Er setzte den Hammer 1862 in Betrieb, nachdem er zuvor den Bau des Sensenwerkes und einen Tiegelstahlhofen fertigstellen ließ. Aus der Ehe gingen drei Kinder hervor, wovon keines das Erbe aufrecht erhielt. Theresia Müller vererbte den Hammer ihrer Nichte Theresia Zeilinger. Das Werk wurde zumindest ab 1875 nicht mehr betrieben, da er 1872 das Hammerwerk in Möderbrugg vom Vater geerbt hatte³. Müller starb 1877. Das zugehörige Herrenhaus, ein saniertes Kohlebarren, sowie ein saniertes Personalhaus bestehen bis heute. Das Hammerherrenhaus ist nicht in besonders gutem Zustand, wird aber vom gegenwärtigen Besitzer langsam und stetig saniert. Nachträglich muss noch gesagt werden, dass der Hammer bereits 1769 unter der Hammerfamilie Sulzer erbaut wurde. Ab dem beginnenden 20. Jahrhundert (genauer 1890) war die Familie Zeilinger, vertreten durch Leopold



Denkmalschutz

Das ehemalige Hammerhaus und die Nebengebäude stehen nach § 3 per Bescheid des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 5m 1.51s
Längengrad:
E 14d 41m 19.86s
Höhe:
851.00 m



Abbildung 329

Der „Müller Hammer“ in Obdachegg. Fotografiert von der Bundesstraße aus Richtung Norden.

1 wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 512 ff

2 „Topographie Judenburg“, Brunner, 2008, S. 465

3 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 145



Abbildung 330

Die Werkstätte heute von Süden aus gesehen.

und Theresia Zeilinger, Besitzer des Hammers. Seit 1913 wurde das Hammerwerk in Obdach (Sulzerau) ein Teilbetrieb der „Steiermärkischen Sensenwerks AG“ (Styria AG)⁴ und wurde 1924 stillgelegt⁵.



Abbildungen 331 und 332

In den rechten Bildern ist das Hammergebäude heute im Jahr 2014 und aus der Vergangenheit zu sehen.



Abbildung 333

Detailaufnahme der Fenster auf der Hofseite der Schmiede.



Das Siegel des Sensenwerks:

An Siegeln ist bei diesem Sensenwerk bzw. Hammerwerk nichts bekannt.

Namentliche Abfolge:

Eine namentliche Abfolge ist auch hier nicht zu verzeichnen. Die Familiengeschichte ist indes nicht so reich als bei vielen vergleichbaren Hämmern der Region. Obwohl der Hammer als Wälsch-Hammer mit Feuer und einem Streckhammer mit sogar zwei Feuern ausgestattet war, war er wohl kein allzu bedeutender Vertreter seiner Klasse. Trotzdem hielt sich lange Zeit der Name „Müller-Hammer“⁶ und schließt



Abbildung 334

Die Rückseite des Herrenhauses im Jahr 2014.

4 „res montanarum“, Hans Jörg Köstler, Ausgabe 42/2007, S.31

5 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 466

6 „res montanarum“, Zeitschrift des Montanhistorischen Vereins Österreich Köstler, 42/2007, S. 31 ff.

auf einen der letzten Besitzer, Dr. Heliodor Müller, zurück. Teilweise wurde auch der Name „Sulzerauer Hammer“ für das Werk verwendet, wobei dies oft zur Verwechslung mit den Hämmern in Obdach führt, da auch für diese oft die selbe Bezeichnung verwendet wurde.



Abbildung 335

Das Nebengebäude, ehemaliges Personalhaus des Anwesens.

Abbildung 336

Das Herrenhaus im Jahre 1768.



Abbildung 337

Eine Fotografie des Hammerherrenhauses im April 2014 von Nordwesten aus.



Abbildung 338

Das Personalhaus von Norden aus gesehen.



Abbildung 339

Lage des Objektes auf der Karte.

SENSENSCHMIEDE IN WARBACH



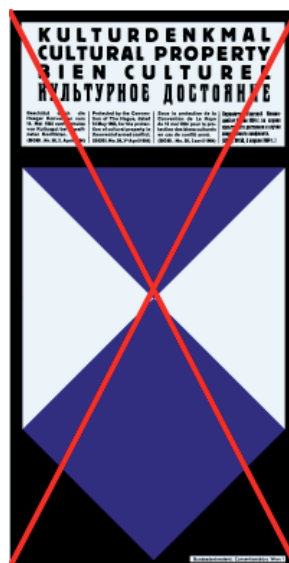
Die Sensenschmiede in Warbach bei Obdach

Kurzgeschichte:

1670 wird die Schmiede als Sensenschmiede geführt und gehört somit auch zu den ältesten Schmieden der Region. Eine lange Besitzfolge reicht bis in das 20. Jahrhundert hinein. Wie viele Werke, besaß auch zuletzt die Familie Zeilinger dieses Werk.

Erbfolge und Verkäufe:

Beginnend im Jahr 1670 sind Wolfgang und Ursula Ramsebner als Besitzer eingetragen. Deren Sohn Michl folgte ihnen im Besitz und führte zwei Ehen. Kinder sind aus den Ehen keine bekannt. Folglich scheinen Wolfgang Riedl und Anna Riedl als Besitzer auf. Diese hatten drei Kinder. Als Witwer heiratete er erneut und zeugte weitere Kinder. Warum ein Besitzübergang dann nicht an seine Kinder erfolgte ist unklar. Weiters wird ab 1744 Franz Stögmüller genannt, welcher wiederum familiennahe Verbindungen zum Stögmüller Hammer im Möschitzgraben (St. Peter ob Judenburg) aufweist. Er hatte mit der ersten Frau drei Kinder, jedoch verstarb Theresia Stainhuber recht bald, woraufhin Stögmüller eine neue Ehe einging. Daraus gingen zwei Kinder hervor. Das Erbe in den 1780er Jahren (1789) trat der aus erster Ehe stammende Sohn Franz Xaver Josef Stögmüller an. Als dieser 1800 herum stirbt verschwindet der Name Stögmüller völlig. Freiherr Siegmund von Königsbrunn, kaufte den Hammer und erwarb unter anderem Kohle-Schürfrechte im Feistritzgraben. 1815 ging der Besitz an die Familie Reiterer über. Johann Reiterer vermählte sich mit Theresia Stöger (später Reiterer), welche als Witwe des Peter Schröckenfux (Besitzer der Hammerwerke Sulzerau) durch die Heirat beide Besitztümer zusammenwachsen ließ. Johann Reiterer heiratete nach Verwitwung 1840 erneut. Nach dem Tod Johann Reiterers heiratete Anna Reiterer Ernst Sabathy. Da beide kinderlos waren, setzten sie ihren Großneffen als Erben ein. Vinzenz Poetsch war Sensengewerke und übernahm die Anliegen des Betriebs (ab 1866). Poetsch betrieb das Werk aber nicht weiter, da es bereits unter Sabathy still gelegt wurde. Einhergehend mit der Familiengeschichte der Reiterer und Sabathys sind mehrere Schürfrechte auf Spateisenstein auf der Gleinalpe und zuvor auf Eisenstein, welches jedoch 1848 gleich wieder erlosch. Poetsch verkaufte alles an die Familie Zeilinger, die bereits in Eppenstein bei Obdach ein Werk besaß. Um 1894 übernahm nach dem Tode des Vaters noch der Sohn das Werk. Die Witwe von Leopold Zeilinger, Theresia, führte es um 1900 weiter. Vom gesamten Werkskomplex hat sich jedoch nicht viel erhalten. Im Jahr 1913 fiel das Hammerwerk und die umliegenden Gebäude an die „Styria Sensen-



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 3m 54.61s
Längengrad:
E 14d 40m 14.80s
Höhe:
839.00 m



Abbildung 340

„MDCCCXXII“ steht für das Jahr 1823, in welchem das Herrenhaus erbaut wurde. Renoviert wurde es 2003.

Abbildung 341

Das Herrenhaus im Jahr 1823, kurz nach der Erbauung durch Johann Reiterer und dessen Frau Theresia, geb. Stöger.



Abbildung 342

Im Hintergrund das ehemalige Hammergebäude bzw. die Schmiede des Hammers.

Abbildung 343

Die renovierten Gebäude des Anwesens im April 2014.

werks AG“. Dies arbeitete aber nur mehr als Hilfswerk für jenes in Eppenstein, das auch bereits in „Styria AG“-Hand war. 1930 wurde es von der Gesellschaft dann endgültig still gelegt⁷. Das Herrenhaus ist das einzig erhalten gebliebene Gebäude und trägt über dem Eingang ebenfalls ein Werkzeichen. „Gekreuzte Sensen, Sichel und drei Kreuze“ bilden den Abschlussstein im Portalbogen aus. Es wurde von Johann Nepomuk Reiterer (auch Reitterer geschrieben) und seiner Frau Theresia Maria Anna errichtet. Daher trägt es noch heute die Initialen von beiden am Türstock und eine Jahreszahl von 1823 über dem Eingang⁸. Erst 2003 wurde das Herrenhaus von der Baukulturstiftung renoviert und ist heute im Besitz von Frau Kaiser, einer Nachfahrin der Gewerkenfamilie Reiterer. Letztlich blieb vom Gebäude-Ensemble neben dem Herrenhaus nur mehr ein Torbogen von einem Hammerhaus übrig, der in ein erst später errichtetes Personalhaus eingearbeitet wurde. Die Initialen „FSTM“ für Franz Stögmüller, sowie das Werkzeichen „Drei Kreuze“ und die Jahreszahl 1753 sind darauf noch zu finden⁹.



⁷ „res montanarum“, Zeitschrift, Köstler, 42/2007, 29 f.

⁸ Absatz aus: „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 154

⁹ Dissertation, Reinhold Jagersberger, 2012, S. 304

Das Siegel des Sensenwerks:

Bereits die Familie Riedl um 1700 bediente sich des Siegels der „3 Kreuze“, welche horizontal in einer Reihe angeordnet waren. Als Mitte bis Ende des 19. Jahrhunderts der Besitz innerhalb der Familie Zeilinger lag, diese ihre Marke, das „Russische Kreuz“ (auch Spanisches Kreuz genannt, mit zwei Querstrichen), von nun an geprägt. Vervollständigend muss gesagt werden, dass die Familie Zeilinger auch noch „zwei Schwerter, mit Kreuz und zwei Punkten“ als Zeichen auf ihre Produkte prägte (vorwiegend beim Hammerwerk in Schattenberg-Gaal). Ähnlich erging es dem Hammer in Eppenstein unter der Führung Alois Zeilingers. Kurzzeitig wurde auch eine „Stahlgarbe, Sense und drei Kreuze“ unter den Sabathys geführt und ist unter anderem am Grabstein von Anna Sabathy in der Pfarre Obdach ersichtlich¹⁰.

Namentliche Abfolge:

Genannt wurde der Hammer „Sensenschmiede zu Warbach“ (Ortsteil von Obdach), aber auch „Warbacher Hammer“. Begriffe wie „Obdacher Hammer“ treffen auf diesen Hammer nicht zu und verweisen auf jenen direkt in Obdach gelegen (= Obdacher Hammer). Schwierig wird es dahingehend, da die Familie Zeilinger im 19. Jahrhundert einige Werke in Familienbesitz brachte. Daher wird oft von den Zeilinger Hämmern gesprochen, womit nun nahezu jeder in Familienbesitz befindliche Hammer gemeint werden konnte. Folglich sind Gemeindebezogene Hammer- oder Schmiedennamen für eine klare Differenzierung meist unzureichend. Ortsteile oder Gewässer sind erfahrungsgemäß für eine Verortung am ehesten heran zu ziehen. So auch beim Warbacher Hammer, der oft mit dem Obdacher Hammer verwechselt wird.



Abbildung 344

Das Personalhaus auf der gegenüberliegenden Straßenseite des Hammers.



Abbildung 345

Das Siegel des Warbacher Hammers ab 1700.



Abbildung 346

Die alte Schmiede im Jahr 1930 mit Fluder im rechten Bildbereich.

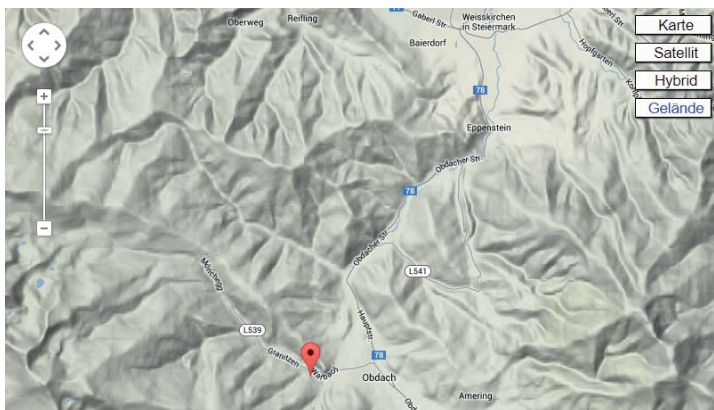


Abbildung 347

Lage des Objektes auf der Karte.

¹⁰ „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 149 oben, Abbildung 164

SULZERAUER ODER RÖTSCHER HAMMER



Das Sulzerauer und Rötscher Hammerwerk¹¹

Das Hammerwerk in Sulzerau wird um 1650 das erste Mal erwähnt. Erstbesitzer waren Mathias und Rosina Sulzer. Johann Josef Sulzer, der Sohn, übernahm den Betrieb in den letzten Jahren des 17. Jahrhunderts und errichtete 1707 auch das dazugehörige Herrenhaus. Jedoch kaufte bereits um 1780 Peter Schröckenfux (Schröckenfuchs) das Werk. Seine Witwe heiratete 1814 Johann Nepomuk Reiterer, der bereits Besitzer der Warbacher Schmiede war. Beide Schmieden waren somit im Besitz einer Familie und werden von nun an auch so geführt. Von 1823 bis 1836 führte Franz Schröckenfuchs den Betrieb des Vaters weiter. Erst als 1866 die Witwe von Reiterer (zuvor schon Peter Schröckenfuchs' Witwe) Ernest Sabathy heiratete, ging der Besitz an ein anderes Geschlecht über. Wie bereits beim Warbacher Hammer beschrieben, hatten die Sabathys keine Kinder und das Werk in Warbach ging an deren Großneffen Vinzenz Poetsch über. In weitere Folge ging das Werk an Leopold Zeilinger und 1913 an die „Styria AG“ (eigentlich „Steiermärkische Sensenwerks AG“). Diese führte den Hammer einige Jahre weiter, betrieb ihn jedoch nur als Hilfshammer.

Das Rötscher Werk ging um 1890 ebenfalls, wie das Warbacher Werk, an die Familie Zeilinger und diese gab es 1913 an die Styria AG weiter. Die AG schloss den Hammer am 10. Oktober 1924 und hatte zu dieser Zeit noch 16 Arbeiter beschäftigt, die Infolge der Schließung entlassen wurden¹². Das Hammerherrenhaus wurde in den 1980er Jahren saniert und besteht bis heute. Die umliegenden Werksbauten sind teilweise noch vorhanden, aber in keinem guten Zustand.



11 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 151-153 wird um 1640

12 „Topographie Judenburgs“, Brunner, 2008, S. 466



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 4m 18.37s
Längengrad:
E 14d 40m 57.19s
Höhe:
894.00 m

Abbildung 348

Links das Hammerherrenhaus in saniertem Zustand im April 2014.



Abbildung 349

Das Anwesen des Rötscher bzw. Sulzerauer Hammers.



Abbildung 350

Eine Hackenschmiede in unmittelbarer Nähe des Rötscher Hammerwerks.

Zusätzlich gab es noch einen weiteren Hammer in unmittelbarer Nähe (heutiger Ortsteil Rötsch), der meist mit dem „Sulzerauer Hammer“ in Verbindung gebracht und genannt wird. Der sogenannte „Rötscher Hammer“. Wie bereits erwähnt erwarb die Steiermärkische Sensenwerks AG 1913 den Sulzerauer Hammer und damit auch den Rötscher Hammer. Dieser wurde ebenfalls als Hilfswerk betrieben und wird in allen Literaturen in einem Zug genannt und von mir daher nicht gesondert angeführt.

Abbildung 351

Das Herrenhaus in einer Aufnahme aus dem Jahr 1984.



Abbildung 352

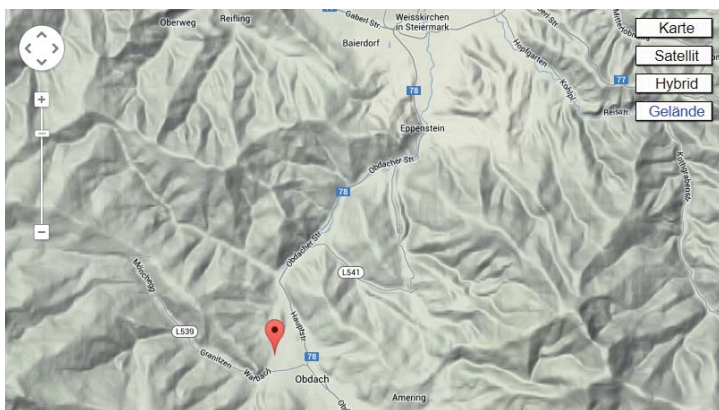
Das Herrenhaus 1694 in ursprünglichem Zustand.



Abbildung 353

Das Hammerwerk in Sulzerau im Vordergrund. Im Hintergrund das Rötscher Hammerwerk. Datierung unbekannt.



**Abbildung 354**

Lage des Objektes auf der Karte.

**Abbildung 355**

Die naheliegende Hackenschmiede, im Norden des Hammers gelegen, wurde 1612 erbaut und ist heute Teil eines Doppelhauses.

**Abbildung 356**

Links die sanierte Schmiede des Hammers. Sie wird heute als Mehrparteienwohnhaus genutzt.

**Abbildung 357**

Das Rötischer Hammerwerk unweit des Anwezens. Datierung ungefähr um 1930.

Abbildung 358

Das Hammerherrenhaus auf der Rückseite von Nordosten aus gesehen.



EPPENSTEINER HAMMER



*Hammer in Eppenstein (Hackenschmiede Eppenstein und Pfannhammer Knittelfeld)*¹³

Kurzgeschichte:

Voll in Besitz der Familie Forcher von Ainbach erstand 1860 eine Hackenschmiede in Eppenstein. Die Schmiede wurde in den 1880er Jahren außer Betrieb gesetzt und zu einem Sägewerk umstrukturiert.

Erbfolge und Verkäufe:

Aufgrund eines Exekutionsverfahren erstand Nikolaus Forcher von Ainbach eine Hackenschmiede in Eppenstein. Jahre zuvor, genauer gesagt 1855, erstand er ebenfalls den Pfannhammer (Kupferhammer, Blechhammer) in Knittelfeld, heute in der Spitalgasse (Knittelfeld) als Elektro Kunz bekannt. Nach dem Erwerb von der Familie Theißbacher, welche den Hammer durch Exekution erstand, ließ Forcher den Pfannhammer zu einem Sensenhammer umbauen. Da der Hammer in Knittelfeld abbrannte und nicht vollständig wieder aufgebaut wurde - zumindest wurde der Hammer beim Brand zerstört und nicht wieder in Stand gesetzt - dürfte dieser als Zuwerk bzw. Hilfswerk zum neuen Eppensteiner Hammer gedient haben. Bestätigend sind hier auch, dass der Hammer in Knittelfeld vor der Eppensteiner Hackenschmiede erworben wurde. Vorerst war der Knittelfelder Pfannhammer sicher alleine tätig, da der Brand erst Mitte der 1860er ausgebrochen ist. Anzunehmen ist ebenfalls, dass nach Erwerb der Hackenschmiede sogleich mit einem Umbau begonnen wurde, sodass beim Brand in Knittelfeld ein Ausweichen nach Eppenstein, ohne Produktionsstillstand, machbar war.



Denkmalschutz

Das ehemalige Hammerherrenhaus steht nach § 3 per Bescheid des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 7m 49.06s
Längengrad:
E 14d 44m 25.84s
Höhe:
715.00 m

Abbildung 359

Das Herrenhaus der Schmiede und des Hammers in Eppenstein im April 2014.

¹³ wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 520 unten

Ende der 60er Jahre war der Knittelfelder Pfannhammer aber definitiv nur mehr als Hilfshammer anzusehen. In Eppenstein wurde die Schmiede ausgebaut und durch einen Zubau vergrößert, jedoch 1880 bereits wieder geschlossen. Sie wurde dann von der Familie Zeilinger in ein Sägewerk umgebaut und ging wie alle Werke im Raum Obdach in den 1910er Jahren an die Styria AG, die in den 20er Jahren des Jahrhunderts die Meisten davon schloss. Darunter auch dieses Werk. Eine Verortung derselben war mir leider, Aufgrund der schlechten Aktenlage, nicht möglich.

Abbildung 360

Die Rückseite des Objektes heute.



Abbildung 361

Das Hammerherrenhaus im Jahr 1941.



Abbildung 362

Das Siegel der Ainsbacher Schmiede.

Das Siegel des Sensenwerks:

Die Hackenschmiede trug als Siegel „drei Anker, 2 Krummsäbel und einen Halbmond mit drei Sternen“. Der Pfannhammer, später Sensenschmiede, in Knittelfeld trug die „Glocke“ als Markenzeichen auf den gefertigten Produkten.

Namentliche Abfolge:

Eine Abfolge als Solches ist nicht bekannt und ist durch dir zuvor bestehende Hackenschmiede kaum denkbar. Eine kurze Ahnenreihe und Besitzübergabe als Sensenschmiede bestätigt diesen Verdacht.



Abbildung 363

Die Sensenschmiede im Inneren unter der Führung der Styria AG in den 1920 Jahren.

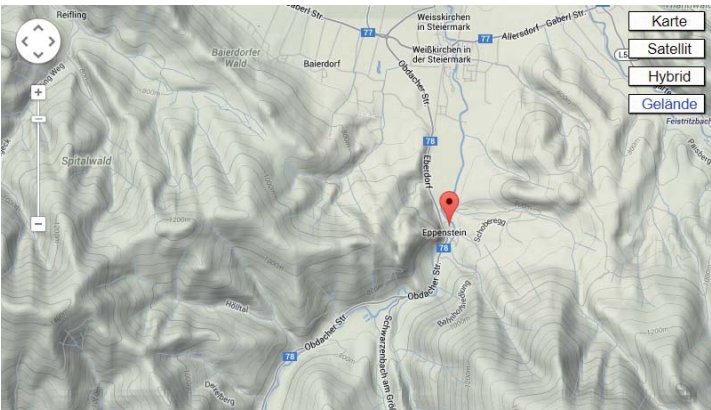


Abbildung 364

Lage des Objektes auf der Karte.



Abbildung 365

Das Hammerherrenhaus um 1930.

SENSENSCHMIEDE IN EPPENSTEIN



Sensenschmiede in Eppenstein bei Weißkirchen¹⁴

Kurzgeschichte:

Als Schmiede für das Adelige Geschlecht der Eppensteiner, entstand der Hammer. In der Zeit zwischen 1437 und 1453 müsste laut urkundlichen Aufzeichnungen ein Hammer Teil des Anwesens der Eppensteiner gewesen sein. Über die Familien Ramsebner, Stögmüller, Sales und andere, ging der Besitz auch hier an die Familie Zeilinger über. Bis Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Hammer betrieben.

Erbfolge und Verkäufe:

Da der Hammer für das Herrschaftsgeschlecht der Eppensteiner bestimmt war, dürfte dieser vormals eine Waffenschmiede gewesen sein. Breits Franz Schröckenfux schreibt, das er bis in das 10. Jahrhundert zurück datierbar sei. Wann er genau gegründet wurde ist nur Vermutung, scheint aber definitiv als Hammer im Jahre 1453 auf. Eigentümer war Leonhard Harracher. Zwei Jahrhunderte später, 1683, wird Hans Ramsebner als Schmied genannt und dürfte auch dessen Besitzer gewesen sein. Vom Jahr 1677 ist im Kirchdorfer Sensengewerkenarchiv die Rede, dass in Eppenstein neben Waffen auch Sichel und Sensen hergestellt wurden¹⁵. Bis 1709 bleibt der Hammer in Familienbesitz und scheint ab 1721 unter Jörg Stögmüller wieder auf. Mit Ursula Banberger hatte dieser fünf Kinder, wovon der älteste Sohn den Betrieb übernahm.



Georg Stögmüller überließ den Hammer nach dessen Tod seinem Sohn Josef, der mit Marianna Heusler vier Kinder hatte. Aus zweiter Ehe hatte er nochmals Zehn Kinder, wo-



Denkmalschutz

Das ehemalige Hammerherrenhaus steht nach § 3 per Bescheid des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 7m 49.06s
Längengrad:
E 14d 44m 25.84s
Höhe:
715.00 m

Abbildung 366

Die Schmiede des Hammers von Osten aus gesehen.

¹⁴ wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, Franz Schröckenfux, 1975, S. 521 ff

¹⁵ „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer“, Franz Schröckenfux, 1975, S. 521 oben

Abbildung 367

Das gesamte Anwesen (Hammerwerk bzw. Schmiede und Herrenhaus von Westen aus gesehen im April 2014.

von Franz Sales (beides Vornamen) Rechtsnachfolger wurde, da die ältesten Söhne sich dem Erbe nicht annehmen wollten. Franz führte den Betrieb weiter und ging 1823 in Konkurs. Durch den Verkauf an die Familie Zeilinger wurde das Gut zusammengehalten.

**Abbildung 368**

Ansicht des alten Kamins.

Johann Alois Zeilinger, in Übelbach geboren und aus der oft erwähnten Hammerfamilie Zeilinger mit Ursprung in Übelbach entsprungen, nahm sich auch dieses maroden und hinunter gewirtschafteten Hammers an. Er kaufte diesen und viele weitere Hämmer der Region, darunter auch den Hammer von Weinmeister in Knittelfeld und erbaute jenen in Schattenberg (Gaal). Sein Sohn übernahm ihn 1879 nach dem Tod seines Vaters, vergrößerte diesen erheblich, brachte ihn technisch auf den neuesten Stand und kaufte noch Hämmer in Warbach bei Obdach, sowie einen Forcher'schen Hammer in Eppenstein (früher Hakenschmiede und zusammenhängend mit dem ehemaligen Pfannhammer in Knittelfeld). Das gesamte Gut blieb bis 1913 im Besitz der Familie Zeilinger. Theresia Zeilinger, Witwe von Leopold Zeilinger, verkaufte 1913 das Anwesen sowie die Hämmer in Sulzerau und Warbach bei Obdach an die „Styria AG“ (Steiermärkische Sensenwerks AG)¹⁶. Die Styria AG hielt den Hammer jedoch nicht lange, da Exportrückgänge die Produktion schmälerten. 1930 schloss die Aktiengesellschaft den Hammer endgültig. Das Hammerherrenhaus und das gesamte Werksareal, sowie das Personalhaus sind zum Großteil noch erhalten geblieben.

**Abbildung 369**

Die Eppensteiner Schmiede auf einer Postkarte aus dem Jahre 1899.

Das Siegel des Sensenwerks:

Vorerst war kein Siegel bekannt, erst nach der Übernahme des Anwesens durch Georg Stögmüller wurde die Marke „2

¹⁶ „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 143

stehende Degen, dazwischen ein Kreuz und 2 Laibl“ verarbeitet. Dies ändertes sich im Laufe der Zeit nicht mehr und wurde wahrscheinlich erst durch die Übernahme der Zeilinger-Familie geädert. Eine Bestätigung der Zeilinger'schen Siegel, nämlich des „Russischen Kreuz“ ist nicht eindeutig nachweisbar, aber aufgrund der Hochhaltung der Familie-nhre durchaus wahrscheinlich.

Namentliche Abfolge:

Aufgrund der Familienfolge durch die Zeilinger wird auch dieser Hammer als Zeilinger Hammer bezeichnet. Zum Leid vieler Verwechslungen aufgrund der zahlreichen Besitzungen, vor allem Hammer- und Sensenschmieden, ist eine Namensgebung mit Bezug zur Lage in vielerlei Hinsicht einfacher. Oft wird der Hammer einfach als Sensenschmiede zu/ in Eppenstein bezeichnet.



Abbildung 370

Das Siegel des Werkes unter den Ainbachern.



Abbildung 371

Ansicht des Schmiedehammers um 1930, kurz vor seiner Stilllegung.

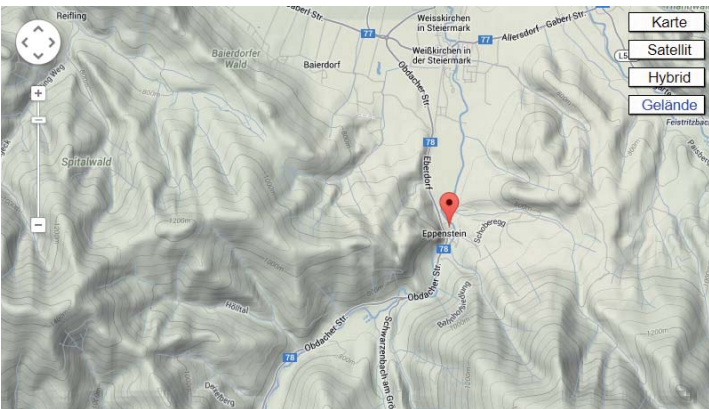


Abbildung 372

Lage des Objektes auf der Karte.

SCHMIEDE IN KATHAL



Schmiede in Kathal bei Eppenstein

Die Kathaler (Kathal kommt von Katharinental, geweiht der hl. Katharina) Schmiede ist zwar keine der Größten gewesen und war wohl auch nicht die bedeutendste, ist aber aufgrund dessen das sie heute noch besteht und der Vollständigkeit halber nicht zu vernachlässigen. Sie liegt heute noch direkt an der Obdacher Bundesstraße und ist stilistisch noch als Schmiede zu erkennen. Nebengebäude wie Wohn- und Wirtschaftshaus sind noch erhalten. Wann genau die Schmiede erbaut wurde ist nicht bekannt. Wahrscheinlich aber erst im Laufe des 19. Jahrhunderts, da in der Umgebung bereits Erzbau betrieben wurde und der Hochofen auf der Schmelz (Zirbitzkogel, heute Bundesheerstützpunkt und Truppenübungsplatz Seetaleralpe) mit der Schmiede in Zusammenhang stehen dürfte. Sicher ist das ab 1965 der Betrieb eingestellt wurde. Viele Teile der Anlage wurden entfernt, darunter der Fluter und die gesamte Einrichtung. In den letzten Jahren wurde eine Sanierung der Schmiede in Auftrag gegeben und straßenseitig eine Stahlbetonmauer zum Schutz aufgebaut. Die sehr, sehr naheliegende Straße, die Verschmutzungen durch Verkehr und Salzstreuung haben in den letzten Jahrzehnten doch deutliche Verfallserscheinungen in diesem Bereich hinterlassen. Heute befindet sich in jenem Bereich, rundum, die Holzindustriefirma Pabst.



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 5m 29.14s
Längengrad:
E 14d 41m 3.07s
Höhe:
740.00 m

Abbildung 373

Die Kathaler Schmiede heute. Ansicht Südost.

Abbildung 374

Die Kathaler Schmiede von Südwesten aus gesehen mit dem Herrenhaus im Hintergrund.

**Abbildung 375**

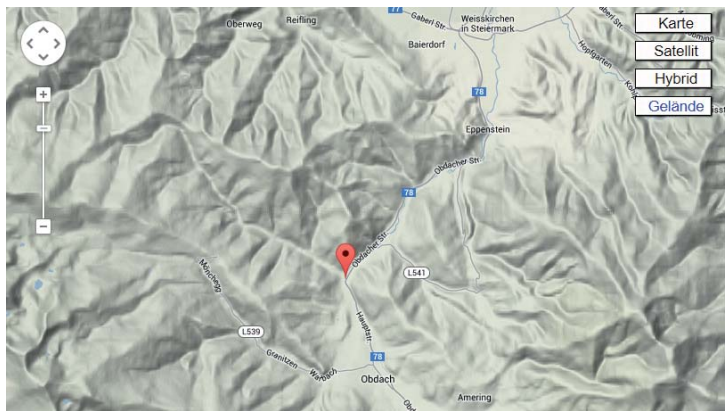
Südfassade der Schmiede in saniertem Zustand 2014.

**Abbildung 376**

Das Anwesen um 1930.

Abbildung 377

Lage des Objektes auf der Karte.



SENSENSCHMIEDE IN HOPFGARTEN



Sensenschmiede in Hopfgarten bei Weißkirchen¹⁷

Kurzgeschichte:

Erstmals als Sensenschmiede bzw. Hammer urkundlich genannt um 1630. Die Familie Stögmüller spielte auch hier eine große Rolle und hatte den Vertrieb des Hammer verteilt über das nächste Jahrhundert über. Nach kurzem Gastspiel von Ferdinand Schachner in den Jahren 1852 bis 1857 kaufte die Radwerk-Community (wahrscheinlich die Vordernberger-Radwerk-Community) den Hammer auf, genauso wie jenen im Hammergraben (heutige Gemeinde Seckau/Gaal/Spielberg bei Knittelfeld), der der Seckauer Abtei gehörte. Damit wurde das Werk still gelegt und von nun an nicht mehr betrieben. Noch zu erwähnen ist, dass das Werk jedenfalls am Feistritzbach, und nicht wie die anderen in der Nähe von Eppenstein und Obdach am Granitzenbach, lag.

Erbfolge und Verkäufe:

Im Jahr 1630 waren Ambroß und Regina Rabl Besitzer des Hammers. Bereits zu dieser Zeit als Hammer geführt, ging er wie so viele Hämmer aus einer Hackenschmiede hervor. Die Witwe heiratete 1651 erneut. Dieser wurde vom Sensen- und Hackenschmied Matthias Pambis (auch Prammer) weitergeführt und im gleichen Jahr noch in einen Hammer umgestaltet¹⁸. 1674 gestaltete Andreas Haß den Hammer dann zu einem Sensenhammer um. Später tauchte wieder ein Rabl auf, der wahrscheinlich aus dem Ursprungsgeschlecht stammte. Georg Rabl betrieb den Hammer war verheiratet, verschied aber bald. Dessen Witwe heiratete Simon Stögmüller (auch Stegmüller), der insgesamt zweimal verheiratet war und 9 Kinder zeugte. Von 1688 bis 1812 waren die Stögmüller Sensengewerke hier ansässig. 1726 starb Simon Stögmüller, worauf hin sei Sohn aus erster Ehe, ebenfalls Simon, das Werk fort führte. Dieser heiratete gleich dreimal, da die beiden ersten Frauen doch recht früh verstarben. Als Besitznachfolger erklärte er seinen Sohn aus erster Ehe, Simon. Dieser betrieb den Hammer weiter und schaffte es dadurch einigermaßen wohlhabend zu werden. Unter anderem kaufte er auch den Hammer in Admontbichl bei Obdach und verschied 1812 in Graz, nachdem er sich während der Franzosenkriege mit diesen einließ. In einem Testament teilte er seine Besitztümer auf. Darunter an seine Nichte Helene Schaffer, seine Neffen Alois und Josef Schaffer und den betreffenden Sensenhammer vermachte er seiner Wirtschaftlerin Klara Schachner. Nach ihrem Tod 1832 ging auch ihr Erbeil an Helene Schaffer über, trat die Erbschaft aber



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 9m 15.13s
Längengrad:
E 14d 46m 21.53s
Höhe:
720.00 m



Abbildung 378

Das Herrenhaus in Hopfgarten bei Allersdorf im April 2014.

¹⁷ wenn nicht anders gekennzeichnet aus: „Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Franz Schröckenfux, 1975, S. 524 ff

¹⁸ Franz Schröckenfux, 1975, S. 525



Abbildung 379

Die Insignien von Matthias Schachner, dem Erbauer des Anwesens.



Abbildung 380

Das Hauptportal des Herrenhauses.

Abbildung 381

Rechts das Herrenhaus im Jahr 2014.



Abbildung 382

Das Herrenhaus von Süden aus gesehen im Jahr 1788.



Abbildung 383

Eine aktuelle Innensicht, des zu sanierenden Hauses.

nicht an. Da aber einige Bedingungen an die Erbschaft geknüpft waren, darunter 4 Brüder des Vaters zu erhalten, verkaufte sie alles an ihren Onkel Matthias Schachner. Dieser war verheiratet und hatte einen Sohn, Ferdinand. Ferdinand Schachner übernahm 1852 den Hammer und die Schmiede und ging 1857 an die Radwerk-Community. Diese legte den Hammer still und ließ ihn verfallen. Leopold Zeilinger kaufte in Folge dessen noch das Werk um sich die Meisterzeichen - zwei gekreuzte Säbel - zu sichern. Das Herrenhaus selbst ist heute noch sehr gut erhalten und trägt die Initialen „M S“, sowie das Meisterzeichen der krummen Säbel und eine Jahreszahl aus dem Jahre 1788. Die Initialen sind daher wahrscheinlich Mathias Schachner zuzuordnen.

Die restlichen Gebäude sind ebenso erhalten, der Zustand gleicher spricht aber für sich. Ab 1900 leitete die Witwe von Leopold Zeilinger nach deren Sohn Leopold Zeilinger jun. das Werk bis sie es 1913 an die „Styria Steiermärkische Sensenwerks AG“ verkaufte. 1930 wurde die Produktion aufgrund zentralerer, größerer und modernerer Werke im

Aichfeld, eingestellt. Am Ende des 20. Jahrhunderts war das Anwesen im Besitz der Pölser Papierfabrik, die es jedoch in den 1990er Jahren verkaufte, da diese wahrscheinlich an dem zum Anwesen zugehörigen Waldbesitz von an die 1.000 ha interessiert war, und nicht am Anwesen selbst (Auskunft von Fr. Dipl.-Ing. Barbara Kaltenegger). In den letzten Jahren (seit 1991) scheint Hr. Dr. Kaltenegger und Fr. Dipl.-Ing. Kaltenegger als Besitzer auf, die die ehemalige Werkzeugschmiede zu ihrem Wohnhaus umfunktionierten. Der darin stehende LKW wurde dafür entfernt und die alten Zugbänder der Gewölbe wieder eingesetzt, da das Mauerwerk sich auseinander zu ziehen drohte. Das Hammerherrenhaus wurde außen und der große Gartenpavillon (um 1800 errichtet) außen und innen saniert, wozu einiges an Schimmel vorerst entfernt werden musste. Fr. Kaltenegger möchte in den nächsten Jahren auch das Herrenhaus innen vollkommen renovieren. Das alte E-Werk am Bach, sowie der Fluter, eine Kapelle, ein Stall sowie ein Personalhaus sind ebenso noch erhalten geblieben.



Abbildung 384

Das Personalhaus neben dem Herrenhaus.



Abbildung 385

Der Gartenpavillon 1788.



Abbildung 386

Die ehemalige Werkzeugschmiede. Heute Wohnhaus der Familie Kaltenegger.



Abbildung 387

Der Gartenpavillon 2014.

Abbildung 388

Innenansicht der sanierten Werkzeugschmiede.



Abbildung 389

Das Siegel der Gewerken des Hopfgartner Hammers.

Die Siegel des Sensenwerks:

Als der Besitz an die Familie Stögmüller ging, führte um 1688 Simon Stögmüller „2 krumme (gekreuzte) Säbel“ ein. Der letzte der Simon Stögmüller, der zu großem Wohlstand gelangte, hatte als Markenzeichen „2 gekreuzte Schwerter, rechts ein Kreuz, links ein Laibl“. Das erstere Siegel starb jedoch nicht völlig aus. Es ging an das Werk in Eppenstein, auch bekannt unter Forcher'scher Hammer.

Namentliche Abfolge:

Namentlich ist die Sensenschmiede zu Hopfgarten am bekanntesten. Als Schmiede zu Weißkirchen ebenso. Wie aber bei allen Hämmern ist durch die zahlreichen Familienbande und Erbfolgen eine Namengebung über die Jahre, gar Jahrhunderte, immer wieder verändert worden. Auszugehen ist auch davon, dass die Hämmer, ebenso dieser, nicht nur nach dem Ort oder Ortsteil an dem sie sich befanden benannt wurden, sondern auch nach dem Inhaber. „Stögmüller Hammer“, „Riedl Hammer“ oder auch „Schaffer Hammer“, wären hier sicher anzudenken und treffen mit großer Wahrscheinlichkeit zu.

Abbildung 390

Das heute noch funktionstüchtige E-Werk am Feistritzbach.



Abbildung 391

Der noch gut erhaltene Fluder der Anlage.





Abbildung 392

Das Stallgebäude von Norden aus gesehen.

Abbildung 393

Der zugehörige Stall des Anwesens.

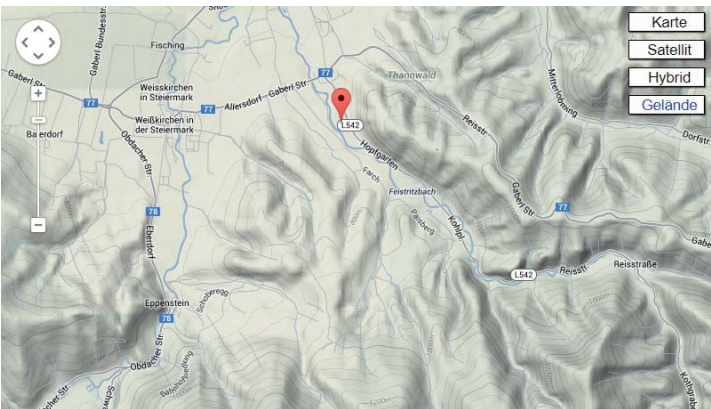


Abbildung 394

Lage des Objektes auf der Karte.



Abbildung 395

Die Kapelle des Hauses, nächst dem Personalhaus im Süden der Anlage.

HAMMER IN ADMONTBICHL



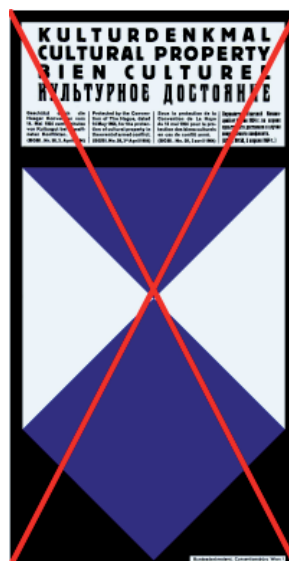
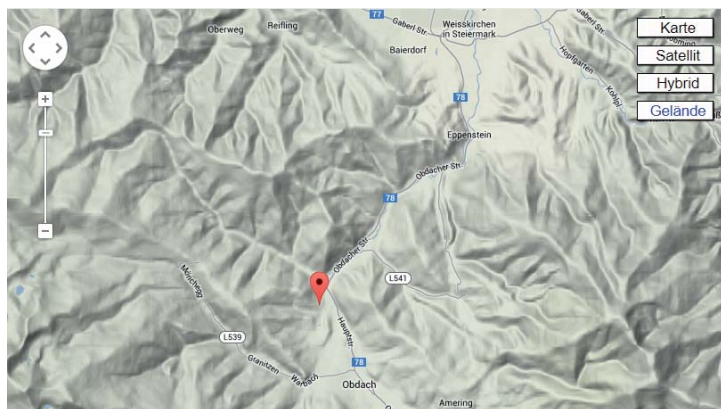
Eisen- und Hammerwerk Admontbichl (Obdach)¹⁹

Kurzgeschichte:

Abschließend zu den Hämmern im Raum Obdach soll der Vollständigkeit halber noch jener in Admontbichl (Gemeinde Obdach) erwähnt werden. Aufgrund seiner geringen Bestandszeit von etwa 60 Jahren war er auch von relativ geringer Bedeutung.

Erbfolge und Verkäufe:

Wann genau der Hammer gegründet wurde ist nicht genau datiert, war aber definitiv vor 1800 bereits vorhanden. Bis um die Jahrhundertwende (1800) besaß Fr. Emmerentina Edle von Eggenwald das Werk und verkaufte es im selben Jahr noch an Simon Stögmüller, bereits bekannt von anderen Werken der Region. Darunter auch die Hämmer in Obdach, Eppenstein, Warbach oder dem Paßhammer in Judenburg. Dieser besaß das Werk zwölf Jahre lang und gab dieses an Helene Schrieffl weiter, die den Hammer von 1812 bis 1847 führte. Sie war eine Nichte von Stögmüller und übergab an Joseph Schaffer um 1847. Dieser führte das Werk bis zum Ende seines Bestehens im Jahre 1860 weiter. Insgesamt gab es, wie bei allen Hämmern immer Werksbesitzer und Pächter. Ab 1847 scheinen als Werksleiter Johann Rothleitner und Haus Franz auf, die wahrscheinlich die finanziellen Investitionen übernahmen. Der Hammer war, wie bereits gesagt von geringerer Bedeutung, hatte aber 2 Hämmer und 3 Feuer inne, und um die fünf Arbeiter angestellt.



Denkmalschutz

Das ist nicht mehr vorhanden und steht daher weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 13m 9.95s
Längengrad:
E 14d 34m 51.32s
Höhe:
621.00 m

Abbildung 396

Lage des Objektes auf der Karte.

19 Daten aus: „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 183

374

DIE HOLZTRIFT AM
GRANITZENBACH

INHALT

HOLZTRIFT AM
GRANITZENBACH

28

DIE HOLZTRIFT AM GRANITZENBACH

Holztrift am Granitzenbach¹

Wie bereits in der Einleitung erwähnt, waren im südlichen Bereich um Obdach noch im Mittelalter dichte Wälder zu verorten. Diese wurden in den folgenden Jahrhunderten zwar durch Straßen gequert und schufen einen weiteren Übergang Richtung Süden, waren jedoch noch immer sehr holzreich. Ein Grund dafür, warum auch am Granitzenbach viel Holz geschlägert wurde. Große Bereiche des Waldgebiets waren im Mittelalter in Besitz des Landesfürsten. Unter Kaiser Friedrich III. wurden am Ende des Mittelalters (Ende 16. Jahrhundert), schon erste forstrechtliche Belange der Region geklärt, da er Erzherzog von Innerösterreich war und das Gebiet um Obdach, Eppenstein und Weißkirchen unter seiner Autorität lag. Bereits unter Kaiser Maximilian I. gab es schon konkrete Vorstellungen zum Forstrecht, welche er in einer Instruktion an den Waldmeister Sigmund Paumgartner nieder schreiben ließ. Unter Punkt 15 der Niederschrift ist folgendes zu lesen: „Item er soll auch unseren walld bey unserm geslos Eppenstein am Grassenberg hincz an die albm, der herab daselbs allenthalben zeitlig genug zu bringen ist, mit risgevertten auf unserem pach, die Gratnitz, so fur Weißkirchen rindt, und auf dem selben pach hinaus ze treiben hincz die Muer, und auff die Muer hincz auf das Werch, damit die ausgehakhten verderbten örtter dieweil allenthalben gehait und die jungen Holzer ze wachsen widr bracht werden, und bis zu ihrer Zeit errett mügen werden.“²Daraus ist eindeutig ersichtlich, dass die Wälder der Innerösterreichischen Herrschaft, darunter auch Vordernberg und Innerberg (Eisenerz) in Mitleidenschaft gezogen worden waren. Folglich ordnete der Erzherzog an, andere Wälder zur Befuerung der Eisenindustrie zu verwenden. Darunter eben auch die Wälder um Obdach und Weißkirchen. Weiters kann davon ausgegangen werden, dass schon um die Jahrhundertwende des 15. auf das 16. Jahrhunderts, Holz am Granitzenbach getriftet wurde. Belegt ist dies in einer Niederschrift, in der der Granitzenbach (Gratnitz) und die Mur (Muer) aufscheinen. Ein Waldbrand und dessen Aufzeichnungen aus dem Jahre 1582 bestätigen dies, da eine sehr große Holzmenge geschlagen worden war und infolge des Brandes vernichtet wurde³. Die Trift wurde also auch hier eingesetzt und von den Triftknechten vollzogen. Bauten entlang der Triftstrecke wurden vom sog. „Klausenmeister“ geplant und in dessen Auftrag gebaut. Er

Der „Granzitzenbach“

Der Granitzenbach entspringt den Seetaler Alpen und mündet bei Möbersdorf (zwischen Großlobming und Zeltweg) in die Mur. Er hat eine Gesamtlänge von ca. 40 km und nimmt im Anfangsbereich den Schmelzbach auf, der ihn hauptsächlich mit Wasser speist.



Abbildung 396

Simon Aschauers Siegel als kaiserlicher Holzmeister in Weißkirchen in der Steiermark um 1622.

1 „Geschichte des Marktes Weißkirchen in der Steiermark“, Reiner Puschnig, 1954, S.108 ff

2 „Geschichte des Marktes Weißkirchen in der Steiermark“, Reiner Puschnig, 1954, S.109 oben

3 „Geschichte des Marktes Weißkirchen in der Steiermark“, Reiner Puschnig, 1954, S.109 ff



Abbildung 397

Das Siegel des Floßmeisters Georg Hemler, vlg. Flößer, um 1794 bei Weißkirchen in der Steiermark.

selbst war Staatsangestellter und wurde öfters aus Weißkirchen an andere Orte beordert. Am Zusammenfluss von Granitzenbach und Mur bestand angeblich eine Flößerei. Belege über Flößmeister im Ort sind weit zurück ins Mittelalter vorhanden. Teilweise wurden auch zwei von Ihnen gelistet. Bereits um 1680 wird von Philipp Artner geschrieben, der wohl der Plättenmeister der Region war. Später ist ein Haus vulgo Flößer belegt, deren Zunft bis in das 18. Jahrhundert dauerte. 1794 war Georg Hemler der Flößmeister des Ortes. Ein Siegel am Haus Nr. 113 mit einem Floß als Zeichen belegt diese. Siehe dazu folgende Abbildung 397 in der linken Spalte.

In vielen Bereichen des Gewerbes wurden die Flöße wieder mit Pferden flussaufwärts gezogen. Als Voraussetzung brauchte man dafür jedoch Wege entlang des Flusses für das Pferdegespann. In der Weißkirchner Chronik wird diesbezüglich auch vom Verkauf der Plätten bzw. Flöße, um ein Achtel des Herstellungspreises, gesprochen. Wie bereits bei St. Marein erwähnt, war das Transportgewerbe ein recht einträgliches Geschäft. Folglich wurde auch rund um Weißkirchen das Fuhrgeschäft ein stärker florierendes und hat sich bis in das 20. Jahrhundert gehalten. In den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts war noch die Rede von drei solcher Unternehmen. Heute besteht nach wie vor ein Transportunternehmen, die Firma Schaffer Transporte.

INHALT

380 DAS HAMMERWERK IM
LOBMINGTAL

HAMMERWERK
IM LOBMINGTAL

29

DAS HAMMERWERK IM LOBMINGTAL



Sensenschmiede in Mitterlobming bei Knittelfeld (Gemeinde Kleinlobming)¹

Geschichte:

Das Hammerwerk wurde als Hackenschmiede gegründet und liegt zwischen den Gemeinden Groß- und Kleinlobming im Lobmingtal. Der Ortsteil Mitterlobming ist der genaue Standort. Zum Anwesen zählte unter anderem noch ein Kohlebarren westlich des Hammers und zwei Werksgebäude. Der Betrieb wurde bis in die 1970er Jahre aufrecht erhalten. Abschließend wurden noch einige Werkzeuge für den landwirtschaftlichen Gebrauch gefertigt. Darunter Schaufeln, Hauen und dergleichen. Der Hammer war bis in die 80er Jahre zum großen Teil relativ gut erhalten. Die Anlage wird aber mit zunehmendem Alter immer schlechter im Zustand und wäre heute sanierungsbedürftig. Hammer und Einrichtung sind nach wie vor vorhanden müssten aber ebenfalls dringend renoviert werden. Fluter und Wasserrad sind leider nicht mehr vorhanden. Nach meinen letzten Forschungen im April 2014 musste ich leider feststellen das die alten Gebäude leider in einem immer schlechteren Zustand vorzufinden waren.



Ein eingestürztes Dach und teils schiefes Mauerwerk waren Hauptursachen dafür. Fr. Gruber, die noch um 2000 das Anwesen besaß musste aufgrund ihres Alters und körperlichen Zustandes ihren Besitz aufgeben. Familie Wieser (vgl. Grenzhuber) mit gleich anschließendem EF-Haus entschloss sich die alten Gebäude zu kaufen, da sie ja ohnedies in unmittelbarer Nähe (auf der anderen Wegeseite) wohnen, zu kaufen und Fr. Gruber einen Aufenthalt im Pflegeheim zu ermöglichen. Leider verfiel der Hammer bereits im Ei-



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz, da es im April 2014 einen Abbruchbescheid des Bundesdenkmalamtes (BDA) erhielt.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 10m 16.78s
Längengrad:
E 14d 48m 35.49s
Höhe:
680.00 m

Abbildung 398

Links im Bild das verfallene Werksgebäude des ehemaligen Hammers der Familie Gruber.

¹ „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 159/160 und aus „Adel und Eisenadel, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 103/104



Abbildung 399

Der Hammer um 2000 in bei weitem noch besserem Zustand und noch unter Denkmalschutz.



Abbildung 400

Der Hammer in den 1970er Jahren, einige Jahre nach seiner Stilllegung.



Abbildungen 401 und 402

In den Abbildungen sind die heutigen Wohngebäude am Anwesen des Hammers zu sehen. Oben das Haus der Familie Wieser, die heutigen Besitzer des Hammeranwesens. Unten im Bild das ehem. Wohnhaus von Fr. Gruber sen.

gentum von Fr. Gruber sehr stark, da sie weder die finanziellen Mittel, noch wahrscheinlich das Interesse an den alten Gebäuden hatte. Der Hammer stand in diesem Zeitraum bereits per Bescheid (§3 des Bundesdenkmalgesetzes) unter Schutz. Durch das Herantreten von Familie Wieser an das BDA wurde ein Abbruchbescheid erlassen. Seit April 2014 ist dieser rechtsgültig, wodurch dem Abbruch nichts mehr im Wege stand. Ich habe durch Herrn Johann Wieser sen. und Fr. Hannelore Wieser sen. erfahren, dass der alte Schwanzhammer noch im April (wahrscheinlich 10. April) diesen Jahres in das Eisenmuseum nach Eisenerz überstellt wurde. Am 11.04.2014 konnte ich selbst die wahrscheinlich letzten Aufnahmen der alten Hammergebäude machen, da der Abbruch für die nächsten Tage in Planung stand.

Erbfolge und Verkäufe:

Erster Besitzer und wohl auch Erbauer dürfte Alois Wipplinger gewesen sein. Er erbaute um 1812 die Schmiede und stellte vorwiegend Hacken her. Streckhammer und Presshammer (beides Schwanzhämmer) waren die Erstausrüstung. In Elfi Lukas Buch „Adel und Eisenadel“ wird über das tragische Ende des Besitzers geschrieben, der seinen Kopf in den Hammer hielt. Ignaz Griesmaier war nach dem Freitod Wipplingers der Nachfolger. Um 1870 übernahm er den Hammer und erzeugte neben Weinberg-Hacken auch Schaufeln und Hauen, wahrscheinlich auch deshalb, weil die Agrar- und Landwirtschaft aufzuleben begann. Um 1900 wurde Matthias Gruber neuer Eigentümer und produzierte auch Pilotenschuhe und Konstruktionsbauteile aller Art. Von den schwierigen Zeiten der Zwischenkriegszeit habe ich bereits geschrieben. Auch der Gruber Hammer wurde davon nicht verschont und ging nahezu in Konkurs. Dieser konnte jedoch noch abgewendet werden und die wirtschaftliche Lage beruhigte sich. 1948 wurde aufgrund eines Jahrhunderthochwassers auf Dieselbetrieb umgestellt. Das alte Wasserrad war irreparabel beschädigt und wurde daher nicht mehr erneuert. Franz Gruber, Sohn des Matthias Gruber, leitete den Hammer bis 1965 weiter, musste diesen dann jedoch schließen. Bis heute wohnt die Familie Gruber am Anwesen. Die Gräber von Matthias Gruber und Franz Gruber sind im Friedhof Großlobming², an der Ortseinfahrt von Apfelberg kommend, noch immer vorhanden und stechen unter den weiteren Gräbern sofort hervor, da sie baulich gesehen doch um einiges aufwendiger gestaltet sind als die umliegenden.

² „Montangesichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 158

Das Siegel des Sensenwerks:

Als erstes bekanntes Werkzeichen diente der „Anker“ seit 1870 unter dem Hammerherr Ignaz Griesmaier und blieb die weiteren Jahre als solches erhalten.

Namentliche Abfolge:

Bekannt war der Hammer als „Hackenschmiede in Lobmingtal“. Seit der Besitzfolge um 1900 durch die Familie Gruber wurde er als „Gruber Hammer“ bezeichnet.



Abbildung 403

Ein sog. „Rückenschlächtiges Wasserrad“, das in den 1970er Jahren das Werk noch antrieb.



Abbildung 404

Das Hammergebäude ist heute war im April 2014 ruinösem Zustand. Das Bild wurde kurz vor dem Abbruch gemacht.



Abbildung 405

Die einstigen Hämmer des Werkes sind heute im Eisenmuseum Eisenerz ausgestellt.

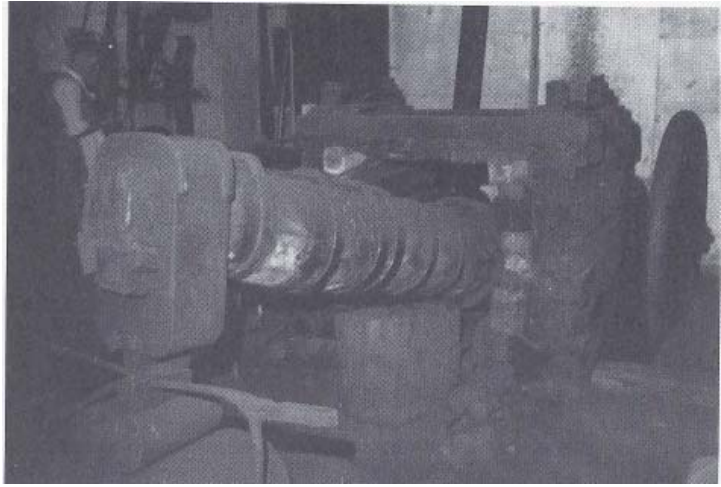


Abbildung 406

Der einstige Standplatz der Schwanzhämmer, im April 2014 nur mehr Ruine.

Abbildung 407

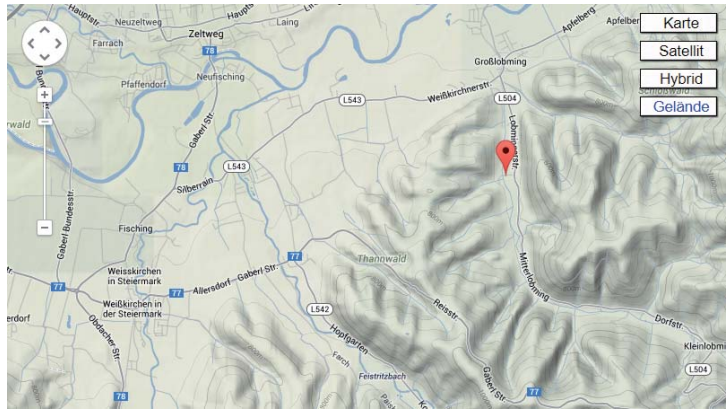
Einer der beiden Schwanzhämmer im Jahr 1971.

**Abbildung 408**

Die Rückseite (Südfassade) des Nebengebäudes des Hammers. April 2014.

Abbildung 409

Lage des Objektes auf der Karte.

**Abbildung 410**

Die ehemalige Esse (Feuerstelle) des Hammers kurz vor dem Zusammenbruch und Abbruch.

INHALT

- 388 WERKE RUND UM ST.
 MARGARETHEN
- 392 DIE STEHRING MÜHLE
- 398 DER ZWEITE HAMMER
 IN RACHAU-GLEIN
- 404 DER DRITTE HAMMER
 IN RACHAU-GLEIN

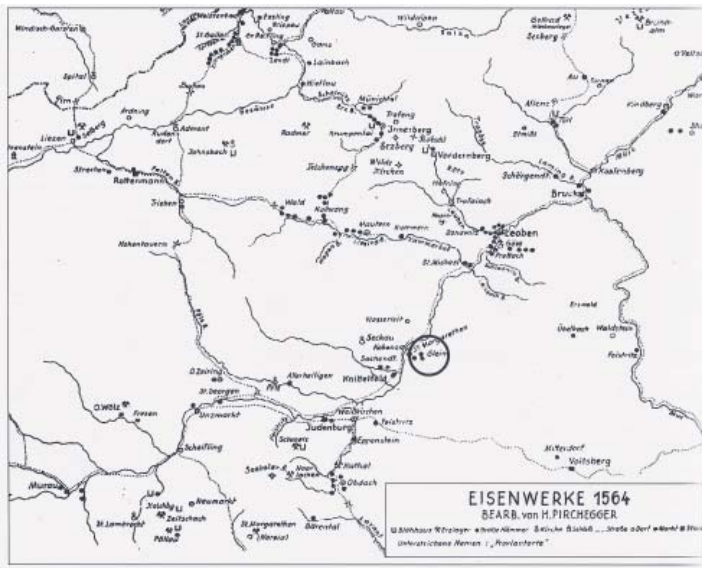
WERKE IN ST. MARGARETHEN

30

Hammerwerke in St. Margarethen bei Knittelfeld, Glein und Rachau

Vorgeschichte:

Insgesamt soll es in Glein 3 Hämmer gegeben haben, bestätigt einerseits durch Erwähnungen in diversen Urkunden aus Pfarrarchiven (vor allem vom Stift Seckau) und Gemeindefarchiven, andererseits durch die Recherchearbeit von Hans Pirchegger in „Eisen immer dar“ oder „Das steirische Eisenwesen“ (verschiedene Bände). Franz Forcher von Ainbach hat diese Hämmer in seinen Schriften nicht erwähnt, auch Helmut Lackner nicht. Warum ist mir nicht ganz klar, da es immerhin 3 an der Zahl waren und sie bereits um 1564 vorhanden waren, wie einige Skizzen und bearbeitete Karten von Hans Pirchegger zeigen, aber auch der Heimatatlas der Steiermark erwähnt.



Ersichtlich sind in der Abbildung von 1564 eindeutig drei Hämmer um das Gebiet von St. Margarethen und Glein (entweder ist damit der Ort selbst oder der Bach gemeint). In einer noch älteren Darstellung von 1493 (ebenfalls von Pirchegger bearbeitet) ist ebenfalls schon ein Hammer zu verzeichnen, und geht lt. Symbol wohl auf eine Schmiede zurück.

St. Margarethen bei Knittelfeld

St. Margarethen ist bereits als Markt 1122 erwähnt und war ab 1180 Teil des Herzogtums Steiermark. Von St. Margarethen ausgehend gelangt man in das Seitental der Rachau. Glein ist ein Ortsteil der Rachau und besteht wie Margarethen und Rachau seit 1849/50.

Abbildung 411

Kartierung der Eisenwerke um 1564 in der Region Aichfeld Murboden. Mit dem Kreis gekennzeichnet sind die drei Hämmer im Gebiet von Glein.

Abbildung 412

Kartierung der Eisenwerke um 1493. In der Karte ist nur ein Eisenhammer in diesem Jahrhundert in Glein ersichtlich.



Eine Darstellung bearbeitet von Ferdinand Tremel im „Heimatatlas der Steiermark“ zeigt Eisenwerke aus dem Jahre 1782 und zeigt keine Hämmer mehr in diesem Gebiet. Rückschließend darauf ist zu vermuten, das Forcher von Ainbach, aber auch andere wie Helmut Lackner, durch Betrachtung der jüngeren Geschichte eine falsche Schlussfolgerung zogen und die weiter zurück datierten Hämmer im Glein-Gebiet möglicherweise übersehen haben. Eine andere Schlussfolgerung wäre nicht unbedingt logisch. Elfi Lukas vermutet in ihrem Buch bzw. Chronik der Gemeinde Glein, das aufgrund dreier Hämmer im Wappen der Ortsgemeinde St. Margarethen, eine Bestätigung für die Anzahl derselben gegeben ist¹. Die Geschichte der Hämmer in Glein und Rachau lassen sich nicht eindeutig bestimmen. Meist ist einfach die Rede vom Hammer in der Glein, welcher es der drei war, ist meist nicht ganz nachvollziehbar. Hinweise durch die Namensgebung, darunter z. B. „Pögl Hammer“ oder der gleichen lassen einen bestimmten Hammer aber immer vermuten. Folglich habe ich versucht die Geschichte der drei Hämmer der Glein einzeln zu verarbeiten. Ein Anspruch auf Vollständigkeit kann aber dabei nicht erhoben werden.

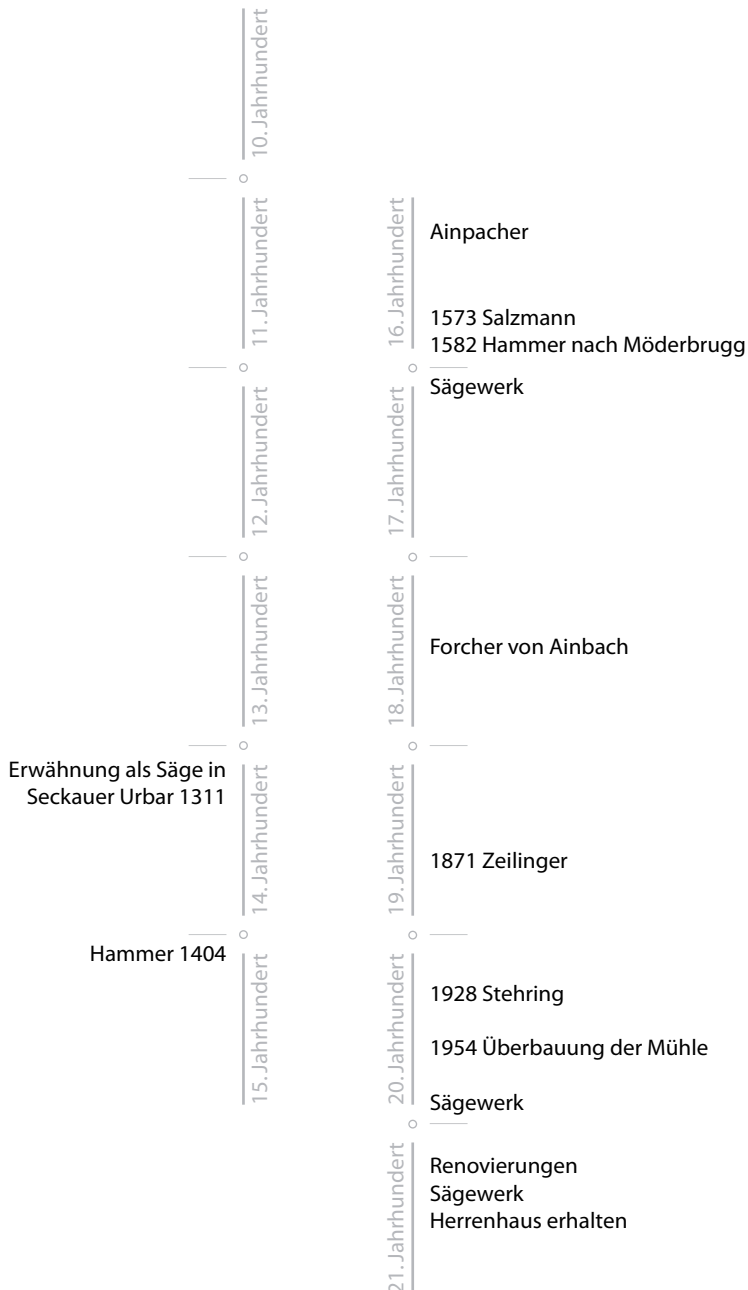
1 „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 230/231



Abbildung 413

Kartierung der Eisenwerke im Jahr 1782. In Glein ist dabei kein Hammerwerk mehr vorhanden.

DIE STEHRING MÜHLE



Die Stehring Mühle²

Kurzgeschichte:

Wie viele Hämmer vor ihrer eigentlichen Zeit wurden Sie auf Mühlen gegründet. Die bereits beschriebenen Mühlen in Gaal geben darüber ebenso Aufschluss. Auch dieser Hammer wurde basierend auf einer Mühle zu einem modernen Industrierwerk. Als Vorläufer ist vermutlich die „Stehring-Mühle“ anzuführen. Sie besteht heute noch und ist unter der Anschrift Gleinstraße 14a und 16 zu finden. Zur Zeit wird das Werk als Säge geführt.

Erbfolge und Verkäufe:

Neben Pirchegger schrieb auch Louis Hammer über diesen Hammer und fand dazu im „Stubenberger Archiv“ einen Kaufbrief der auch darauf hindeutet, dass der Hammer vormals eine Säge war. Eigentlich ein nicht unbedingt üblicher Vorreiter, waren doch eher Mühlen oder Schmieden die Vorläufer eines solchen Hammers. Jedenfalls wurde der Hammer um 55 Pfennige an Friedrich Stubenberg um 1404 verkauft. Ebenfalls deutet die Erwähnung als frühzeitliche Säge auf diesen Hammer hin und lässt sich dadurch wahrscheinlich von den anderen beiden im Graben mehr oder weniger deutlich differenzieren. Aus dem Jahre 1573 ist bekannt, dass Fr. Apollonia Ainpacher die Mühle der Familie in ihre Ehe mit Georg Salzman mit einbrachte. Salzman hat wahrscheinlich das Stehringhaus (heute noch als „Stehringmühle“ bekannt) gebaut, was aber nicht sicher bezeugt werden kann. Zumindest ein Umbau seinerseits ist anzunehmen. Über dem Haupteingang (nördlich gelegen) ist eine Inschriftentafel angebracht auf der steht: „GEORG SALZMAN/TU ES GOTT BEVE/LCHN 1576“. Daraus geht ein Zusammenhang mit Georg Salzman hervor. Nachdem (wie weiter unten beschrieben) der „Hammer an der Bruckn“ (Wellsche-Hammer) 1582 nach Möderbrugg verlegt wurde, wurde die Mühle wahrscheinlich in eine Säge umgewandelt und ist im allerältesten Seckauer Urbar von 1311 bereits erwähnt³. Ab dem 18. Jahrhundert scheint die Familie Forcher (von Ainbach) auf⁴. Die Familie Zeilinger übernahm in den Folgejahren indes auch eine Mühle bzw. eine Säge im Einzugsgebiet des Gleinbachs. Ab 1871 scheinen Franz und Therese Zeilinger als Eigentümer auf, die bis 1903 die Mühle betrieben. Dann Otto Zeilinger bis 1912. Im Jahre 1912 wurde das Werk an die Deutsche Sparkasse verkauft, in deren Besitz es bis 1928 blieb. Ab diesem Jahr ist als Eigentümer Georg Stehring sen. eingetragen, der 1984 verstarb. Sein Sohn Georg Stehring jun. übernahm in die-



Denkmalschutz

Das ehemalige Hammerhaus steht nach § 3 per Bescheid des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 13m 25.04s
Längengrad:
E 14d 52m 9.58s
Höhe:
618.00 m



Abbildung 414

Das Siegel von Georg Salzman im Jahr 1576. Abbildung vom Eingang an der Nordwestfassade des Herrenhauses.

2 „Adel und Eisenadel, Dr. Elfi Lukas, 2003, S. 117 ff

3 „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Louis Hammer, 1959, S. 370 ganz unten

4 „Chronik Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 206-210



Abbildung 415

Die alte „Rauchkuchl“ des Herrenhauses in Glein. Aufnahme April 2014.

Abbildung 416

Im rechten Bild das Herrenhaus von Georg Salzmann. Südliche Ansicht.



Abbildung 417

Das Herrenhaus von der Straßenseite, von Norden, aus gesehen.



Abbildung 418

Vorraum hinter dem Eingang an der Ostseite.

sem Jahr das Werk und führt es bis heute als Säge weiter. Fr. Stehring Hannelore, Witwe von Georg Stehring sen., lebt heute noch und hält das alte Herrenhaus in hervorragendem Zustand.

Zum großen Teil ist das Haus trocken gelegt und in sehr gutem Zustand. Sie ist seit 1954 im Haus ansässig und bewohnt das nebenstehende ehemalige Personalhaus, das von Georg Stehring sen. erbaut wurde und das alte Mühlengebäude ersetzte. Nach Auskunft von Fr. Stehring Hannelore wurde das Herrenhaus immer als „Keischn“ bezeichnet, obwohl dieser namentliche Zusammenhang nicht wirklich aus dem heutigen Erscheinungsbild hervorgehen kann, denn der Zustand spricht für sich. Heute befindet sich nahezu ein privates Museum in den alten Gemäuern, da Fr. Stehring sen. viele alte Artefakte sammelt. Darunter Bergfrösche (Lampen aus dem Stollen in Fohnsdorf), landwirtschaftliche Geräte, aber auch alte Mühlsteine der ehemals vorhandenen Mühle oder auch der Spannring des ehemali-

gen Hammers sind darunter noch zu finden. In mühevoller Kleinarbeit versucht sie das Haus am Leben zu erhalten und lässt unter großen Umkosten Renovierungsarbeiten in den Räumen durchführen, wobei sie aller größten Wert auf den Erhalt der alten Substanz legt.



Das Siegel des Sensenwerks:

Siegel sind indes ebenso wenige bekannt. Dadurch, dass teilweise mehrere Hammerherren Besitzer der Hämmer in Glein waren, ist eine eindeutige Zuordnung der Werkzeichen einer bestimmten Zeitperiode nicht einfach und meist nicht klar bestimmbar.

Namentliche Abfolge⁵:

Im Seckauer Urbar von 1311 wird das Werk als „Hemers-Mühle“ und später noch als „Bischofsmüll“ bezeichnet. Hemers Mühle wird wahrscheinlich auf einen Familiennamen zurückzuführen sein, kann aber nicht bestätigt werden. Bischofsmüll verweist aber definitiv auf die Kirche und den Besitz durch das Stift Seckau und wurde wahrscheinlich zu Ehren eines Bischofs der Zeit so genannt. Schlussendlich ist die Mühle als „Zeilinger Mühle“ bezeichnet worden, da diese die letzten Besitzer waren.

Abbildung 419

Das in den 1950er Jahren erbaute Einfamilienhaus der Familie Stehring. Ehemaliger Standort der Mühle, welche überbaut wurde.



Abbildung 420

Eine noch zu sanierende Decke im ertsen Obergeschoß des Herrenhauses.



Abbildung 421

Schmiedewerkzeuge aus der Vergangenheit des Hammerwerks.



Abbildung 422

Die „Stubn“ im Herrenhaus in renoviertem Zustand im April 2014.

⁵ „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Louis Hammer, 1959, S. 370 ganz unten



Abbildungen 423 und 424

Oben das Schlafzimmer des Herrenhauses. Rechts im Bild der ehemalige Rosstal im Westen des Anwesens.



Abbildung 425

Lage des Objektes auf der Karte.

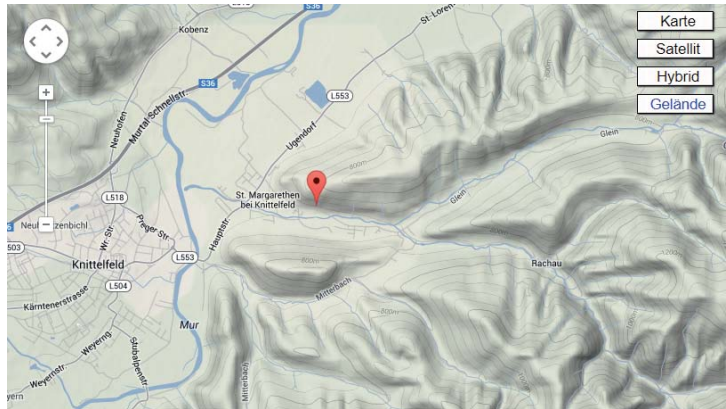


Abbildung 426

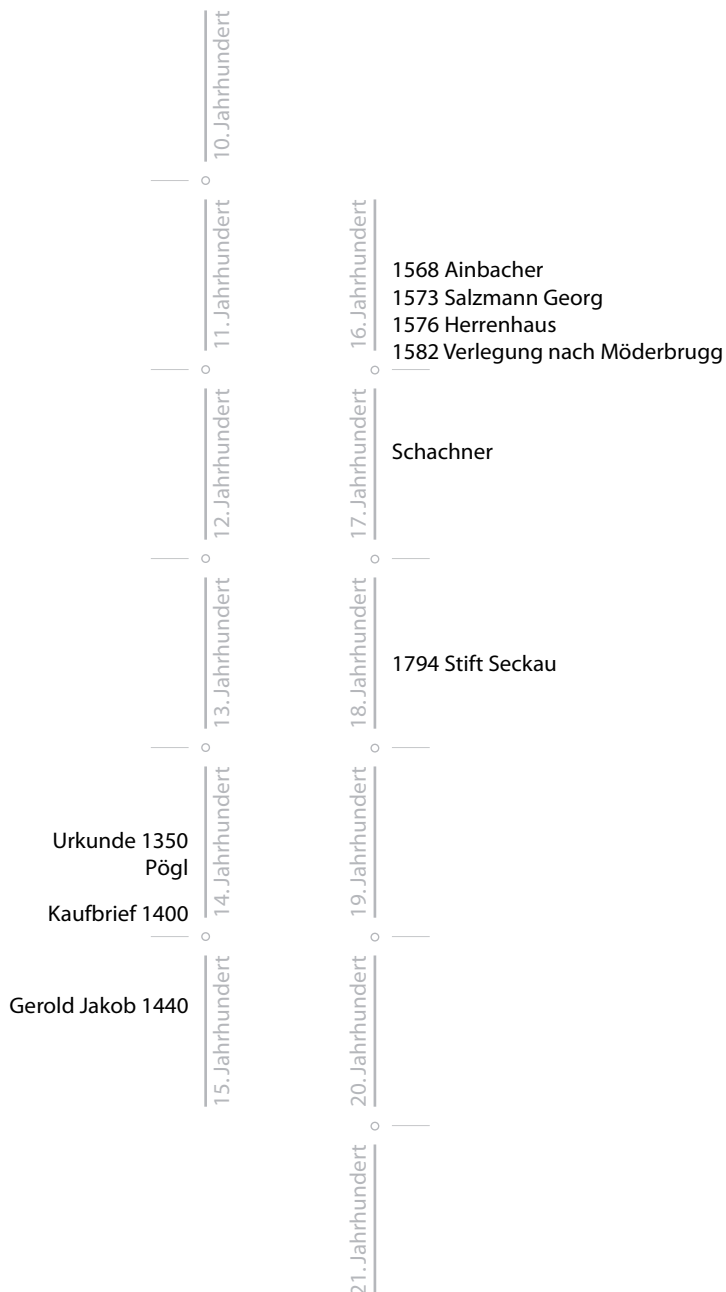
Ein Ofen im Schlafzimmer des oberen Geschoßes im Herrenhaus.



Abbildung 427

Das heutige Sägewerk von Georg Stehring jun. April 2014.

DER ZWEITE HAMMER IN RACHAU-GLEIN



Der Zweite Hammer in Glein⁶

Kurzgeschichte:

Noch weiter Tal einwärts befand sich der zweite Hammer in Glein am Zusammenfluss beider Bäche aus Glein und Rachau. Er war im 18. Jahrhundert im Besitz der Familie Wachter vlg. Raschbichler⁷. Erstbesitzer war demnach Balthasar Wachter, der den Besitz durch Erbfolge an seinen Sohn Josef abgab. Die Lage des Hammers ist relativ eindeutig bestimmbar, da immer wieder ein Hammer „im Winkel“ bei „der Brucken“ genannt wird. Der einzig vorkommende Winkel in beiden Tälern ist jener, an dem der Gleinbach und der Rachauerbach zusammenstoßen.

Erbfolge und Verkäufe:

Wie bereits erwähnt, dürfte einer der jüngeren Besitzer die Familie Raschbichler gewesen sein. Nach einem Kauf- und Schirmbrief aus dem Jahre 1794, dürfte er in Herrschaft des Seckauer Stiftes gelegen sein. Der Brief bestätigt die Übergabe bzw. Übernahme von Balthasar Wachter an seinen Sohn Josef.



Eine erste Urkunde belegt einen Hammer in Glein um 1350. Besitzer dieses dritten Hammers war wahrscheinlich ein Herr Pögl. Dieser war mit Anna von Gabelhofen in zweiter Ehe verheiratet. Später fand Hans Pirchegger einen Kaufbrief⁸ aus dem Jahr 1404 von Georg Peleys der dabei als Verkäufer



Denkmalschutz

Das Objekt steht, da es nicht mehr erhalten ist, weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 13m 13.32s
Längengrad:
E 14d 53m 8.17s
Höhe:
669.00 m

Abbildung 428

Ein Schirmbrief des Jahres 1794 bestätigt die Übergabe der Mühle von Balthasar Wachter auf dessen Sohn Josef.

6 Fakten und Daten, wenn nicht anders gekennzeichnet, aus: „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 23 ff

7 „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 231

8 „Das steirische Eisenwesen“, Hans Pirchegger, S. 151

des Hammers auftrat. Er ging an Christian den Hafner und Hans Pewnter über, welche jährlich 4 Pfund an das Lehen von Georg Stubenberg abgeben mussten. Folglich war dieser also der Grundherr des Hammers und verfügte darüber. Der Hammer wird in den Urkunden als "Hammer an der Glein bei der Wiesen" und auch als Hammer „an der Wasserleith“ geführt⁹. Dr. Elfi Lukas meint in der von ihr verfassten Rachauer Gemeindechronik, dass auch dieser Hammer ein Sägewerk gewesen ist. Eine Originalkopie des Kaufvertrages soll dies belegen, da im Wortlaut „vormalen eine Sag“ geschrieben steht. Entweder gab es nun mehrere Sägen am Gleinbach, eine am Zusammenfluss Glein- und Rachaubach, sowie jene am Platz der Stehring-Mühle, oder es handelt sich um den selben Hammer bzw. die selbe Säge. Was nun definitiv wahr ist, kann leider nicht ermittelt werden. Wie bereits Forcher von Ainbach meinte, war der Hammer vorerst aber im Besitz Fridrich von Stubenberg¹⁰. Er spricht ebenfalls von der „Wassergleit“ oder auch „glein bey der wisen“, meinte aber damit den Hammer in St. Marein in Wasserleith. Er ging davon aus, dass es in Glein bzw. am Gleinbach keine Hämmer gegeben hat und meinte mit dieser Besitzfolge auf den Hammer in Wasserleith bei Marein schließen zu können. Meiner Meinung nach eine falsche Interpretation, da man heute weiß, dass auch in der Glein Hämmer vorhanden waren und Georg Pelesy sicher Eigentümer eines Hammers im Gleingraben war. Weiters entrichtete 1445 ein Jakob Gerold Abgaben an Sigmund Windischgrätz für einen Hammer in der Glein. Ein Kaufbrief aus 1351 über ein halbes Feuer belegt dies obendrein. Daher muss der Hammer um einiges älter sein als meist vermutet wird und geht somit bereits in das 14. Jahrhundert zurück. Aus den Jahren 1445 bis 1449 sind Zinsungen an die Pfarre St. Margarethen nachweisbar. 1477 an das Stift Seckau und seinen Domprobst. Hier taucht der Hammer bereits als Welscher-Hammer auf und dürfte als Modernisierungsmaßnahme und Ersatz für den bis dahin bestehenden Deutschen Hammer eingesetzt worden sein. 1480 wird ein Wernhardin Helfues genannt. Er vererbte seinen Besitz inklusive umliegender Wiesen und Äcker („hamer und wisen dapey“) an seinen Sohn Lukas Helfues. Louis Hammer schreibt von einem Hammer „an der Glein bei St. Margarethen“ und könnte auf jeden der Hämmer am Bach zutreffen. Dr. Elfi Lukas spricht in der Rachauer Chronik von einer „Hammerwiese“, welche den heutigen Sportplatz beschreiben könnte. Belegt ist dies in einer Berainungsbeschreibung des Stiftes Seckau, in der die Angrenzung an umliegende Wege und Gründe beschrieben ist. Da zuvor von einem „hamer und wisen dapey“ die Rede war, ist diese

⁹ „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 232 links oben

¹⁰ „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, Forcher von Ainbach, 1907, S. 86 unten

Annahme sicher nachvollziehbar und auch wahrscheinlich. Ein eindeutiger Nachweis kann aber hierfür nicht erbracht werden und bleibt weiterhin eine Vermutung.

1483 bis 1489 wird Gotthard Pögl Besitzer des Hammerwerks. Ab 1490 sind der Bruder des Jakob Gerolt (auch Gerold), Bernhardin Gerolt und Mathias Brugkler Besitzer desselben. Bernhardin Gerolt könnte ein Nachfahre des um 1400 herum existierenden Jakob Gerold gewesen sein und schließt somit den Kreis der logischen Besitzfolgen, wenn man im Vergleich davon ausgeht das viele Familiengeschlechter, oft auch auf Jahrhunderte verteilt, immer wieder im Besitz des selben Hammers waren. Außerdem beschreibt der Bruder Jakob den Sachverhalt genauer und meinte damit sicher diesen Hammer. Er spricht von einem Hammer „*glegn in der Glein und stoßt mit ain ort an die Rachau*“¹¹, und meinte damit sicher den Hammer am Schnittbereich von Glein- und Rachauerbach!

In weitere Folge tritt der Name Lienhard Mülhaimer auf, der zumindest ein Viertel des Hammers um 1500 herum besessen haben. Drei Viertel des Hammers dürften um die Jahrhundertwende Christof Jagermeister und seine Ehefrau Ursula Jagermeister von Mülhaimer gekauft haben. 1516 weiß man, dass diese den Hammer, beziehungsweise deren Anteil, an einen Leonhart Czipizeller (später auch Zipitzeller) verkauften. Dieser wurde schlussendlich auch noch Eigentümer des restlichen Viertels von Mülhaimer. 1527 wird ein weiterer Besitzer genannt und soll einen Hammer an einer Brücke besessen haben. Einzig logischer Standort einer Brücke dürfte jener im Zusammenfluss der beiden Bäche gewesen sein. Logischer Schluss somit auch, dass ein Herr Häckl (auch Hächl) den Hammer um diese Zeit herum erwarb. Zwischen 1541 und 1547 ist ein Hans Hoher (auch Hecher) genannt worden, und dürfte wohl Abgaben an die Kirche St. Margarethen geleistet haben und ein Viertel am Hammer besessen haben. Czipizeller dürfte seinen Anteil an seine vier Kinder vermacht haben, welche nach wie vor Profit aus dem Hammer zogen. Auch ein Pangratz Häckl wird um 1550 als kurzfristiger Besitzer des Hammers geführt¹². 1568 ist der Besitz in die Familie der Ainpacher gelangt, aber bereits 1573 wieder an Georg Salzmann und seine zukünftige Ehefrau Apollonia von Ainpach weiter verkauft worden. Indes vermuten andere Literaturen, wie die Dissertation von Reinhold Jagersberger¹³, dass Apollonia (auch) Ainpacher den Hammer der Ainpacher Familie in die Ehe mit Georg Salzmann mit einbrachte. Was nun wahr sein dürfte, ist leider nicht nachzuvollziehen und kann dementsprechend nicht bestätigt werden. Wie bei den Meisten



Abbildung 429

Die heutige Rachau. Fotografie taleinwärts Richtung Osten.

¹¹ „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 233 links oben

¹² „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Louis Hammer, 1959, S. 370 unten

¹³ Dissertation, Reinhold Jagersberger, 2012, S. 287

Hämmern war auch ein Hammerherrenhaus im Anwesen enthalten. In der Glein ist ein einziges solches Hammerherrenhaus erhalten, das heute zur Stehring-Säge (ehemals Mühle) gehört. In einem Inschriftenstein am Gebäude ist ein Georg Salzmann genannt und zeugt davon, dass dieses Haus dem zweiten Hammer (also dem wahrscheinlich in der Mitte gelegenen) zugeordnet werden kann. Über dem Eingang findet sich eine Inschrift wie folgt: „GEORG SALZMAN/TU ES GOTT BEVE/LCHN 1576“. Ebenfalls zu finden ist die Initiale „S“ und steht eben für den wahrscheinlichen Erbauer Salzmann Georg. Peter Schachner und seine Frau Margareta Wildin waren 1582 sicher schon Eigentümer des Hammers und verlegten diesen, nachdem Erzherzog Karl dies genehmigt hatte, dann nach Möderbrugg, womit ein Hammer aus der Glein verschwunden war. Die zu Beginn erwähnte Familie Rachbichler folgte erst im 18. Jahrhundert. Ob nun der Zweite oder Dritte Hammer in Glein nach Möderbrugg ging und welcher von beiden durch die Fam. Wachter (vgl. Rachbichler) geleitet wurde, ist nicht eindeutig bestimmbar.

Das Siegel des Sensenwerks:

Über diverse Siegel ist nichts bekannt und konnte auch nichts eruiert werden. Aufgrund der nicht unbedingt eindeutigen Besitzlage der Hämmer in Glein ist auch die Festmachung von Werkzeugen nicht einfach und eindeutig.

Namentliche Abfolge:

Die namentliche Abfolge ist wie immer in den Familiennamen begründet. Geografische Bezeichnungen wie „Hammer an der Brücke“ oder Hammer bei der Wiesen“ dürften aber gebräuchlich gewesen sein. Pögl-Hammer ist eine Bezeichnung die wahrscheinlich auf den ersten Pögl um 1350 zurück geht. Jener Pögl der um 1480 existierte und Hammerbesitzer war, kann aber ebenfalls nicht als Namensgeber ausgeschlossen werden.

Das Hammerherrenhaus in Glein:

Wie bereits beschrieben, gab es ein Hammerherrenhaus rund um die noch heute bestehende „Stehring-Mühle“ bzw. den „Zweiten Hammer in Glein“. Welchem Werk dieses Haus nun definitiv zugeordnet werden kann ist nicht ganz sicher. Wir wissen im Grunde nur, dass das Haus um 1570 von Georg Salzmann mit großer Wahrscheinlichkeit erbaut wurde. Bei den beiden Werken änderten sich die Besitzer laufend und sind teilweise nicht bekannt. Für das Hammerherrenhaus wissen wir aber, dass nach Salzmann im 18. Jahrhundert vorerst die Familie Forcher und später deren Sohn auftauchte. Darauf folgend dann die Familie Zeilinger. Ab 1871 bis 1903 war das Haus im Eigentum von

Therese Zeilinger von der es auf Otto Zeilinger überging. Dieser war Oberhaupt der Familie bis 1912. Von da an ging das Herrenhaus an die „Deutsche Sparkasse“ (Zweigstelle Graz) über und wurde 1928 an Georg Stehring verkauft. Dieser vererbte das Haus 1984 seinem gleichnamigen Sohn weiter und es ist bis heute in Familienbesitz! Dieser Besitzfolge nach müsste man rückschließend annehmen, dass das Hammerherrenhaus in Glein eher der Familie Stehring und der „Stehring-Mühle“ zuzuordnen ist, und nicht wie zuvor schon von vielen Sachkundigen vermutet, unter Georg Salzmann erbaut und dem „Zweiten Hammer in Glein“ zugehörig zu sein scheint. Meiner Meinung nach dürfte eine Kombination beider Annahmen dem ganzen Rechnung tragen. Vermutlich hat Salzmann das Herrenhaus erbaut (siehe Initialen am Eingangstor), wobei die beiden Werke („Stehring-Mühle“ und der „Zweite Hammer in Glein“) vermutlich zeitweise der gleichen Familie gehörten und dementsprechend das selbe Hammerherrenhaus als Familiensitz inne hatten. Bestätigt werden kann dies aber nicht und bleibt daher eine Annahme.



Abbildung 430

Heutiges Landschaftsbild am Zusammenfluss von Rachau- und Gleinbach.

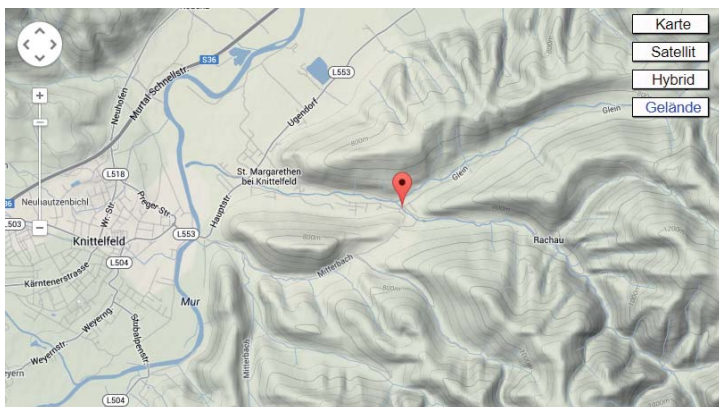


Abbildung 431

Lage des Objektes auf der Karte.

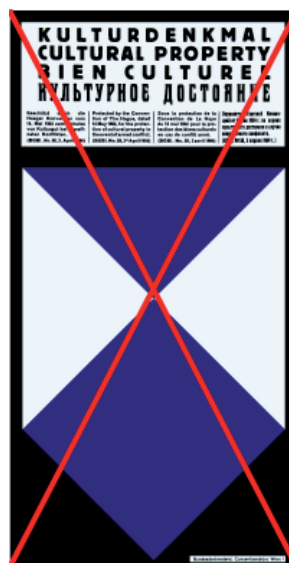
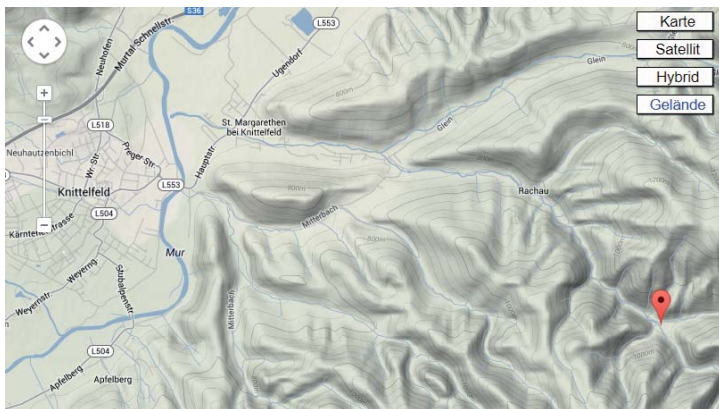
DER DRITTE HAMMER IN RACHAU-GLEIN



Der Stieglmüller Hammer

Kurzgeschichte und Erfolge:

Ein dritter Hammer im Graben war flussaufwärts positioniert. Dieser ist urkundlich mit 1449 belegt und ist seit 1477 mit einem Wellschen-Hammer ausgestattet gewesen. 1480 soll dieser dem Wernhardin Pelheus gehört haben¹⁴. Dr. Elfi Lukas meint, dass dieser Hammer jener war, der von Peter Schachner 1582 nach Möderbrugg verlegt worden ist, wohingegen Louis Hammer den oberen Hammer damit meinte. Beweise für beide Thesen, welcher Hammer es nun wirklich war, gibt es keine und können daher auch nicht bestätigt werden. Theoretisch sind beide Varianten getrennt voneinander denkbar, vielleicht sind aber auch beide Hämmer verlegt worden, bzw. außer Betrieb gegangen. Als „Stieglmüller-Hammer“ wird er nur deshalb bezeichnet weil er ober dem Gut der Familie Stieglmüller gelegen ist.



Denkmalschutz

Das Objekt steht, da es nicht mehr erhalten ist, weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 11m 54.74s
Längengrad:
E 14d 56m 16.01s
Höhe:
717.00 m

Abbildung 432

Die obere Abbildung zeigt die Lage des ehemals Dritten Hammers in Glein und liegt oberhalb des heute noch bewohnten Gutes der Familie Stieglmüller.

Abbildung 433

Lage des Objektes auf der Karte.

¹⁴ „Das steirische Eisenwesen bis 1564“, Hans Pirchegger, 1937, S.72; „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Louis Hammer, 1959, S. 370 und „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 231

408 INHALT
HOLZTRIFT AUF GLEIN-
UND RACHAUBACH

HOLZTRIFT IN GLEIN UND RACHAU 31

HOLZTRIFT AUF GLEIN- UND RACHAUBACH

Holztrift auf Glein- und Rachaubach

Der Gleinbach wurde ebenso wie der Rachaubach für die Holztrift genutzt. In Summe aber in viel geringerem Ausmaß als es etwa an der Ingering der Fall gewesen ist. 1561 wurde eine erste Waldbereitung (Plan zur forstwirtschaftlichen Abholzung) aufgelegt. Darin sind beide Bäche zur Verwendung der Trift erwähnt. Wie auch in den anderen Tälern des Aichfeldes wurden auch hier Aufstauungen, sogenannte Klausen, errichtet. Nahe einer Bacherweiterung wurden diese konstruiert, damit sich dahinter eine Art Stausee bilden konnte. Dieser wurde dann rasch abgelassen und schwemmte die Baumstämme Bachabwärts ins Tal. Um ein Aufstauung überhaupt zu ermöglichen mussten auch Abdichtungsmaßnahmen vollzogen werden. Moos wurde schon Jahrhunderte zuvor in der Blockbauweise eingesetzt und fand auch hier einen weiteren Anwendungsbereich. Holzspäne der Sägewerke, die meist nicht weit entfernt waren, trugen auch zur Abdichtung bei. An der Glein selbst gab es insgesamt zwei Klausen, eine weiter im Graben und eine am Taleingang. Angeblich gab es auch in St. Margarethen, nach dem Zusammenfluss von Glein- und Rachaubach, eine weitere Klausen. In einer Grenzbeschreibung von 1662 heißt es sinngemäß, dass es am Clausbach (auch Klausbach) eine Klausen in St. Margarethen gab¹. Heute nennt sich dieser Bachbereich wahrscheinlich Kroisbach und führt die beiden Bäche bis an die Mur. Der bereits geschilderte Rechen sammelte auch am Gleinbach die ins Tal geschwemmten Stämme auf. Wichtig war dabei, diesen möglichst schnell frei zu räumen. Vor allem bei und nach Unwettern war dies unerlässlich, da sonst das Bachbett überquoll. Wie ebenso schon in anderen Kapiteln erwähnt, waren durch die Trift auch Nachteile zu beanstanden. Fauna und Flora nahmen teilweise irreparablen Schaden. Obwohl die Trift meist die Sommermonate betraf, konnten viele Fischarten nicht mehr laichen, da manche von ihnen zu den Winterlaichern, andere wiederum zu den Sommerlaichern² zählen. Die Bachforelle, welche in unserer Region sehr häufig anzutreffen ist, zählt zu den Winterlaichern und beginnt damit bereits im Oktober. Da es durchaus üblich war bis in den November hinein zu triften, kollidierte die Trift mit der Laichzeit der Forelle und führte zum Rückgang dieser Population. Jene die im Sommer zu laichen begannen oder gar im Frühjahr, unter anderem der Barsch, Karpfen oder Hechte, waren damit sowieso zum Sterben verurteilt. Ein weiteres Problem war noch der so genannte „Kahlschlag“, oder die sogenannte „Aushackung“. Dabei wurden ganze Waldareale

„Holzriese“

Der „Holzriese“ wurde oft einfach nur „Riese“ genannt, und war eine Holzrutsche an schwer zugänglichen Waldstellen, um die Baumstämme an den nächsten Bach, Fluss oder Weg zum Weitertransport bringen zu können.



Abbildung 434

Das Bild zeigt einen Holzriesen in einer Rekonstruktion.

¹ „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 496

² <http://www.angeln-und-jagen.de/laichzeiten.html>

„Erdriese“

Der sog. „Erdriese“ war ein Typus der Riesen, die aus einer in den Boden gegrabenen Rinne bestanden, welche mit Baumstämmen ausgelegt wurde.



Abbildung 435

Ein Erdriese mit eingelegten Baustämmen.

Abbildung 436

In der Abbildung rechts sind Holzarbeiter, sog. „Holzknechte“, in der Glein um 1920 zu sehen.

abgeholzt und zum Großteil nicht mehr nachbesetzt. Heute sind viele dieser kahl geschlagenen Flächen, neben den Rodungen um Huben, in der Region zu erkennen. Kahlschläge sind aber nicht nur darauf zurück zu führen. Der Holzriesenbau war ebenso für Kahlschläge verantwortlich. Holzriesen³ waren große Rutschen, aus Holz gebaut das in der Umgebung gerodet wurde, um Holzstämmen über große Distanzen talabwärts rutschen zu lassen. Dies wurde vor allem in Bereichen verwendet in denen keine Gewässer vorhanden waren. Solche Holzriesen, aber auch Wasser und Erdriesen, gestalteten die Landschaft erheblich um und wurden über mehrere Jahre genutzt. Mit der Zeit wurde aber auch nachhaltigere Forstwirtschaft betrieben. Die Brandwirtschaft war eine Methode die in die Urzeit der Menschen zurück geht. Wie bereits bei den Huben beschrieben wurden Flächen zur land- und agrarwirtschaftlichen Nutzung brandgerodet. Dabei wurden Bäume bis zur Krone abgeschlagen („geschneitelt“) und die restlichen, daraus gewonnen Äste am Waldboden gleichmäßig verteilt. Ende Juli und Anfang August wurde der Wald in Brand gesteckt. Die Asche zur Düngung auf den Feldern verwendet und die übrig gebliebenen Stämme für den Winter als Brennholz genutzt. Nach der Rodung wurde die daraus gewonnene, kahle Fläche mit Getreide bepflanzt. Genutzt wurde diese für ungefähr zwei Jahre, also zwei Ernten. Natürlich nachwachsende Jungbäume wurden zur erneuten Aufforstung genutzt⁴. Somit kann abschließend auch von einem positiven Nebeneffekt der Forstwirtschaft gesprochen werden.



„Riesirten“

Die sog. „Rieshirten“ spielten die wichtigste Rolle beim Holztransport, da sie für den Bau und Transport von und auf Holz- oder Erdriesen verantwortlich waren.

³ „Geschichte der Gemeinde St. Marein“, Josef Riegler, 1999, S. 376 ff

⁴ „Die steirische Rachau“, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 498



Abbildung 437

In der obigen Abbildung ist die 'Nachfolgeordnung der Forstwirtschaft' unter Maria Theresia vom 26. Juni 1767 zu sehen.

Abbildung 438

Die große Abbildung links zeigt die Waldordnung von 1696 unter der Herrschaft von Kaiser Leopold.

INHALT

- 414 NACHFOLGER DER
SCHMIEDEN UND HÄMMER
- 416 SENSENWERK
JUDENBURG DER STYRIA
AG
- 428 DIE WERKE UM
WASENDORF
- 436 DIE WERKE VON
ZELTWEG
- 444 DIE AUSTRIA EMAIL IN
KNITTELFELD
- 448 DIE UITZ MÜHLE IN
LANDSCHACH
- 454 DIE PÖLSER PAPIER-
FABRIK

NACHFOLGE-
BETRIEBE

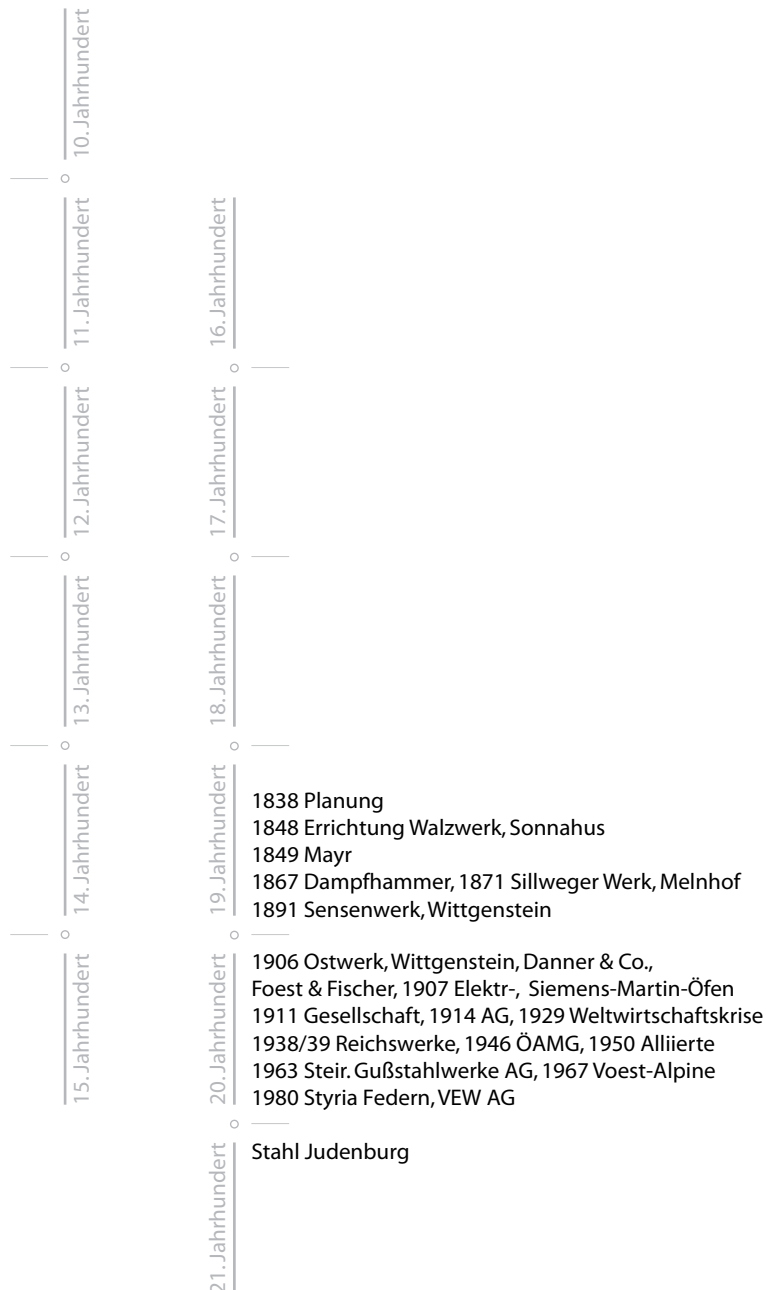
32

NACHFOLGER DER SCHMIEDEN UND HÄMMER

Nachfolgebetriebe der Sensen- und Hammerwerke

Die fortschreitende Industrialisierung im 19. Jahrhundert, beginnend bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, machte auch keinen Halt vor unserer Region, wie die zahlreichen Familiengeschichten der Hammer- und Sensenwerke belegen. Wirtschaftliche Konjunkturen und Rezessionen kamen seit dem Mittelalter immer wieder vor und gehen bis in die Neuzeit. Auch heute ist das Aichfeld nach wie vor davon sehr stark betroffen. Die mit der Zeit aufkommenden Hochöfen und den dazugehörigen Werken wurden hauptsächlich durch neue Prozesstechniken der Stahlherstellung ermöglicht. Darunter fielen die Bessemerbirne, die Mitte des 19. Jahrhunderts aufkam, und auch der Puddelprozess mit seinem Puddelofen, der bereits 1784 von Henry Cort entwickelt wurde. Fortschreitende Automatisierung und mit Dampf betriebene Hämmer machten es möglich, schneller und vor allem effektiver zu arbeiten. Arbeitsplätze wurden daher teilweise aufgegeben und automatisiert. Walzwerke, vor allem Blechwalzwerke der Region zeigen dies auf drastische Weise. Im Folgenden sollen die wichtigsten Vertreter der Industrialisierung der Region, ab dem 18. Jahrhundert, exemplarisch beleuchtet werden.

SENSENWERK JUDENBURG DER STYRIA AG



Die Sensenwerke der Styria AG in Judenburg¹

Bereits im Jahr 1838 wollte man in Judenburg ein Eisenwerk errichten, was aber leider nicht gelang. 1848 war es dann dennoch so weit und das erste Judenburger Eisenwerk wurde unter Josef Sonnhaus, der auch eine Brauerei betrieb, errichtet. Die Konzession dafür wurde jedoch bereits am 26. Oktober 1847 verliehen und hatte als Auflage die Schonung der Wälder in der Umgebung verankert², weshalb man, neben dem hauptsächlichlichen Grund der höheren Temperatur - die notwendig war um die neuen Prozesse zu ermöglichen - auf Kohle aus dem Bergwerk Fohnsdorf und nicht mehr auf Holzkohle aus den Wäldern, zurückgriff. Grundsätzlich wurde dies auch eingehalten, wurde aber 1850 bereits erweitert. Die Genehmigung für 197 m³ Holzkohle³ pro Jahr wurde erlassen. Verortet war dieses im Bereich der noch bestehenden Magdalenenkirche in der Vorstadt Judenburgs, nahe der vor einigen Jahren neu errichteten Murbrücke, welche heute ebenso eine zentrale Verbindung zum Einkaufszentrum „Arena am Waldfeld“ darstellt. Genauer gesagt wurde die neue Werkshalle, als langgestreckter Baukörper, nördlich des ehemaligen Fluders der zuvor bestehenden Mühle erbaut. Wie in der Einleitung schon erwähnt, war einer der ersten prozessorientierten Stahlherstellungsprozesse, das Puddelverfahren. Daher wurde dieses auch in Judenburg eingesetzt. Zwei Puddelöfen und zwei Schweißöfen, ein Flammofen, ein Glühofen, ein Hammer, und zwei Walzlinien für die Blechherstellung wurden beim Bau des Werks errichtet. Wasser war aber auch bei einem neuen Werk mit neuen Prozessen unerlässlich. Beim Kauf und späteren Bau solcher Werke spielten die Wasserrechte daher eine große Rolle. In diesem Fall konnte Sonnhaus auf die Rechte der Jesuiten- und Klammermühle aus dem Jahre 1830 zurückgreifen⁴. Karl Mayr wurde bereits 1849 neuer Eigentümer und kaufte das Werk noch in der Bauphase, beziehungsweise als noch nicht vollendeten Bau, da sich Sonnhaus, auch wenn er gut situiert war, wahrscheinlich finanziell übernommen hatte. Warum sonst hätte er bereits ein Jahr nach Erwerb der Liegenschaft diese schon wieder veräußern sollen? 1853 kam noch eine Winkeleisenwalzlinie hinzu und umfasste somit schon drei Fertigungslinien. Insgesamt waren dann schon acht Puddelöfen, vier Schweißöfen und Hämmer in Betrieb, was die enorme Industrialisierung in kurzer Zeit zeigt. In nicht einmal fünf Jahren schaffte es Mayr 2000 Tonnen Bleche pro Jahr zu erzeugen, was auf den großen Ausbau des



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 10m 27.63s
Längengrad:
E 14d 39m 56.51s
Höhe:
713.00 m

1 wenn nicht anders gekennzeichnet hauptsächlich aus: „Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg“, Walter Brunner, 2008, S. 467 ff

2 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 85 oben

3 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 85 oben

4 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 85 ff

Werks zurückzuführen sein dürfte. Bereits 1859 und 1860 war die Produktion auf 2.000-3.000 Tonnen gestiegen, da in diesen Jahren das Werk vollkommen modernisiert und umgebaut wurde. 1872 waren 7.000 Tonnen pro Jahr an Blechen die Regel geworden, dies wurde durch einen neuen Dampfhammer in den Jahren 1867 bis 1870 und einem neuen Dampfwalzwerk ermöglicht. Da der Kohlebedarf natürlich ebenso mit anstieg, wurde davon immer mehr gebraucht, konnte aber durch Zulieferer bzw. Eisen- und Kohleverleger kaum mehr gedeckt werden. Zum Werk gehörte daher, neben einer Ziegelei ab 1855 ein Bergwerk in Sillweg. In Hetzendorf bei Fohnsdorf wurde aufgrund der gewaltig gestiegenen Nachfrage nach Blech ein weiteres Werk 1871 eröffnet, das aber bereits 1884 an die „Styria AG“ verkauft wurde⁵. Erz- und Holzkohlemangel veranlassten Mayr weitere Erzvorkommen zu suchen und zu kaufen. Darunter befanden sich Vorkommen in Graz und Köflach aber auch ein Hochofen in Salla und Olsa bei Friesach⁶. Nach 1864 übernahmen Mayrs Söhne, Otto und Franz Mayr von Melnhof, teilweise die Leitung des Werkes und konnten bis 1872 Gewinne erzielen, wie bereits zuvor schon erwähnt wurde. Bereits der Vater versuchte sich wirtschaftlich zu expandieren. In Zeiten in denen das Geschäft florierte, war dies auch eine gewiss gute Idee, sodass er bereits 1850 Wasserrechte an der Pöls in Hetzendorf bei Fohnsdorf zu kaufen begann. Seine Söhne nutzen dies am Ende der Hochkonjunktur 1871 aus und forcierten die Expansion. Ein Werkskanal mit Werkshalle sollte errichtet werden, wovon ersterer fertig gestellt werden konnte, die Halle aber im Rohbau endete. Das neue Werk in Hetzendorf hätte ein Universalwalzwerk, einen Dampfhammer, sieben Puddelöfen und vier Turbinen erhalten sollen und wäre demzufolge leistungsstärker als das Judenburger Werk gewesen⁷. Jedoch zogen sich 1872/73 Otto und Franz Mayr aus dem Geschäft zurück. Die folgende Rezession durch die Wirtschaftskrise, verursacht durch einen Börsenzusammensturz 1873, führte das Werk in schwierige Zeiten, obwohl noch 1876 am meisten Blech aller Zeiten des Werkes gefertigt werden konnte. Insgesamt 628 Tonnen. Folglich wurde der Betrieb in die „Actiengesellschaft der Judenburger Eisenwerke“ eingegliedert, die unter der Führung der „Credit-Anstalt“ stand und schlussendlich nicht wirklich viel brachte. Die Produktion wurde um 50 % verringert und ging weiter bergab. Konkurrenzbetriebe, wie weiter unten noch angeführt ist, trugen ebenso dazu bei. Einige Jahre wurde das Werk als AG zwar weitergeführt, konnte sich aber nicht halten bzw. behaupten. Über Jahre hinweg machte das Werk unter der Führung der AG Verlus-

5 „Styriabote“, 9/1938, Heft 7-12

6 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 85 unten

7 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 85 ff

te, welche 1878 im Höhepunkt gipfelten und bereits einige Millionen Gulden betrug. Konkurrenzprodukte und Konkurrenzfirmen boten mittlerweile ebenso Bleche in gleicher Qualität an und trieben den Betrieb in den Konkurs. Ende der 1880er investierten die ÖAMG (Österreichische-Alpine Montangesellschaft) und Karl von Wittgenstein (von der Prager Eisenindustrie-Gesellschaft⁸⁾ erhebliche Summen in das Werk und retteten es damit. Das Wasserrecht in Judenburg ging an Wittgenstein 1890 über.

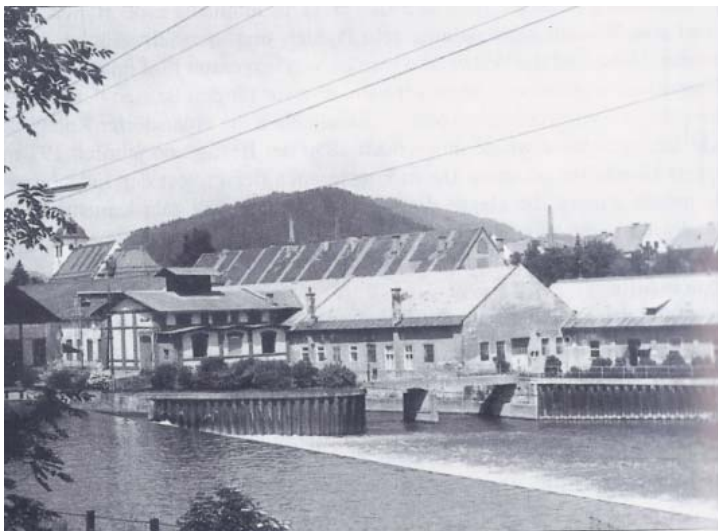


Abbildung 439

Die Walzhütte der „Styria AG“ in Judenburg um

Abbildung 440

Die Gesamtanlage im östlichen Teil des Werks um 1890.

1891 wurde es von Wittgenstein zu einem Sensenwerk umgebaut, warum es ebenfalls hier Erwähnung findet, und wurde so eigentlich zur Konzentration der obersteirischen Sensenindustrie. Geht man geschichtlich nur ein Stück zurück, ist es doch beachtlich, dass es bereits in den 1850er Jahren ein Walzwerk in Judenburg bzw. der Region gab. Eigentlich gab es zu dieser Zeit noch etliche Sensen- und Hammerwerke, die zwar alle nicht gut liefen, aber dennoch vorhanden waren. Vermutlich sah bereits Josef Sonnhau den nahenden Untergang der Sensen auf sich zukommen und könnte daher als ein großer Visionär seiner Zeit gesehen werden. Noch verwunderlicher ist, dass Mayr den Betrieb wieder auf die Sensenfertigung umstellte und so eine entscheidende Zensur vollzog. Die Besitzungen der Mayr Melnhofs gingen in den Besitz der ÖAMG über. Der Bergschacht in Sillweg wurde mit Fohnsdorf kurzgeschlossen, das Werk in Judenburg am 16. März 1889 still gelegt, da jenes in Sillweg weiter bestand und durchaus moderner war. In den folgenden Jahren kam es zu einigen Ungereimtheiten der neuen Werksbesitzer mit der Arbeitergemeinschaft. Die sog. Bruderladenkasse, eine frühe Kranken- und Vorsor-

⁸ „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 85 unten

geeinrichtung, hätte eigentlich an die Arbeiter ausgeschüttet werden müssen und zwar im vollen Umfang. Jedoch wurden nur um die 15 % des Gesamtbetrages ausgezahlt und dies führte in Folge zu vielen Schwierigkeiten. Einige Gebäude der Zeit sind auch heute noch erhalten. Darunter die Hallenbauten, eine Walzhütte, eine Puddelhütte, das Verwaltungsgebäude sowie ein Elektrizitätswerk. Ebenso wurde noch 1860 mit dem Bau eines Arbeiterwohnhauses in der Nähe des Werks begonnen, das 1889 als „Knappenhäuser“ bekannt wurde und heute noch als Wohnhaus genutzt wird⁹.

1905 ging der Betrieb an die Industriellen Rudolf Foest und Hermann Fischer. Sie kauften auch andere Werke im Umfeld. Vor allem die Werke von Wittgenstein waren für sie interessant, daher kauften sie alle seine Werke auf. Warum diese zum Verkauf bereit standen ist nicht näher beschrieben, liegt aber wahrscheinlich in der unmittelbaren Konkurrenz weiterer Werke der Umgebung begründet. Wasendorf bei Fohnsdorf (1871-1942, siehe dazu im nächsten Kapitel) und Paßhammer bei Pöls (1865-1901, siehe dazu im Kapitel „Das Sensenwerk „Paßhammer“ bei Judenburg“) waren solche Betriebsstätten für die Blechherstellung.

Abbildung 441

Das Werk im Jahr 1907 unter der Führung von Danner & Co.

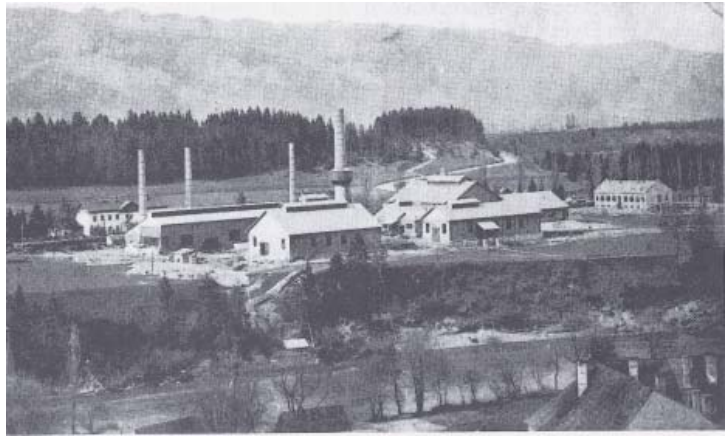


Abbildung 442

Porträt des Inhabers der Styria, Sebastian Danner, 1910.

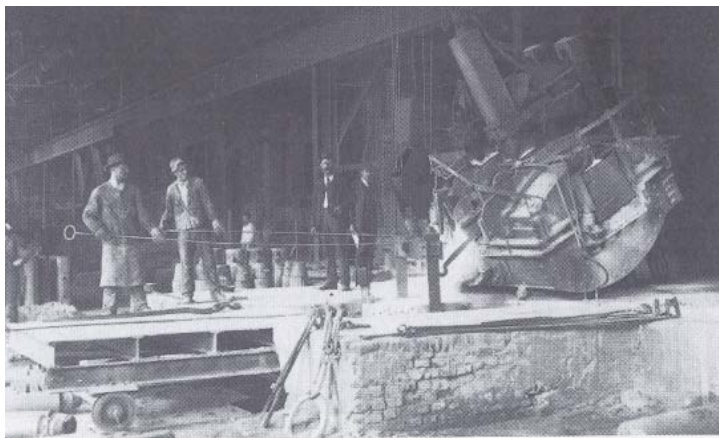
1911 kaufte die „Österreichische Waffenfabrik-Gesellschaft“ die Mehrheit der Aktien auf und wurde so Hauptaktionär. Nach dem Verkauf an Fischer und Foest hieß das Werk „Foest und Fischer“, vormals „Steirische Gußstahlwerke A.-G.“ und davor „Danner & Co.“ Die zahlreichen Namens- und Besitzerwechsel zeigen die sich stark verändernde und wechselnde Zeit. Von Foest und Fischer wurde der Betrieb bis in die 40er Jahre des vorigen Jahrhunderts geführt.

1944 verlebten sich die Nationalsozialisten das Werk ein und verwendeten es für den Krieg. Als Walzwerk wurde es nicht mehr betrieben, sondern für die Fahrzeuginstandsetzung gebraucht. Nach dem 2. Weltkrieg war auch diese Zeit

9 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 88

vorbei und das Werk wurde von den britischen Besatzern wieder in seiner ursprünglichen Form in Betrieb genommen. Nach einigen Instandsetzungs- und Aufräumarbeiten, wurde wieder ein Walzenwerk daraus, das im November 1945 wieder die Produktion aufnahm. Zwar war die Produktion zu Beginn noch nicht besonders ins Laufen gekommen, stand aber bei ungefähr 65 % seiner Vollauslastung. Nach der Besatzungszeit 1955 blieb das Werk bis in die 70er im Eigentum von Foest und Fischer. Erst 1971 verkauften diese an die „Steirische Gußstahlwerke AG“. Die Zeiten waren zwar vom Wiederaufbau und einer Hochkonjunktur geprägt, waren aber trotzdem schwierig. Blechwalzwerke schossen in ganz Österreich aus dem Boden und waren konkurrenzreif. Eine Produktionserweiterung und / oder Verlagerung war daher unabdingbar geworden. Seit dem Verkauf setzten die neuen Eigentümer auf Blattfederherstellung und wurden damit österreichweit und auch auf dem internationalen Markt bekannt. Heute noch stellt die Herstellung moderner Federungssysteme einen Großteil der Produktion dar. 1984 wurde das Werk sogar Hauptstandort für die „Styria Federn GmbH“.

Parallel dazu, nach dem Verkauf von Carl von Wittgenstein und seiner Sensenwerke, baute dessen Sohn Konrad mit Sebastian Danner 1906 ein weiteres Werk in Judenburg (östlicher Bereich der heutigen Anlage, getrennt vom westlichen Areal durch die Gußstahlwerkstraße).



Rückblickend gesehen hatte Wittgenstein bereits ein Werk in Böhmen um 1889/90 erbaut - die sogenannte „Poldihütte“ in Kladno, welche auch das Judenburger Werk mit Stahl versorgte. Das Werk im heutigen Tschechien wird deshalb hier erwähnt, da es damals eine Weltmarktführung inne hatte. Durch ein neues Verfahren, des Schnelldrehstahls, das vom Amerikaner Frederick Winslow Taylor um 1900 entwickelt wurde, kam das Werk zu einer Führungsposition am Weltmarkt. Expansion war eine logische Konsequenz, wodurch sich Sebastian Danner - aktiver Geschäftsführer



Abbildung 443

Das Pumpenhaus an der Mur um 1917.



Abbildung 444

Das Pumpenhaus heute im April 2014.

Abbildung 445

Um 1915, Abstich des 3-Tonnen-Elektrolichtbogenofens der „Steir. Gußstahlwerke AG“.



Abbildung 446

Das E-Werk des Gußstahlwerks in Judenburg 1910.

seiner Zeit, wohingegen Wittgenstein nur im Hintergrund agierte - gezwungen sah, sich nach neuen Standorten umzusehen. In Judenburg wurde ihm von der Stadtpfarre ein ideales Grundstück angeboten, dass er dann auch zusammen mit dem Sohn Wittgensteins, Konrad, erwarb. Die „Steirischen Gußstahlwerke Danner & Co KG“ waren geboren worden. 1907 ging das Werk in Betrieb und blieb bis 1914 in deren Besitz. Im Grunde wurde das Werk ganz jenem in Kladno nachempfunden, wobei hier das erste Elektrostahlwerk der Monarchie, in kleinem Maßstab, als Prototyp entwickelt werden sollte. Ausschlaggebend für den Standort waren also nicht nur das Angebot der Stadtpfarre, sondern auch die seit den 1890er Jahren bereits vorhandene Elektrizität der Umgebung, die in einigen Elektrizitätswerken erzeugt worden war. 1907 bis 1909 entstanden zwei Elektroöfen und zwei Siemens-Martin-Öfen, ein dampfbetriebenes Walzwerk und ein Hammerwerk mit fünf dampfbetriebenen Hämmern für die Sensen- und Sichelherzeugung. Außerdem fertigte man damit noch Stabstahl (Profile), Baustahl, Werkzeuge und die bereits öfter genannten Federn für die aufkommende Autoindustrie. 1914 wurde es dann aber in die „Steirische Gußstahlwerke AG“ eingegliedert, da man einige Investitionen anstrebte, diese aber nicht mit den alleinigen finanziellen Mitteln bestreiten konnte. Die Familie Wittgenstein blieb jedoch Hauptaktionär. Dem vorrangig muss gesagt werden, dass aufgrund des nahenden Krieges bereits an die Rüstungsproduktion gedacht wurde, wobei in Judenburg Flugzeugwellen und Maschinengewehr-Bestandteile gefertigt wurden. Dem voran ging aber bereits eine Investition in viele Anlagen im Werk, darunter die Elektrifizierung der Feinstrecke (daneben Block- und Mittelstrecke im Walzwerk), Inbetriebnahme dreier Dampfhammer, Bau eines elektrischen Murkraftwerks und die Mechanisierung der Werkstätten. Im Ersten Weltkrieg wurde das Werk um einen dritten Elektroofen, eine Gesenkschmiede, ein Preßwerk, eine Vergüterei und um weitere Hämmer erweitert¹⁰.

Abbildung 447

Die Vergüterei des Gußstahlwerkes im Jahr 1917.



10 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 114 oben

1916 erwarb es dann ebenfalls die „Österreichische Waffenfabrik-Gesellschaft“. Der Steyrer Konzern erwarb die Mehrheitsrechte an den Aktien der Wittgenstein'schen Familienmitglieder, darunter Konrad Wittgenstein und dessen Söhne Paul und Karl Paul Wittgenstein. Der Erste Weltkrieg machte zwar neue Produktionsfelder- und Volumina auf, brachte das Werk aber fast zu Fall. 1919 sank die Produktion von den 1916 noch 8.900 Tonnen Stahl auf sage und schreibe 500 Tonnen ab¹¹. Als dann die Autoproduktion der Steyr'schen Eigentümer im Jahre 1922 wieder zu laufen begann, erholte sich auch das Stahlwerk in Judenburg, wodurch die Belegschaft von den durchschnittlich 500 Beschäftigten, auf 700 bis 800 Arbeiter anstieg. Die Wohnverhältnisse der Zeit waren ohnedies nicht besonders gut und Wohnungen in der Nähe des Werkes rar. Daher entschloss man sich seitens der Eigentümer des Konzerns, Abhilfe zu schaffen. Man baute in unmittelbarer Nähe zum Werk zwei Arbeiterwohnhäuser in der Feldgasse und zwei Häuser für die Angestellten in der Stadt Judenburg. Das Werk war zwar nicht mehr vollkommen eigenständig am Markt positioniert, wurde aber zum Hauptzulieferer eines der größten Werke der Zeit in Steyr. Neben der Zulieferfunktion für Steyr war aber die Federnherstellung ein wesentlicher Produktionszweig. 16 Vertriebsstellen im In- und Ausland waren bereits vor dem Ersten Weltkrieg vorhanden, die in der Zwischenkriegszeit bis kurz vor dem Zweiten Weltkrieg auf 33 Stellen anwuchsen. Darunter waren Städte wie Istanbul, Prag, Buenos Aires, Tokio oder auch London und Sydney zu verzeichnen. Die Marke „Styria-Stahl“ ist daher schon früh bekannt geworden und hält sich bis heute als Qualitätskriterium für Stahl und vor allem für Stahlfedern. Die große Welt-Wirtschaftskrise 1929 hielt auch das Werk in Judenburg in Atem. Durch die Eingliederung in die „Steyr-Werke AG“ wurde auch das Judenburger Werk unter den Einflussbereich der „Boden-Credit-Anstalt“ gestellt, welche 1930 mit der „Credit-Anstalt“ zusammengeschlossen wurde.



Abbildung 448

Ansicht des Werkes in Judenburg um 1928, wobei links im Bild das Federnwerk zu sehen ist.

¹¹ „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 114

Da die Bank auch damals schon vom Staat Hilfe und finanzielle Unterstützung notwendig hatte, wurde mit saftigen Sparmaßnahmen begonnen, welche alle Eigentumsobjekte und Besitzungen der Anstalt beeinflusste. So wurde auch im Judenburger Werk gespart wo es nur ging. Dies war aber nicht die alleinige Maßnahme zur Umstrukturierung der Firma. Bis zu Beginn der 40er Jahre wurden einige Investitionen getroffen, darunter eine Umstellung von Kohle- auf Ölfuehrung und der Ausbau der Kaltverarbeitungsstätte. Arbeitsplatzreduktionen und Rationalisierungen in allen Bereichen wurden daneben ebenso durchgeführt. Zwar hatte man sich 1934/36 noch nicht ganz vom wirtschaftlichen Kollaps erholt, konnte aber schon einige Aufschwünge im konjunkturellen Sinne verzeichnen.

Abbildung 449

Innenansicht der Rundstahlschmiede 1935.

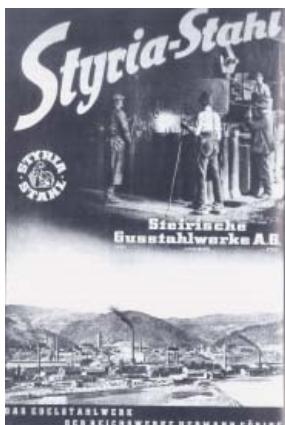
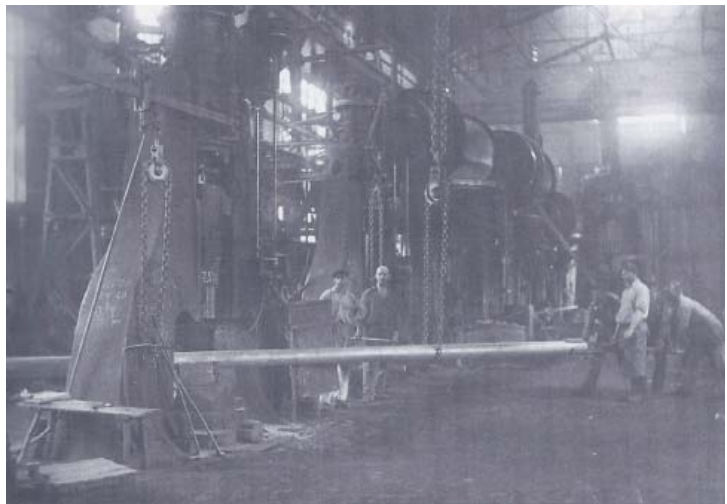


Abbildung 450

Werbeplakat des Stahlwerks 1939.

Durch den Anschluss Österreichs an Deutschland 1938 wurden auch für die Industrie neue Rahmenbedingungen geschaffen. Wie alle großen Werke des 20. Jahrhunderts nahmen die Nationalsozialisten auch dieses Werk in Beschlag, womit die „Österreichische-Alpine Montangesellschaft“ (ÖAMG) mit den unter Hermann Göring vereinten „Reichswerken“ („Reichswerke AG“) zu einem Reichs-Werk fusioniert wurde. Konkret bestanden zu einer solchen Fusionierung bereits seit 1930 Pläne, wobei neben den Gusstahlwerken Judenburg auch die „Rottenmanner Eisenwerke AG“, die „Schoeller-Bleckmann-Werke“ sowie die „Feinstahlwerke AG Traisen“ zählten, aber auch Werke in Krieglach und die „Kärntnerische Eisen- und Stahlwerke AG“ in Ferlach (Kärnten). Hauptsitz war demzufolge Linz, die Hauptstadt des Führers. Bis zum Ende des Krieges 1945 war damit auch das Stahlwerk in Judenburg der Direktion der Berg- und Hüttenwerke der „Alpine Montan AG Hermann Göring, Linz“ unterstellt und fertigten hauptsächlich nur für die Rüstungsindustrie des Dritten Reiches. Erzeugt wurden unter anderem Gewehr,- Kanonen,- Flak,- und Ge-

schoßbauteile. Dazu erhielt der Betrieb bereits 1940/41 weitere Neuerungen. Darunter zwei Siemens-Martin-Öfen und zwei Elektroöfen, wodurch die Stahlproduktionskapazität beträchtlich gesteigert werden konnte. Produktionssteigerungen liefen natürlich parallel mit steigenden Arbeiterzahlen einher. 1938 waren bereits 1.100 Arbeiter angestellt, die 25.000 Tonnen Stahl pro Jahr im Krieg erzeugten¹². Im Jahre 1945 waren mehr als doppelt so viele Arbeiter angestellt. Die Zahl belief sich an die 2.400 in Vorausschau dessen, dass bereits 1938 mit dem Bau einer Reihenhaussiedlung und einigen EF-Häusern in der Vorstadt begonnen wurde, die aber bereits Erwähnung fanden. 1938 bereits geplant, wurde ab 1940/41 auch mit dem Bau des heute unter der Bezeichnung „Ostwerk“ bekannten Werkteils, begonnen.

1944/45 wurde das Werk sehr stark bombardiert und auch sehr stark zerstört. Die Demontagen unter den Russen trugen das übliche zum schlechten Zustand bei. 1946 wurde der Betrieb des Gußstahlwerks verstaatlicht und mit der ÖAMG erneut fusioniert. Der allzu bekannte Marshall-Plan der Alliierten, ging im Eisenwesen der Steiermark mit dem sogenannten „Eisen-Stahl-Plan“ aus dem Jahr 1948 einher, und versuchte eine gerechte Verteilung der finanziellen Mittel und Investitionsgelder zu schaffen. Judenburg sollte demnach nur kleinteiligere Stahlblöcke nach dem Elektroöfen-Verfahren produzieren, wohingegen Donawitz bei Leoben auf das Siemens-Martin-Verfahren setzen sollte. Ein gegenseitiger Konkurrenzbetrieb sollte damit verhindert werden, zumindest für die nächsten Jahre, was im Grunde auch gelang. Das Judenburger Stahlwerk konnte in den folgenden Jahren deutliche Produktionssteigerungen verzeichnen und verlegte 1955 den Blankstahlbereich in das „Ostwerk“. Dadurch wurde dem Federnwerk im „Westwerk“ Platz gemacht und 1962 eine erste Schälmaschine aufgestellt. 1961 wurde dann auch ein Siemens-Martin-Ofen errichtet, und die Produktion weiter gesteigert. Weitere Innovationen und Investitionen wurden am Standort Judenburg verwirklicht. Darunter 1967 eine Manipulationsstrecke im Hammerwerk, und 1973 eine NC-gesteuerte Langschmiedemaschine¹³. Bereits 1960 wurde die „Steirische Gußstahlwerke AG“ eine Tochtergesellschaft der ÖAMG. Diese wiederum fusionierte 1973 mit der „Vereinigten Österreichischen Eisen- und Stahlwerke AG“ zur VOEST-ALPINE AG mit Standort in Linz. 1975 vereinigten sich das „Gußstahlwerk Judenburg“ mit der „Schoeller-Bleckmann Stahlwerke AG“ und der Gebrüder Böhler & Co AG zu der „Vereinigten Edelstahlwerke AG“ (VEW)¹⁴. Bereits in den vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten war die „Styria AG (Judenburger Gußstahlwer-



Abbildung 451

Innenansicht der Gießhalle 1925.

12 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 119 ff

13 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 122 oben

14 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 122



Abbildung 452

Die noch bestehende Walzhütte im Jahr 1983.

ke)“ oder wie sie auch immer Bezeichnung fand, einer der größten Arbeitgeber der Region und stellt auch heute noch etliche Arbeitsplätze zur Verfügung und ist bestimmt eine der wichtigsten konjunkturtreibenden Firmen des Aichfeld-Murbodens.



Abbildung 453

Die Styria im Jahre 1981.



Abbildung 454

Ansicht des Werks der Styria 1980.



Abbildung 455

Rechts eine Ansicht des westlichen Werkareals im April 2014.



Abbildung 456

Ansicht des östlichen Werkareals im April 2014.



Abbildung 457

Bild der Hauptzufahrt zum westlichen Werk.

Abbildung 458

Ansicht aus Süden auf das westliche Werk.

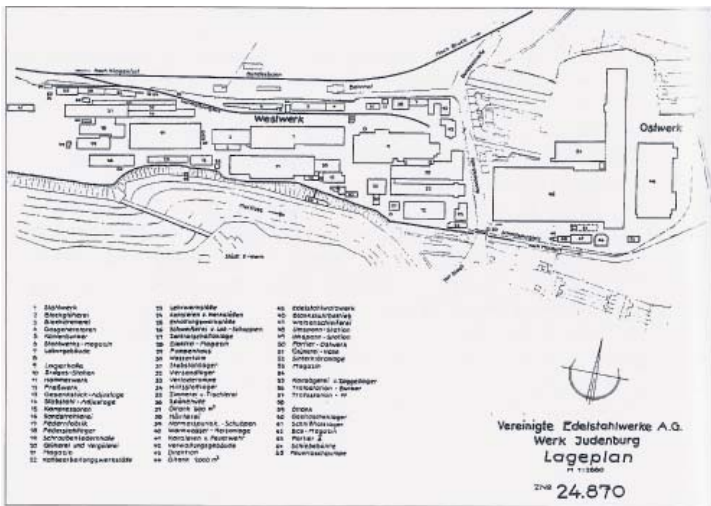


Abbildung 459

Lageplan aus dem Jahr 1974 des östlichen und westlichen Werkareals.

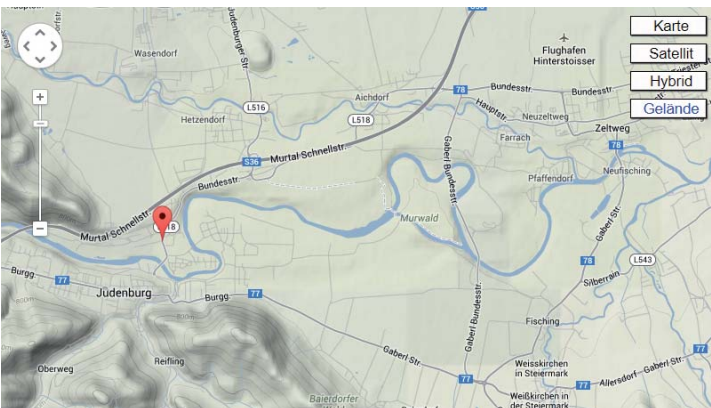


Abbildung 460

Lage des Objektes auf der Karte.

DIE WERKE UM WASENDORF

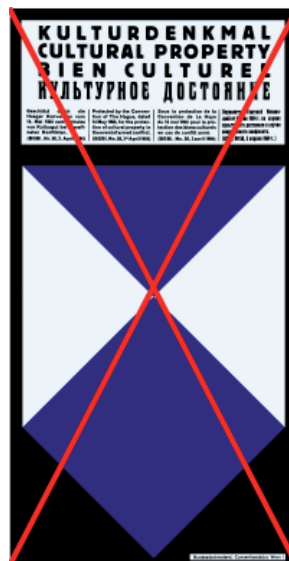


Das Wasendorfer Werk

Der bereits erwähnte Karl Mathäus Schmid von Schmidfelden im Kapitel des „Passhammers bei Judenburg“ und dessen Familie besaßen bereits in Wöllersdorf bei Wiener Neudorf ein Werk. Nach Verkauf dieses Werkes sah sich das Familienoberhaupt nach einem neuen Werk um und wollte in der Walzwerkindustrie neu durch starten. Ein Standort war im Grunde schnell gefunden, da man sich zu jener Zeit immer in der Nähe eines Kohlebergwerks niederlassen wollte, um vor allem Transportkosten zu sparen. Der Fohnsdorfer Bergbau war eben sehr bekannt und durch die gute Kohlequalität zu Ruhm und Ansehen gekommen. Logische Konsequenz von Schmid von Schmidfelden war daher eine Neuanlegung eines Werks in der Nähe vom Fohnsdorfer Stollen. Da ihm aber alleine die finanziellen Mittel fehlten, schloss er sich mit einigen Gewerbetreibenden der Walzwerkindustrie zusammen. Darunter Rudolf Sacher, Arthur Freiherr von Löwenthal, Karl Pruckmayr aus Judenburg der auch Vorstandsvorsitzender der Sparkasse war und ebenso Bürgermeister Judenburgs 1872/73, sowie Ludwig Reischl und Johann Gragger, beide Braumeister der Region¹⁵. Zusammen gründeten sie die schon oft erwähnte „Blech- und Eisenwerke Styria AG“.



Um 1870 erwarben sie die dort bestehende Mühle und die Wasserrechte. Die bestehende Eisenbahnstrecke in der Nähe war weiterer Grund für den neuen Standort. Direkt am Fluss entstand somit ein neuer Bau mit Walzwerk, die dazugehörigen Nebengebäude und eine Verzinnerei und Verzinkerei. In den Folgejahren wurde auch noch ein Werksrestaurant (Kantine), ein Schlachthaus, eine Kegelbahn und



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 11m 37.57s
Längengrad:
E 14d 39m 55.03s
Höhe:
722.00 m

Abbildung 461

Das Herrenhaus in Wasendorf kurz nach dem Bau 1871.



Abbildung 462

Das Werkrestaurant 1983.

¹⁵ „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 103 ff



Abbildung 463

Das Walzwerk in Wasendorf im Jahr 1885.

ein Eiskeller gebaut, welche den gestellten Forderungen der Eisen-Arbeiterschaft entsprachen. Etwas erhöht, nördlich gelegen, entstand das dazugehörige Herrenhaus. Ausbauten und Umbauten in den Folgejahren, vor allem aber der Ersatz des im Blockbau errichteten Werkbaus, waren in den 80er Jahren Folge von ökonomischen „Up and Downs“.

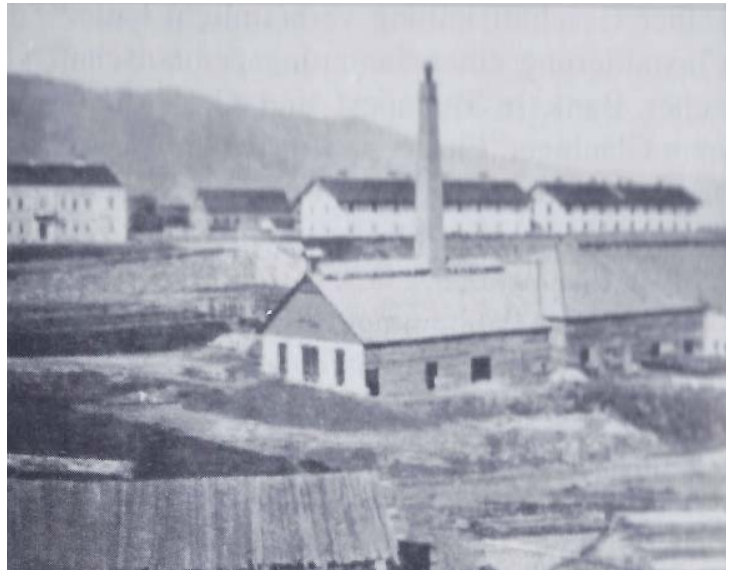


Abbildung 464

Das Styria Walzwerk in Wasendorf um 1875.

Elektrizität spielte um die Jahrhundertwende eine entscheidende Rolle. Wasendorf und auch andere Ortsgemeinden, setzten auf die neue Technik und wurde daher bereits 1899 in Hetzendorf und erst 1903 in Wasendorf eingeführt. 1906 kaufte die AG in Wasendorf noch den „Unteren Teil“ des sich auflösenden Passhammer Werkes, wie bereits in den vorherigen Kapiteln geschildert. Bereits in den 1880er Jahren gab es im naheliegenden **Hetzendorf** ein leer stehendes Walzenwerk. Wie ebenso bereits erwähnt, wurde es 1884 an die „Judenburger Eisenwerks AG“ verkauft. Der leer stehende Rohbau in Hetzendorf wurde an die „Styria AG“ in Wasendorf vergeben, welche den Bau in die bestehende Struktur eingliederte. Ein neues Feinblechwalzwerk entstand, dass bis 1918 in Betrieb war. Nachdem die Firmengründer Löwenthal (1905) und Josef Schmid von Schmidfelden (1897) verstarben, übernahmen die Leitung der Firma ihre Nachfolger. Die Söhne Karl Baron von Löwenthal, sowie Victor und Walter Schmid von Schmidfelden betrieben das Werk weiter, wobei letztere Ihr Glück wieder in Wien versuchten und Löwenthal das hier ansässige Werk leitete. Dieser siedelte sich in der Nähe des Werks an, heiratete Wilhelmine Gosch und war auch Bürgermeister von Waltersdorf bei Fohnsdorf. Außerdem unternahm er zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine Studienreise in die U. S. A., von der er eine neuartige

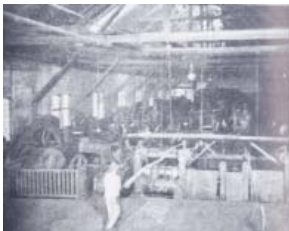


Abbildung 465

Waendorfer Blockstrecke 1905.

Dampfheizmaschine und einen neuen Verzinnapparat mit brachte. Die konjunkturell schwierige Anfangszeit des Jahrhunderts wurde somit ein wenig abgefedert. Der Betrieb erholte sich zwar, musste aufgrund der Rationalisierung durch die neuen Maschinen, auch Arbeitskräfte entlassen. 1905 wurde überhaupt eine große Modernisierungsmaßnahme getroffen, in der eine moderne Blockstrecke die alte ersetzte. Herde und Puddelöfen gehörten der Vergangenheit an. Neue Verfahren wie das Bessemer-Verfahren waren aber auch schon wieder überholte Techniken und wurden letztlich 1912 durch das Siemens-Martin-Verfahren ersetzt.



Abbildung 466

Eine Postkarte vom Werk aus dem Jahr 1900.



Abbildung 467

Wasendorf und der 1912 errichtete Siemens-Martin-Ofen.

Im Ersten Weltkrieg wurden Bleche für Stahlhelme, Gasmasken, Handgranaten und Patronen gefertigt. Nach dem Krieg wieder Feibleche. Da sich der Absatz in der Zwischenkriegszeit stetig verbesserte und es der Firma gut ging, machte man aus ihr eine Aktiengesellschaft 1922, die bis 1929 recht gut zu laufen schien. Um den Vergleich zu anderen Werken darzustellen, sollen folgende Zahlen und Daten aus dem Jahr 1929 dienen¹⁶:

- Insgesamt 600 Beschäftigte,
- 4.000 Tonnen gebeizte Qualitätsbleche,
- 1.000 Tonnen Weißbleche,
- 4.000 Tonnen verzinkte Bleche,
- 6.800 Tonnen Schwarzbleche.

Die enormen Fertigungsmengen zeigen im Vergleich zur Styria AG des Stahlwerks Judenburg, wie groß das vermeintlich klein zu scheinende Werk gewesen sein muss. Mit

¹⁶ „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 107

insgesamt nahezu 16.000 Tonnen gefertigter Bleche muss es eines der größten und ansehnlichsten Werke der Region gewesen sein. In den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts kamen wirtschaftliche Probleme auf das Werk zu, nicht zuletzt wegen des Börsencrash im Jahre 1929, da das Werk ja eine AG war.

Abbildung 468

Das Wasendorfer Werk
1930.



Soziale Aspekte wurden um die Jahrhundertwende ja bereits geprägt und verstärkten sich in den folgenden Jahrzehnten. Vor allem in der Zwischenkriegszeit, in der es der gemeinen Bevölkerung nicht immer gut ging, waren soziale Aspekte ein großes Anliegen. Arbeitnehmer und Dienstgeber waren gleichermaßen an sozial orientierten Projekten interessiert. So eben auch in Wasendorf, wo die Werksleitung versuchte mit einem Frauenverein (1933), Speisungen für Kinder, Mütterberatungen, Kindergärten, Spielkreisen, Säuglingsfürsorge, Gesang-, Tanz-, Theatergruppen für gut gestimmte Arbeiter zu sorgen. In der Nationalsozialistischen Zeit wurde dieses Zusammengehörigkeitsgefühl - auch wenn unter falschen Grundsätzen - verstärkt und gefördert. Eine Zeitung, der „Styriabote“ trug bis 1944 dazu bei.

Kurz vor dem zweiten Weltkrieg, übernahm die ÖAMG die Kohlenrechte in Hetzendorf und Wasendorf, was natürlich erhebliche Einschränkungen für das Wasendorfer Werk bedeutete. Eine Fast-Schließung war nahezu die Folge, wurde aber durch eine Einigung zwischen der ÖAMG und den Werksbesitzern in Wasendorf nicht vollzogen. Die Einigung betraf die Übernahme der Aktien der „Styria AG“ womit sie auch Eigentümer wurde. 1939 ging das Werk an die „Alpine-Montan AG Hermann Göring Linz“ über. Kurz darauf gingen alle Aktien an die „Rottenmanner Eisenwerke AG“ und hatte weitreichende Folgen für die vorwiegend aus Wöllersdorf stammenden Arbeiter. Diese sollten nach Rottenmann verlegt werden, was jedoch nicht durchgezogen wurde. Das Werk selbst wurde unter dem Nationalsozialisten August Schmid von Schmidfeld in zwei Werke aufgeteilt. Eines

in Liezen und eines in Krems an der Donau, wobei jenes in Liezen das Stahlwerk selbst, eine Gießerei und die Schmiedetechnik behielten, und jenes in Krems die Oberflächenvergütung, die Verzinkerei und die Feinblecherzeugung als Produktionszweige fortführten. Da jedoch der Krieg voll zum Tragen kam, bestand das Wasendorfer Werk noch bis 1942 als Rüstungsbetrieb in dem auch englische Kriegsgefangene als Zwangsarbeiter eingesetzt wurden. Jener Standort in Rottenmann wurde zwar weiter ausgebaut, jedoch nicht in vollem Umfang. Die Talenge und der Ausbau der Autobahn (heute A9) machten einen umfangreichen Ausbau nicht möglich¹⁷.

Teile des gesamten Anwesens von Hetzendorf und Wasendorf sind bis heute erhalten und wurden noch in den 1990er Jahren für die Segelfliegerwerkstätte und einen Kindergarten erhalten. Die Verzinkerei, die ehemalige Kanzlei ein Teil eines Walzwerktraktes, das Werksrestaurant sowie das Herrenhaus und Arbeiterwohnhäuser die 1923 errichtet wurden bestehen bis heute. Die Walzwerkhalle und das Stahlwerk wurden leider abgetragen¹⁸. Am Standort der ehemaligen Walzwerkhalle im Westen des Fabrikareals ist heute die Firma „ANTEMO Anlagen- & Teilfertigung, Walter Moisi“ angesiedelt. Die Firma „Zuber Transporte“, die „Freiwillige Feuerwehr“ des Ortes und ein Bauernhof ergänzen das ehemalige Werksgebiet. Eine genauere Ausdehnung des gesamten Werkes zur Blütezeit um 1926 wird in Abbildung 473 gezeigt.



Abbildung 469

Eine übrig gebliebene Werkshalle der Styria von 1910. Aufnahme April 2014.



Abbildung 470

Das heutige Areal des Wasendorfer Werkes.

¹⁷ voranstehender Absatz aus: „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 109

¹⁸ „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 105 und 109 unten



Abbildung 471

Eine Werkshalle im Jahr 1983.

Abbildung 472

Eine Werkshalle ist auch heute noch in tadellosem Zustand. Aufnahme 2014.



Abbildung 473

Lagplan des Wasendorfer und Hetzendorfer Werkes im Jahr 1926.

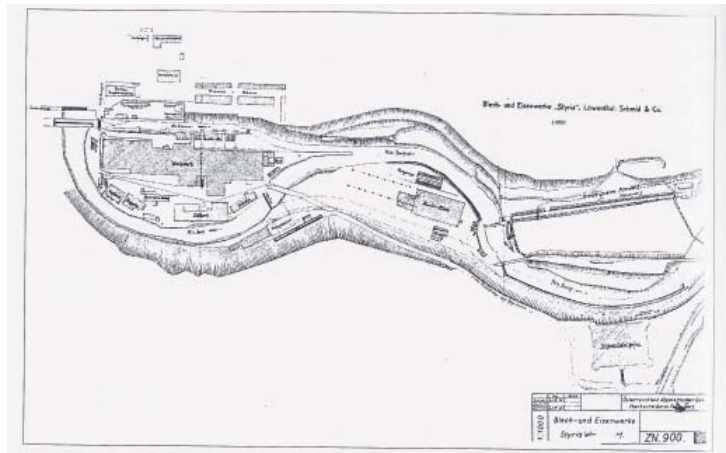
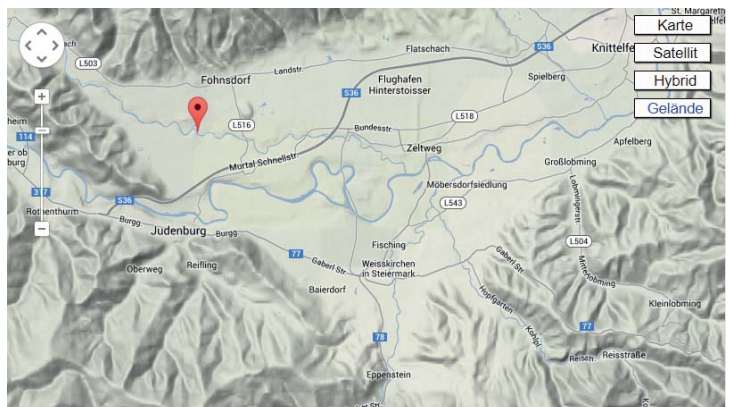


Abbildung 474

Lage des Objektes auf der Karte.

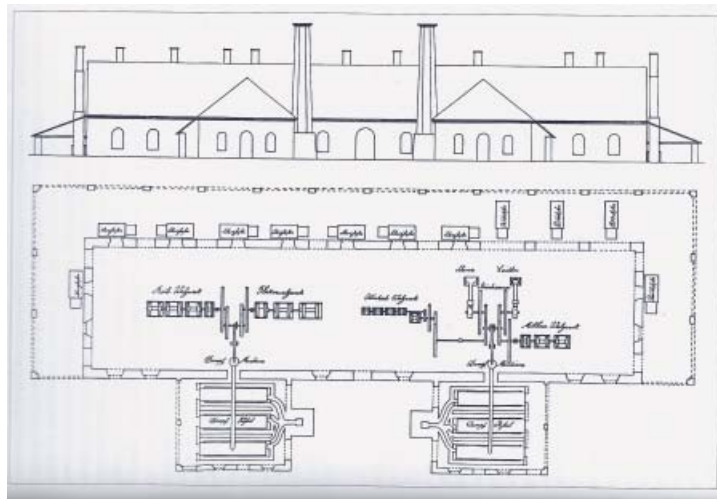


DIE WERKE VON ZELTWEG



Die Werke von Zeltweg

Die Maschinenfabrik Zeltweg der ÖAMG geht auf das Jahr 1850 zurück. Betrachtet man dessen Geschichte genauer, stellt man fest, dass der Ursprung des Werkes aber ganz wo anders liegt. Unter Hugo Henckel von Donnersmarck, im Eisenwesen der Region sehr bekannt, war Werksgründer. Wie der Name bereits vermuten lässt war die Familie Donnersmarck ein Adelsgeschlecht und ursprünglich in Oberschlesien beheimatet. Dort machten sie ihre ersten Erfahrungen im Montanwesen und expandierten stark, wodurch auch Werke in Wolfsberg in Kärnten aber auch in Bad St. Leonhard in der Steiermark gegründet werden konnten. Das Frantschacher Werk in Wolfsberg in St. Gertraud war dabei eines der Bedeutendsten, da es auch Hochöfen besaß. Da die meisten Werke in der Nähe von Fohnsdorf von dessen Kohlelieferungen abhängig war, versuchte man Werke meist in dessen Nähe zu erbauen. So versuchte auch Henckel von Donnersmarck ein Werk am Pölsfluss zu errichten. Eigentlich wollte er sein neues Werk direkt an der Pöls errichten, konnte dies jedoch nicht, da der zuvor bereits erwähnte Karl Mayr, Wasserrechte am Fluss besaß. Daher entschloss sich Henckel, sein Werk weiter flussabwärts zu bauen, was zu seinem heutigen Standort, an der Einmündung der Pöls in die Mur führte. Eine geringe Entfernung zum Kohlebergwerk Fohnsdorf war dafür aber ausschlaggebend, da die Transportkosten für Kohle so weit aus geringer waren. Die Werke in Kärnten wurden in Folge der Neugründung in Zeltweg nahezu still gelegt. In Frantschach wurde 1863 nur mehr ein Puddelofen betrieben¹⁹. Die Pläne des Werkes, das 1852 den Betrieb aufnahm, wurden vom Judenburger Baumeister Michael Zearo entworfen und enthielt bereits in der Planung 2 Dampfmaschinen inklusive zweier Dampfkessel.



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 11m 11.84s
Längengrad:
E 14d 45m 9.64s
Höhe:
654.00 m

Abbildung 475

Der Plan des Werkes um 1850 von Michael Zearo.

¹⁹ „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 89 oben

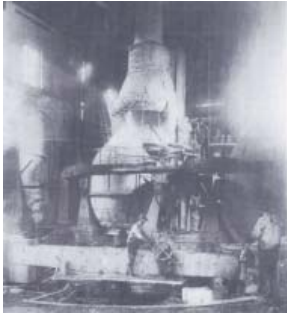


Abbildung 476

Eine Bessemerbirne in der Hugo-Hütte Zeltweg um 1890.



Abbildung 477

Der Hochofen von Zeltweg. Datierung 1880/90.

1852 waren dann schon vier davon vorhanden und brachten das Werk gut voran.

Die folgenden Jahre waren für das Werk eine konjunkturelle Blütezeit, in der man mit guten Umsätzen wirtschaftete. Der Betrieb wurde daher immer weiter expandiert, wodurch mehrere Puddelöfen gebaut und mehr Arbeitskräfte angestellt werden konnten. Die so genannte „Hugo-Hütte“, genannt nach dem Besitzer und Gründer des Werkes, war spezialisiert auf die Schienenerzeugung. Eisenbahn und Nachfolgebetriebe, nahmen in den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts an Fahrt auf. Die Infrastruktur der Eisenbahn wurde stetig erweitert und führte zu steigender Nachfrage im Schienenbau. Das Werk in Zeltweg profitierte davon erheblich, wahrscheinlich auch deshalb, weil es eines der ersten war, dass auf Schienenbau spezialisiert war. Da Österreich zu jener Zeit auch Monarchie war, wurde der Betrieb auch als erstes Werk der Monarchie bezeichnet, das sich mit Eisenbahn- und Schienensystemen befasste. Großaufträge der Monarchie forcierten den Umsatz des Werkes weiter. Darunter war hauptsächlich die Kaiserin-Elisabeth-Westbahn zu verstehen, welche von Wien nach Salzburg über Linz führte. Da die Qualität der Schienen zur damaligen Zeit bei weitem nicht der heute hergestellten entsprach, war eine schnelle Abnutzung der Schienen die Folge. Die Eisenbahnschienen mussten daher einem ständigen Wartungs- und Tauschintervall unterliegen und wurden dementsprechend oft gewechselt. Eine große Ansammlung solcher Schienen, konnte daher nicht vermieden werden und war vor allem um Wien entstanden. Donnersmarck entschied daher, ein weiteres Werk an den Lagerstätten zu errichten um sich einerseits den teuren Rücktransport in die Steiermark zu sparen und andererseits war er ohnedies verpflichtet pro Tonne ausgelieferter Schienen eine halbe Tonne Alter zurück zu nehmen²⁰. Der Bau der „Kronprinz-Rudolf-Hütte“ in der Brigittenau in Wien war die logische Konsequenz. Vor allem in den 60er Jahren des Jahrhunderts kamen immer mehr Konkurrenzbetriebe auf, darunter jene in Prävali und Buchscheiden in Kärnten aber auch jene Südbahn-Gesellschaft 1861 in Graz, machten die wirtschaftliche Lage der Firma immer prekärer. Konkurrenturrückgänge und Zölle für Importe trugen den Rest zur Rezession bei. Wie so oft mussten in Folge wirtschaftlicher Schwankungen Arbeiter den Betrieb verlassen, was wiederum zu einigen Unstimmigkeiten in der Bevölkerung führte. Aufstände und Proteste waren die Folge. Ebenso in Zeltweg, woraufhin der Posten der Gendarmerie, als außerordentlicher Posten, eröffnet wurde. Henckel versuchte dem entgegen zu steuern und schaffte dies auch. Er baute

20 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 91

eine Einfamilienhaus-Siedlung für die restliche beziehungsweise übrig gebliebene Arbeiterschaft in Neufisching bei Zeltweg (am rechten Murofer), baute ein Spital und eine Arbeiterkaserne, sowie Beamtenwohnhäuser. Eine zweite Regulierungsmaßnahme war die Erweiterung der Produktion und stellte ab zirka 1865 auch Panzerplatten und Weichensysteme her. Letzteres Produkt ist auch heute noch Hauptprodukt der Fertigung in Zeltweg und weltweit bekannt. Warum die Blechwalzwerke und Schienenhersteller der Zeit die konjunkturschwachen Zeiten besser überstanden als die Sensen- und Hammerwerke der Region, liegt wahrscheinlich in den Modernisierungsmaßnahmen und Maßnahmenpaketen für die Arbeiterschaft begründet, welche die Hammerherren eindeutig verschlafen haben. Expansion und neue Produktionszweige waren vom Hammerwesen ebenso, bis auf wenige Ausnahmen, nicht durchgeführt worden. Die Kronprinz-Rudolf-Bahn die 1869 nach St. Michael in der Obersteiermark erweitert wurde, war gut für das Geschäft, aber für Henckel sehr anspruchsvoll. AM Ende der 60er Jahre kaufte er noch den Kohlebergbau in Fohnsdorf, der durch seine defizitäre Lage zum Verkauf stand. Er kaufte den Bergbau um 1,25 Mio. Gulden, verkaufte den Bergbau und sein Werk jedoch gleich darauf um 3,6 Millionen an die „Steirische Eisenindustrie-Gesellschaft“. Wie alle Gewerken der Zeit, hatte auch Donnersmarck und die spätere Eisenindustrie-Gesellschaft mit Modernisierungsmaßnahmen zu kämpfen.

Bis in die 60er Jahre wurde das Puddelverfahren eingesetzt, wurde aber in den 70er Jahren vom Bessemer-Verfahren abgelöst. Durch die neue Produktionstechnik konnte man schneller und in besserer Qualität Stahl erzeugen, was natürlich auch in der Eisenbahnschienenherstellung der Abnutzung solcher zu Gute kam. Größtes Problem war in diesem Fall aber die Herstellung der Schiene im neuen Verfahren, wobei in anderen Industriezweigen dies kein Problem darstellte. 1871 wurde aber letztlich damit begonnen Schienen zu fertigen. Das Werk war mit zwei Konvertern zu je 10 Tonnen das größte in Österreich. Die Flusstahlerzeugung, die durch das Bessemer-Verfahren möglich wurde, ermöglichte eine Produktion ohne Zusammenschweißen der Stahlblöcke, um daraus Schienen walzen zu können. 600-800 kg schwere Blöcke konnten so einfach gegossen werden. Die daraus entstehenden Bessemer-Stahlschienen waren weit widerstandsfähiger und hatten eine geringere Abnutzung zur Folge und brachte sie zur Weltausstellung 1873 in Wien. Da aber das Werk durch neue Technologien und Innovationen sich in ein finanzielles Fiasko stürzte und immer mehr Kredite und Hypotheken aufnahm, mussten in Folge viele Arbeiter in den 70er Jahren des Jahrhunderts entlassen werden. Der Tiefstand wird mit 443 Arbeitern be-



Abbildung 478

1895, der Koksofen des Oberen Werkes in Zeltweg.

Abbildung 479

Das Walzwerk der „Hugo-Hütte“ im Jahr 1895.



In den 80ern kaufte die Österreichische-Alpine Montangesellschaft (ÖAMG) das finanziell ruinöse Werk auf und gliederte es in die Gesellschaft ein. Andere Gesellschaften waren bereits Teil der ÖAMG geworden, so auch die K. k. priv. Aktiengesellschaft der Innerberger Hauptgewerkschaft, die K. k. priv. Neuberg-Mariazeller Gesellschaft, die Vordernberg-Köflacher Montanindustrie-Gesellschaft, die St. Egydyer Eisen- und Stahlindustrie Gesellschaft und die Hüttenberger Eisenwerksgesellschaft²². Eine Eingliederung der früheren Konkurrenten in Prävali und Buchscheiden in Kärnten machten den Zeltweger Betrieb zum größten seiner Zeit. Die ÖAMG besaß auch in Donawitz bei Leoben (Vordernberg) ein Werk, das um die Jahrhundertwende an Bedeutung gewann. Das neueste Verfahren der Stahlgewinnung, das Siemens-Martin-Verfahren, wurde hier eingesetzt und war wesentlich neuer und effektiver als das in Zeltweg noch eingesetzte Bessemer-Verfahren. Das Werk in Zeltweg verlor immer mehr an Bedeutung und wurde seit den 90er Jahren (1897) unter dem Hauptaktionär Karl Wittgenstein verkleinert. Die Schienenproduktion wurde eingestellt, Hochöfen und die Bessemer-Hütte abgebaut. Eine Umstellung der Produktion auf Bleche wurde angestrebt und durchgeführt. Die ersten Jahre des 20. Jahrhunderts waren ökonomisch gesehen sehr durchwachsen. Die Produktionsmengen blieben daher auch in Zeltweg unter den Erwartungen der Aktionäre zurück. Auch wenn die Stahl- und Walzhalle Zeltwegs eine der größten und auch stärksten (um die 9.000 PS, vergleichbare Stahlwalzwerke hatten um die 200 bis 800 PS) um die Jahrhundertwende war, wurde die Produktion immer geringer. Die Vorläufer des 1. Weltkrieges brachten die Konjunktur wieder zum Laufen, wovon auch das Zeltweger Werk profitierte. 1912 erreichte man ein Produktionsmaximum von 84.000 Tonnen Stahlblechen. Die aufgrund der monarchischen Gebietsherrschschaft im adriatischen Raum entstandenen Werften, trugen zum Absatz sehr stark bei. Die italienischen Werke, darunter auch Kesselschmieden und Druckleitungswerke, waren

21 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 95

22 „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 95 unten

Hauptabnehmer der steirischen Bleche. Die Expansionen der Zeit forcierten auch den Bau mehrerer Liegenschaften in Zeltweg. Darunter das Werkshotel, heutiges Steirerschloss im Besitz von Red Bull, und einige Wohnhäuser an der Zeltweger Hautstraße in Blockbauweise, die heute leider nicht mehr bestehen.

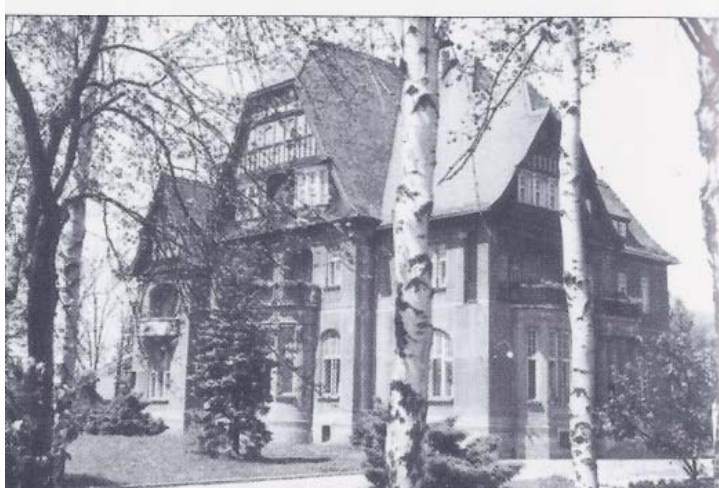


Abbildung 480

Das „Steirerschloss“ in Zeltweg um 1908. Es wurde in den letzten Jahren aufwendig saniert und zählt zu den Top-Adressen der Region des Aichfeldes.

Sie wurden vor einigen Jahren abgebrochen und wären am heutigen Standort der Arbeiterkammer Murtal zu suchen. Das gesamte Werk von dem ich hier gesprochen habe, wäre in Zeltweg nördlich des ehemaligen Bahnhofes zu suchen gewesen und wurde in den 1870er Jahren durch die „Steirische Eisenindustrie-Gesellschaft“ errichtet. Heute besteht davon nahezu nichts mehr außer ein „Gichtturm“ eines ehemaligen Hochofens. Der Name des sog. „Bessemersfeldes“ geht ebenso auf diese Zeit zurück. Der Niedergang und Abbruch der Anlagen geht im Grunde auf die Folgen des 1. Weltkrieges zurück. Die Umstellung vor dem Krieg auf Rüstungsindustrie und die nach dem Krieg fehlenden Absatzmärkte und Umsätze trieben die ÖAMG zur Einstellung des Walzenwerks. Bis 1926 blieben das Kanzleihaus und nur mehr ein Preßwerk bestehen, ebenfalls einige Werkshallen. In der Zwischenkriegszeit waren aber immer noch 400 bis 600²³ Beschäftigte am Standort Zeltweg vorhanden, auch wenn die Hauptproduktion in Donawitz bei Leoben von statten ging. Durch die Eingliederung des Werks in die „Reichswerke“ 1939, das seit 1926 als Hauptaktionär die „Vereinigten Stahlwerke“ inne hatte, waren die nächsten Jahre von politischer Seite klar definiert. Die „Reichswerke“ in Zeltweg, unter der Führung Hermann Görings, produzierten in den Jahren des zweiten Weltkrieges ab 1941 bis 1945 hauptsächlich für die Rüstungsindustrie des Reichs, was wiederum zu einer besonders starken Bombardierung durch die Alliierten führte. Wenige Gebäude blieben daher



Abbildung 481

Der Gichtturm des Oberen Werkes um 1873.

²³ „Eisen-Kohle-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 99



Abbildungen 482 und 483

Der Gichtturm heute, auch als Wasserturm bezeichnet. Es befindet sich ein Café und eine Bar im sanierten und umgebauten Turm.

am Standort des „Oberen Werks“ erhalten. Eine Forcierung auf das „Untere Werk“ war daher logisch und wurde auch so durchgeführt. Die Rüstungsproduktion im Krieg umfasste vor allem die 15-cm-Granatenproduktion, was wiederum in einen Ausbau der Graugießerei mündete. Mehr Produktion hieß auch mehr Belegschaft und führte daher auch zum Bau einer gartenstadtähnlichen Reihenhaussiedlung im Osten des „Oberen Werkes“. Nach dem Krieg - etwa ab 1948 - begann man nicht nur mit dem Wiederaufbau der Werkstätten und restlichen Gebäude, man versuchte auch die Produktion wieder anzukurbeln. Da die Weichenerzeugung doch immer ein recht sicheres Standbein in Zeltweg gewesen war, verließ man sich auch weiterhin darauf und forcierte dessen Produktion. Die Entwicklung und der Bau von Bergbaumaschinen, sowie der Bau des Olympiastadions Innsbruck 1962, die Großglocknerstraßengarage, den Weltausstellungspavillon in Montreal oder einen Schachtförderturm in Bleiburg (Kärnten) trugen wesentlich zum großen Erfolg der Firma bei. Heute noch ist Zeltweg der Standort für Weichensysteme aller Art, in aller Welt bekannt und kann auf eine 160-jährige Erfahrung im Weichenbau zurück greifen. Die VAE (Voest-Alpine-Eisenbahnsysteme) trennten sich 1989 von der nach dem zweiten Weltkrieg entstandenen Voest-Alpine und brachte in den folgenden Jahrzehnten einige Patente auf den Markt. Darunter auch ein Manganschweißverfahren zur Verbindung einzelner Schienenteile.

Abbildung 484

Das „Obere Werk“ in Zeltweg im Jahre 1913.

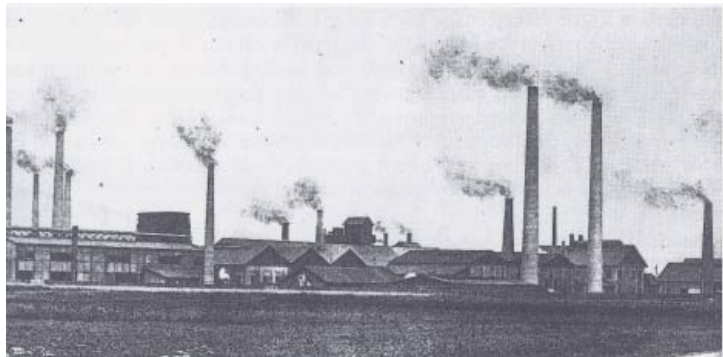
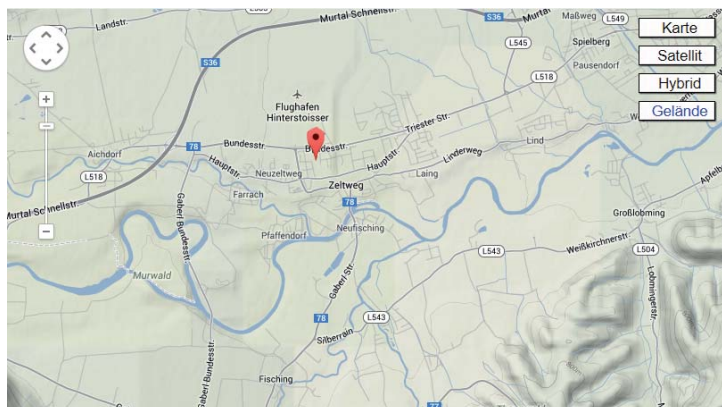
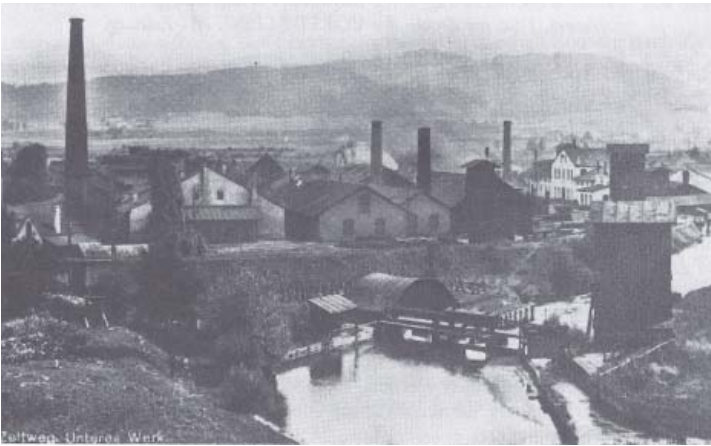


Abbildung 485

Lage des Oberen Werkes auf der Karte.

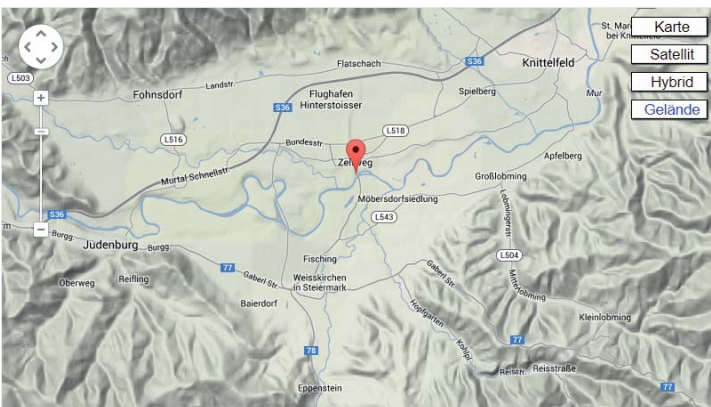


**Abbildung 486**

Das „Untere Werk“ in Zeltweg im Jahr 1913.

**Abbildung 487**

Das untere Werk heute. Werkssitz der „Voest Alpine Eisenbahnsysteme“, sowie der „Fa. Sandvik“.

**Abbildung 488**

Lage des Unteren Werkes auf der Karte.

DIE AUSTRIA EMAIL IN KNITTELFELD



Die Austria Email in Knittelfeld

Am heutigen Standort der „Austria Email AG“ befand sich bis 1717 eine Mühle. Die so genannte Moosmühle ist in diesem Jahre leider völlig abgebrannt (siehe dazu auch im Kapitel „Werke Knittelfeld innerhalb der mittelalterlichen Mauern“). In den folgenden Jahren wurde sie unter Vinzenz Hiersteiner wieder aufgebaut und auch als Mühle weiter betrieben. Gemahlen wurden aber vor allem Mineralien, die in den Bergwerken der Region abgebaut wurden. Getreide oder dergleichen war nach dem Brand und Wiederaufbau kein Produktionsmittel mehr. Nach Hiersteiner wechselten mehrmals die Besitzer, bis schlussendlich die Mühle und das gesamte Anwesen mit Grundflächen an die „Haardt'sche Metallwarenfabrik“ ging. Diese Werke wurden unter C. Pissel 1874 errichtet und wie bereits Louis Hammer in seinem Werk „Aus Knittelfelds Vergangenheit“ schreibt: *„...und war eingerichtet auf Erzeugung von gepreßten Kochgeschirren aus einem Stück ohne Falz und Naht und hatte eine Emailierhütte.“*²⁴.



Die heutige „Austria Email AG“ geht auf das Jahr 1855 zurück, in welchem auch die „STEG“ (Steirische Elektrizitätsgesellschaft) gegründet wurde. Ab 1895 haben sich die Firmen „Haardt und Co“ sowie „Bartelmus“ in Brünn zu einer Aktiengesellschaft zusammengeschlossen. Daraus resultierte die im Sprachgebrauch der Region genannten „Austria“, in voller Bezeichnung „Aktiengesellschaft der Emailwerke und Metallwarenfabriken Austria“. Die Firma bzw. AG hatte mehrere Standorte, unter anderem in Brünn, Tefplitz, Brück (in Böhmen auch Brux bezeichnet, heutiges Tschechien), St. Michael in der Obersteiermark (1889)²⁵ und Ligetfalu²⁶.



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 12m 58.51s
Längengrad:
E 14d 50m 11.53s
Höhe:
640.00 m

Abbildung 489

Die Abbildung links zeigt die Austria Email in Knittelfeld in ihren Anfangsjahren.

²⁴ „Aus Knittelfelds Vergangenheit“, Louis Hammer, 1959, S. 436

²⁵ „Knittelfeld, Gesichter einer Stadt“, Johann Tschmuck, 2003, S. 193

²⁶ „Knittelfeld, Einst & Jetzt“, Dr. Elfi Lukas, S.69

Abbildung 490

Die Austria Email in ihrer Blütezeit von Süden aus gesehen.



Durch die Wirren des Ersten Weltkrieges und dem Niedergang der Monarchie der Habsburger, gingen auch alle ausländischen Werksstandorte verloren. Übrig blieb einzig und allein Knittelfeld, das nach dem Krieg mit der „Steiermärkischen Elektrizitätsgesellschaft“ als Interessensgemeinschaft zusammenarbeitete. Wie die meisten Werke der Region wurde im Laufe des Zweiten Weltkrieges auch die „Austria“ für die Rüstungsproduktion umstrukturiert. Bombenangriffe 1945, die nahezu alle Gebäude in Knittelfeld zerstörten, hinterließen auch deren Spuren am Standort der „Austria“. Nach 1945 wurde der Betrieb wieder aufgebaut und umfasste eine größere Produktion. Zuvor waren Geschirr und Sanitärgegenstände Hauptartikel gewesen und in weite Teile der Monarchie exportiert worden. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde auch auf die Produktion von Warmwassergeräten, Mülleimern, Straßenbeleuchtungskörpern, Emailschildern, Signalanlagen²⁷ und der gleichen gesetzt. Im Jahre 1972 wurde das Werk dann nach seinem heutigen Namen benannt - „Austria Email“. 1979 wurden die Geschirr- und Sanitärgegenstandsproduktionslinien eingestellt, da sie nicht mehr rentabel waren. Außerdem wurde das seit dem Zerfall der Monarchie noch bestehende Werk in Wien-Simmering geschlossen. Eine Fusionierung mit der Firma „EHT“ (ELIN Tochtergesellschaft) war im selben Jahr die Folge. Neue Errungenschaften in den 1980er Jahren brachten gute Umsätze mit sich. Darunter auch ein Patent im Jahr 1984 auf das „VACUMAIL-Verfahren“. Dieses Verfahren wurde zur Legierung der Warmwasserkessel genutzt, wodurch die „Austria“ voll auf Boiler-Produktion umzustellen begann. Seit 1991 expandierte das Werk in Knittelfeld kräftig und erwarb die Unternehmen „Haveltherm Wasser- und Wärmetechnik GmbH“ (in Brandenburg) sowie die „Dr. Burg GmbH“ (in Wien, Hersteller von Raumklima- und Elektrohaushaltsgeräten). Ab 2006 übernimmt die „CROSS Industries AG/UIAG“ den Großteil der Aktien und wird somit zum Kernaktionär der AG. Seit 2007 gehört der UIAG die Gesamtheit aller Aktienanteile²⁸.

Heute stellt die „Austria Email AG“ in Folge des konjunkturellen Aufschwungs im Boiler-Gewerbe Komplettsysteme von Speichern, Solarsysteme bis hin zu Isolierungen ihren Kunden zur Verfügung²⁹. 2012 fand der letzte große Umbau

**Abbildung 491**

Die Austria in den 1990er Jahren.

27 <http://www.austria-email.at/unternehmen/geschichte/>

28 <http://www.austria-email.at/unternehmen/geschichte/>

29 <http://www.austria-email.at/>

statt, bei dem ein Schulungszentrum, Büros, Labore gebaut wurden.

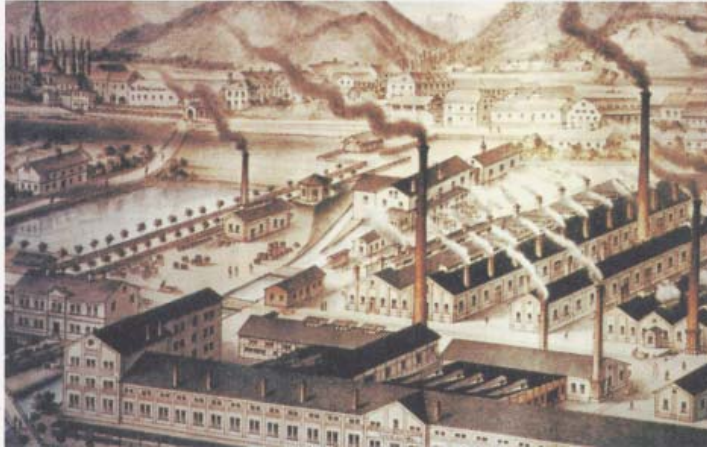


Abbildung 492

Die gesamte Anlage im Jahr 1870.



Abbildung 493

Der neue Zubau aus dem Jahr 2012. Aufnahme April 2014.

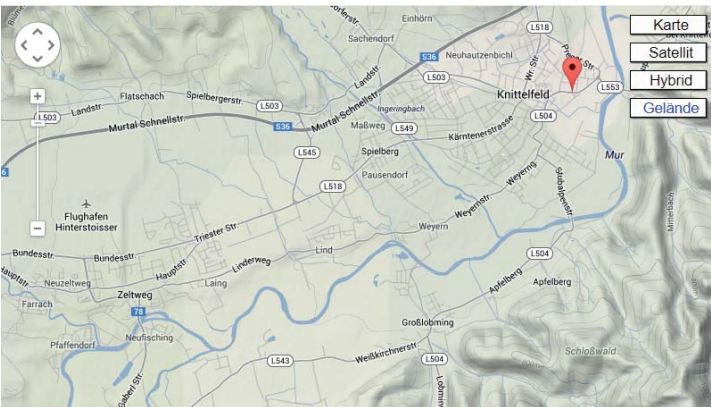


Abbildung 494

Lage des Objektes auf der Karte.

DIE UITZ MÜHLE IN LANDSCHACH

	10. Jahrhundert	
	11. Jahrhundert	1500 Moritz, Moosheimer
	12. Jahrhundert	1546 Schreier Blechschmiede
Erwähnung 1140 Wehrhof am Murübergang Wolvolus von Lontsa 1168	13. Jahrhundert	1600 Eisen- und Blechhammer, Moosheimer 1617 von Teuffenbach 1629 Blütezeit, Mühle, Stadt Knittelfeld, Sauber 1640 Ruckensteiner, Pruckermayer 1650 Kowatsch, Hasler 1670 Rainer, Zieger
Stift Admont 1300 Moosheimer	14. Jahrhundert	1706 Steinberger
von Moosheim 1370 Ott	15. Jahrhundert	1734 Albmayer, Gräzer
Walchuin, Folzapfel 1400	16. Jahrhundert	1784 Lackner
	17. Jahrhundert	1800 Lackner 1840 Netter 1850 Feyberger 1860 Fuchs 1870 Diernberger, Greisdorfer 1885 Uitz Jossef, Braun
	18. Jahrhundert	1924 Uitz Johanna, Brunner Franz 1935 Mischfutteranlage, Expansion
	19. Jahrhundert	1965 Brunner Franz jun., 1986 Ausbau 1985 Uitz Mühle GmbH 1988 Brunner Manfred
	20. Jahrhundert	Uitz Mühle GmbH
	21. Jahrhundert	

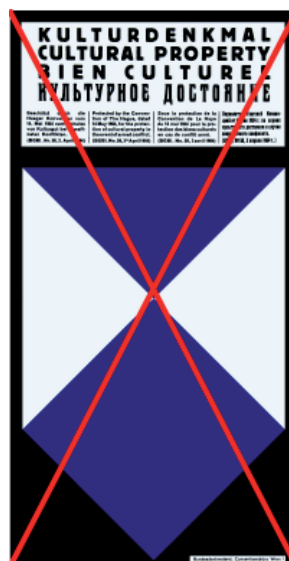
Die Uitzmühle bei Knittelfeld

Kurzgeschichte:

Der Betrieb der heutigen „Uitz-Mühle“ war früher als „Landschachmill“ bekannt. Grund für die Anführung ist die Lage an der Ingering und ihre Bedeutung als Industriebetrieb bis heute. Bis 1629 fehlen jedoch leider so gut wie alle Unterlagen und Urkunden. Eine genauere Ahnenreihe und Erbfolge war nahezu nicht zu ermitteln und kann nur angenommen werden.

Erbfolge und Verkäufe:

In den Annalen ist immer wieder die Rede von einem „Gut Landschach“. Landschach ist heute ein Ortsteil der Gemeinde Apfelberg bei Knittelfeld und ist bereits in einer Urkunde von 1088 erwähnt³⁰. Zu dieser Zeit gab es wahrscheinlich einen Murübergang - eine sogenannte Furt - an der Stelle der heutigen „Uitz-Mühle“. Da solche Überquerungen stets bewacht wurden und teilweise auch eine Maut eingehoben wurde, ist ein Wehrhof oder dergleichen an dieser Stelle durchaus denkbar gewesen. Eine Nennung in einer Urkunde aus dem Jahre 1148 erwähnt einen Fridericus und ein Wolvolus von Lontsa, 1168 ein Mangold von Landschach³¹. Im 13. Jahrhundert werden dann unter anderem das Stift Admont, sowie die Adelsfamilie Moosheimer genannt. Darunter auch ein Friedrich von Moosheim und ein Ott von Moosheim um 1370 bis 1390. Über die Jahrhunderte wechselten natürlich immer wieder die Besitzer. Im 15. Jahrhundert werden die Walchunin erwähnt sowie der Dienstmannen, die Familie Folzapfel, später auch noch die Familie Welzer. Andreas und Moritz Welzer besaßen lange Zeit das Recht die Mühle zu betreiben, wobei letzterer 1512 Teile des Anwesens an Thomas von Moosheim verkaufte. 1584 ist wieder ein Moosheimer genannt, Peter Moosheimer. Nach dessen Tod wurde das Erbe aufgeteilt, wobei ein Teil an die Teuffenbacher überging. 1617 war Ortolf von Teuffenbach Besitzer des Gutes und verkaufte es 1629 an die Stadt Knittelfeld. Zu dieser Zeit bestand das Anwesen wohl in seiner größten Ausdehnung. Dazu gehörten unter anderem ein Schloss (Schloss Landschach genannt), ein Gefängniskeller, ein Wohnhaus am Bauernhof, ein Getreidespeicher, ein Mauthaus, verschiedenste Wiesen und Wälder, sowie Almen, der Landschacher Burgfried, Fischereirechte auf der Mur und der Ingering und schlussendlich noch das Teuffenbacher Haus (Rathaus bzw. Gemeindeamt). Alleine diese Aufzählung zeigt die schiere Größe des Besitzes in Apfelberg. Neben dem Gutshof Landschach, der sich später



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 12m 5.75s
Längengrad:
E 14d 49m 11.60s
Höhe:
642.00 m



Abbildung 495

Die Uitz-Mühle heute im Jahr 2014.

30 StUB I/72 und „Adel und Eisenadel, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 105 oben

31 „Adel und Eisenadel, Dr. Elfi Lukas, 1999, S. 105 oben

zu einem Schloss vergrößerte, war die Landschachmill das bedeutendste Gebäude des Anwesens. Neben der Mühle selbst wurde wahrscheinlich auch eine Schmiede betrieben, welche in der Nähe der Einmündung der Ingering in die Mur zu suchen sein dürfte. Außerdem gibt es Berichte darüber, dass es um 1600 einen Eisen- und Blechhammer gegeben haben soll. Der erste Hammerherr bzw. Werkmeister dürfte um 1546 Jörg Schreier gewesen sein und wird als „Blechschmied Georg“ bezeichnet³². Ab 1629 wird als Besitzer der Mühle Veith und Wandula Sauber geführt. Sie dürften die Mühle direkt von den Teuffenbachern, während ihres Anwesen-Verkaufs an die Stadt Knittelfeld (bzw. den Rath von Knittelfeld), gekauft haben. Ruckenstainer Georg heiratete in weiter Folge die Witwe Wandula und wurde so Besitzer der Mühle. Die Mühle blieb aufgrund von Eheproblemen und folgenden Gerichtsverhandlungen nicht lange in deren Besitz. Aufgrund des Grundbuches ist heute nachvollziehbar, dass Ruckenstainer nur ein Jahr Betreiber der Mühle war. Bereits 1631 scheint ein Pranckmayer Sigmund auf. Ab 1649 wurde ein Cowatsch (Conatsch oder auch Kowatsch) als Besitzer im Grundbuch angeführt. Fünf Jahre darauf ein Balthasar Hasler. Rainer R., Clement Zieger sowie dessen Sohn Josef Zieger folgten in den Jahren 1658 bis 1689. Ab diesem Jahr übernahm, wahrscheinlich ein Nachkomme Balthasar Haslers, Sebastian Hasler das Werk. Da dieser aber anscheinend dem Alkohol nicht abgetan war wurde ihm der Besitz entzogen und der Grundherrschaft für 6 lange Jahre einverleibt. Diese Betrieb die Mühle fortan in Eigenregie. Erst ab 1694 wird wieder Josef Zieger, der die Mühle schon zuvor Betrieb, Eigentümer der selben. In den folgenden Jahrhunderten können laut dem Grundbuchsatzung³³ des Grundstücks folgende Besitzer angeführt werden:



Abbildung 496

Die Abbildung zeigt die Uitz-Mühle, welche um 1900 ein Sägewerk war.

Ruep Steinberger	<i>ab 1706</i>
Steinberger Urban	<i>ab 1714</i>
Albmayer Josef, Gräzer Andrä	<i>ab 1734, ab 1738</i>
Lackner Jakog, ab 1820 Sohn Jakob	<i>ab 1784</i>
Lackner Helene	<i>ab 1827</i>
Netter Ignaz	<i>von 1840 an</i>

32 „5 vor 12, Apfelberg“, Dr. Elfi Lukas, 2012, S. 77 oben

33 aus „5 vor 12, Apfelberg“, Dr. Elfi Lukas, 2012, S. 77 links

Pirkwiser Georg, Payrhofer Johann, Freyberger Philipp, Harter Benedikt	<i>ab 1848, ab 1850, ab 1856, ab 1857</i>
Fuchs Patrick	<i>ab 1861-1877</i>
Greisdorfer Barbara, Diernberger Rosa	<i>ab 1877, ab 1878</i>
Braun Johann, Uitz Josef (durch Heirat)	<i>1882, ab 1885</i>

Wie oben in der Tabelle ersichtlich sind im Laufe der Jahrhunderte eine große Anzahl von Personen Eigentümer / Pächter der Mühle geworden bzw. hatten die Rechte zur Nutzung der Mühle.



Abbildung 497

Die Landschach-Mill. Datierung unbekannt.

Erst ab den 1880er Jahren wird die Eigentümerfolge wieder interessant, da darin auch die Namensgebung als „Uitz-Mühle“ zu suchen und zu finden ist. Beginnend mit Johann Braun 1882 fand die Mühle einen neuen Eigentümer, der jedoch nur eine Tochter, Maria, hatte und der ihr den Besitz nicht übergeben wollte. Daher suchte er einen Pächter für diese und fand ihn in Josef Uitz, der sich in die Tochter von Braun verliebte und sie auch ehelichte. Somit heiratete dieser in die Familie ein und wurde Nachfolger von Johann Braun. 1924 verstarb Josef Uitz und seine drei Töchter erbten den Besitz. Die Tochter Johanna heiratete 1926 den Müllermeister Ferdinand Brunner, deren Sohn 1965 die Mühle übernahm. Ab 1985 wird die Mühle als „Uitz Mühle GmbH“ geführt und war im Besitz von Franz und Manfred Brunner. Manfred Brunner ist Franz Brunners Sohn und übernahm 1988 nach seiner Ausbildung die geschäftsführende Position der Firma in vierter Generation.

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts wurde die Mühle um den Verkauf von Futtermittel und eine Bäckerei erweitert. Dies war mit Sicherheit die Grundsteinlegung für dessen weitere Erfolgsgeschichte. Unter Ferdinand Brunner in den 1920er und 1930er Jahren wurde der Ausbau noch weiter



Abbildung 498

Die Uitz-Mühle heute. Ansicht aus westlicher Richtung.

forciert. 1935 kam eine Mischfutteranlage hinzu. Nach dem zweiten Weltkrieg gab es wie überall eine wirtschaftliche Rezession, auch die Uitz Mühle wurde davon nicht verschont. Sie konnte sich aber in den Nachkriegsjahren relativ gut davon erholen und expandierte bereits unter Franz Brunner in den 1950er Jahren. 1968 wurde dann eine völlig neue Mühle, mit erhöhter Produktionsrate von 50 t/24 h gebaut³⁴. Da auch diese Anlage die Nachfrage nicht decken konnte, wurde 1976 noch eine modernere und größere Mischfutteranlage hinzugefügt. Eine Leistung von 10 t/h war von nun an möglich. Bis heute stellt die Mühle einen wichtigen Betrieb der Gemeinde Apfelberg, aber auch der ganzen Region dar.

Der Um- und Zubau in den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts führte zum heutigen Erscheinungsbild der Mühle. Städtebaulich gesehen war und ist die Mühle aber sicher ein zu hinterfragendes Objekt und beruht wahrscheinlich darin, dass Ende der 60er und noch zu Beginn der 70er Jahre ein Raumordnungsgesetz zwar bestand, aber offensichtlich nicht ganz so umsichtig ausgelegt wurde, wie es wahrscheinlich gut gewesen wäre.

Abbildung 499

Ansicht der Uitz-Mühle aus südöstlicher Richtung im April 2014.



Abbildung 500

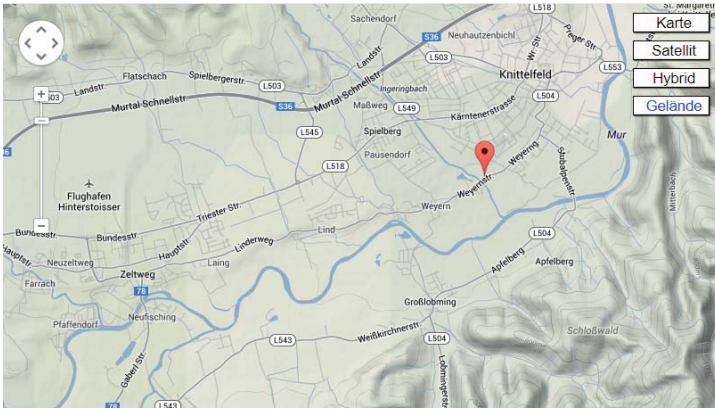
Der Altbestand wurde in den neueren Anlagenteil integriert.



34 <http://www.uitz-muehle.at/sites/chronik.htm>

Abbildung 501

Lage des Objektes auf der Karte.



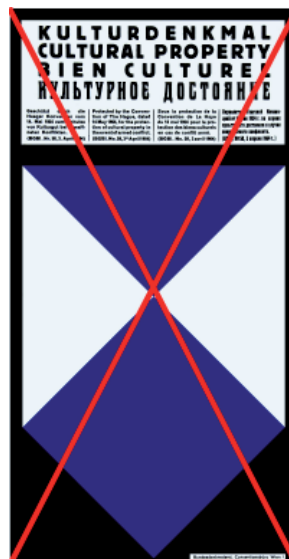
DIE PÖLSER PAPIERFABRIK



Die Pölser Papierfabrik

Die Pölser Papierfabrik ist eine der bekanntesten Firmen der Region. Das heutige Erscheinungsbild des Betriebes und der hoch aufragende, weit hin sichtbare Rauchfang dürften diesbezüglich entscheidend sein. Aber ebenso die weit zurückreichende Geschichte der Fabrik, die zwar nicht jedem bekannt sein mag, aber dennoch interessant ist, ist ausschlaggebend für eine Erwähnung in meiner Arbeit. Vor allem jener Zusammenhang, dass das heutige Werk auf einen ehemaligen Hammer der Region zurück zu verfolgen ist.

Papier und dessen Herstellung ist natürlich nicht in Österreich begründet, sondern geht auf das chinesische Volk zurück. Wahrscheinlich ist die Fabrikation von Papier weit älter als jene des Eisens und wurde in unsere Heimat über Arabien und Italien im 11. Jahrhundert eingeführt. Die Araber selbst dürften die Fertigkeit der Papierfabrikation bereits im 8. Jahrhundert für sich entdeckt haben und über Handelswege in und aus dem Orient mit zu sich nach Hause gebracht haben. Ab dem 14. Jahrhundert verbreitete sich Papier, vor allem in Süddeutschland, wo schon einige Papierfabriken existent waren, über ganz Europa und machten auch vor unserer Heimat keinen Halt. Ab dem 17. Jahrhundert war die Papierindustrie durchaus neben dem Eisenwesen zu einer eigenen Sparte herangewachsen, da schon im 16. Jahrhundert viele Hammer- und Blähwerke wirtschaftlich nicht immer erfolgreich waren und ein Nachfolgebetrieb für diese gesucht wurde. Eine erste Papiermühle sollte durch Ferdinand Fürst Schwarzenberg im Jahr 1696 in Graz errichtet werden, wofür dieser auch ein Ansuchen an die Innerösterreichische Regierung stellte, und wurde nach mehrjährigen Schwierigkeiten und Verhinderungsversuchen durch die Regierung selbst und die in Graz ansässigen Jesuiten, im Jahr 1698 durch den Kaiser schlussendlich doch bewilligt, da sich Schwarzenberg zur Entrichtung von Mautgebühren - auch wenn er nichts importierte oder exportierte - verpflichtete. Jedoch kam dieser während der Bewilligung bereits wieder davon ab, ein Werk in Graz zu errichten, da er 1698 die Herrschaften in Reifenstein, Offenburg und Gusterheim erwarb. Er entschloss sich daher in seinen neu erworbenen Liegenschaften eine Papierfabrik zu erbauen und nicht, wie ursprünglich gedacht in Graz, wohl auch wegen der unzumutbaren Differenzen mit den bereits genannten Parteien. Östlich von Pöls war bereits seit dem 15. Jahrhundert ein Hammer gelegen, der über zwei Jahrhunderte seine Arbeit verrichten konnte, jedoch im 17. Jahrhundert durch einen Brand zu schwerem Schaden kam. Lediglich das „Zoltenstein'sche Hammerherrenhaus“, das nach seinem letzten Besitzer Zoltenstein bezeichnet wird,



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 13m 12.05s
Längengrad:
E 14d 35m 0.71s
Höhe:
787.00 m



Abbildung 502

Ab 1700 war die „Reifensteiner Papiermühle“ vorhanden. Oben das Siegel des ersten Papiermachers, Jakob Prunner, um 1727.



Abbildung 503

Das Papiermachersiegel von Josef Schober, der zwischen 1742 und 1783 die Mühle betrieb.

blieb beim Brand bestehen. Der Hammer um den es sich hier handelt, wird bereits im Kapitel des „Dörflinger Hammers“ behandelt und familiengeschichtlich ausführlich beschrieben. Jedenfalls errichtete Fürst Schwarzenberg an Stelle des Dörflinger Hammers, unter Ausnutzung der bestehenden Rechte und baulichen Anlagen wie dem Fluder, die „Reifensteiner Papiermühle“ in den Jahren 1699 und 1700. Bereits in diesem Jahr war der Papiermachermeister (= Ballenmeister) Paul Gabriel aus Böhmen angestellt. Ebenso zwei böhmische Gesellen die ihm unterstanden. Durch einen erfahrenen Meister aus Böhmen versprach sich Schwarzenberg ein florierendes Geschäft bereits zu Beginn, was er dadurch jedoch nicht verwirklichen konnte. Wie auch bei den Hämmern und Schmieden üblich, pachtete der Meister das Werk und zahlte an den Grundherrn abgaben. Nach anfänglichen Problemen besserte sich die wirtschaftliche Lage bereits 1702, da man die Versorgung mit Stoffen („Hadern“) sicherstellen konnte. Zu sagen bleibt jedoch, dass Hadern zur damaligen Zeit Grundprodukt jeglicher Papierfabrikation waren und nicht wie heute Zellulose in modernen Fabriken, welche aus Holzfasern gewonnen wird. Ab 1711 übernahm die Mühle Andreas Rein, dieser arbeitete vermutlich seit 1702 in der Mühle, wo er schließlich zum Meister aufgestiegen war. Durch jahrelange Erfahrung und gleichbleibend hervorragende Qualität, durfte dieser auch den Doppeladler ab 1712 auf sein Papier prägen und beleiferte ab 1715 die Grazer Kanzleien mit seinem Papier. Er war insgesamt zweimal verheiratet und hatte aus erster Ehe mit Rosina Khellnerin zwei Töchter, Elisabeth und Judith, und aus zweiter Ehe mit Maria Veit Mösner weitere zwei Töchter, Theresia und Anna Maria. Rein starb 1720 und Franz Keller übernahm den Betrieb. Ab 1723 wird dieser als Meister mit Pachtabgaben verzeichnet, stürzte die Mühle aber in den Ruin. Ab 1727 wird Johann Jakob Prunner als neuer Pächter geführt, der ebenso Mühe hatte die Qualität des Papiers auf die von Rein wieder anzuheben. Erst ab den 40er Jahren des 18. Jahrhunderts, nach dem Tod Prunners und dem Erwerb durch Joseph Schober sen., erholte sich die marode Papiermühle endlich wieder. Die Qualität wurde besser und der wirtschaftliche Erfolg war gegeben. 1762 kaufte Schober die Mühle vom Grafen, beziehungsweise das Nutzungsrecht. Das Eigentum war zwar noch in Hand von Schwarzenberg, Schober musste jedoch keine Pacht mehr zahlen, obwohl Abgaben zur Erhaltung des Eigentumsrechtes jährlich zu entrichten waren. Joseph Schober sen. übergab den Betrieb in Erbfolge 1783 an seinen gleichnamigen Sohn. Dieser starb nach kinderloser Ehe mit Theresia Nunner 1808, woraufhin der Fürst von Schwarzenberg durch das aus dem Kaufvertrag aus dem Jahre 1762 bestehende Rücklösungsrecht, in Anspruch nahm um sie selbst weiter

zu betreiben, da die Mühle ja in der Zwischenzeit wieder erhebliche Gewinne zu verbuchen hatte. Die Witwe Schober, Theresia Schober, wollte dies jedoch nicht hinnehmen und prozessierte gegen den Grafen. Jahrzehntelange Prozessstreitigkeiten folgten, wobei keine der beiden Parteien Recht bekam. Besitzerin blieb weiterhin Theresia Schober, Schwarzenberg wollte dies aber nicht bestätigen und kämpfte weiter, was bis 1835 hinaus verzögert wurde. Seit 1829 war die Witwe Schober bereits mit Matthias Pojer verheiratet. 1835 kaufte Theresia von den Schwarzenbergern in einem Vergleich um 1400 Gulden das Rücklösungsrecht so zu sagen ab. Viele damit einhergehende Pflichten, wie die Erhaltung und Reparatur der Mühle und des Steges über die Pöls sowie nicht mehr kostenfreie Holzlieferungen, aber auch Vorteile wie keine kostenlose Papierlieferungen an die Schwarzenberger, waren für sie nicht mehr tragbar, wodurch die Schwarzenberger erneut in den Besitz der Mühle kamen. Diese verkauften aber alsbald im Jahr 1841 an die Familie Zeilinger, die auch im Besitz des „Paßhammers“ war. Die Mühle wurde dann nach anfänglichen Aufschwüngen unter Franz Zeilinger aufgrund der Wirtschaftskrise um 1860 in den Jahren 1862 bis 1867 still gelegt. Mathias Koiner erwarb nach Zeilinger das Werk, betrieb es aber nicht allzu lange. Bereits am 10. März 1870 verkaufte dieser an Johann Koch. Er baute die Fabrik um, modernisierte sie auch und erzeugte luftgetrocknetes Maschinenpapier. 1888, am 4. Mai, fiel die Fabrik einem Brand zum Opfer. Koch sah darin nicht den Untergang, sondern nahm dies zum Anlass um die Fabrik weiter zu expandieren und zu modernisieren und hatte sich von nun an auf die Produktion von „größeren“ Papiersorten spezialisiert. Problem war nur, dass er die Erneuerungen nicht aus eigener finanzieller Kraft vollziehen konnte und sich dabei auf einen Investor namens Schaumann aus Wien verließ. Konjunkturelle Schwierigkeiten plagten das Werk um die Jahrhundertwende und Koch musste 1901 in Konkurs gehen.

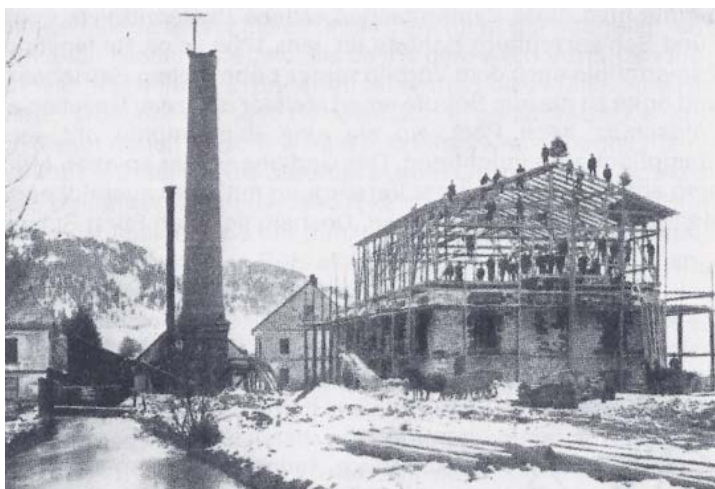


Abbildung 504

Die Pöls Paperfabrik um 1904. Im Bild rechts die gerade im Bau befindliche Zellstoffaufbereitungsanlage am Pölsbach.



Abbildung 505

Ein erster LKW im Werk in den 1920er Jahren.



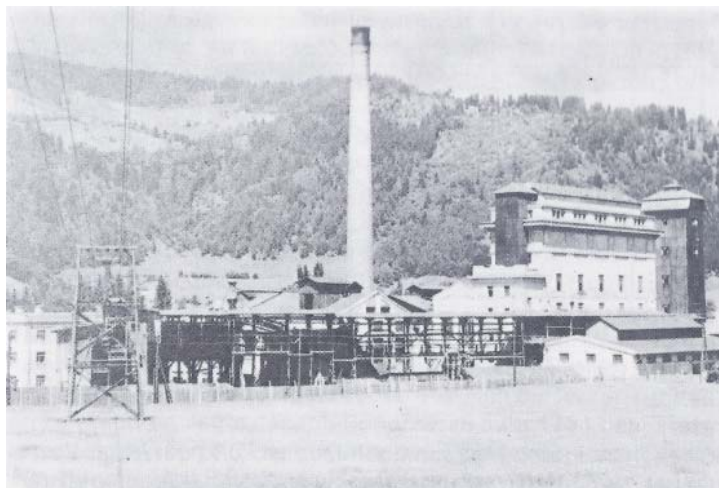
Abbildung 506

Die Seilbahn der Papiermühle Pöls in den 1920ern Jahren.

Abbildung 507

Die Papierwarenfabrik um 1920.

Er verkaufte an David Stern, verblieb selbst noch bis 1905 als Fabrikdirektor am Standort tätig und ging später in die Pappdeckelfabrik Anger. Die Firma in Pöls führte bereits seit einigen Jahren die Firma „Stern & Kramer“, welche sich aber ebenfalls 1905 gezwungen sah das Werk, aufgrund Liquiditätsmangels, zu verkaufen. Neuer Eigentümer wurde Alfred Friedmann, der aus Mähren stammte. Dieser konnte jedoch nicht mit seinen eigenen Finanzmitteln den Kauf decken und musste in Folge einen Kredit aufnehmen der ungefähr 80 % des Gesamtwertes (165.000 Kronen) betrug. Weitere Darlehen der Bank folgten, wofür er einige Gläubiger bzw. Bürgschaften brauchte, die ihm seine Verwandten gewährten. Unter Friedmann wurde die Papierfabrik deutlich ausgebaut, jedoch häuften sich unter seiner Führung die Schulden wie unter keinem anderen. Nach der Erweiterung 1906 klagten die Gläubiger Friedmann, da er einige Anteile an diese übertrug. 1909 war die wirtschaftliche Rezession nicht mehr aufzuhalten und Friedmann musste das Werk schließen. Die „Steiermärkische Eskomptebank“ - Hauptgläubiger - versuchte den Betrieb zu retten und schoss Betriebsmittel voraus. Als jedoch weitere Gläubiger klagten wurde der Betrieb versteigert und die Gläubiger aus dem Erlös bedient. Als neuen Eigentümer konnte man die zuvor schon erwähnte „Eskomptebank“ bezeichnen, die bei der Versteigerung am 23. Februar 1910 am meisten geboten hat. Der Nahende Erste Weltkrieg machte eine Weiterführung immer schwieriger und das Werk wurde daher im Jahr 1915 geschlossen. Grund für den Niedergang des Unternehmens in den Kriegsjahren war wahrscheinlich die geringe Verwendbarkeit von Papier im Krieg. Ein so banaler Grund scheint vordergründig etwas seicht zu sein, da aber die Rüstungsindustrie und die Waffenherstellung forciert wurden, konnte man mit Papier und Zellulose wenig anfangen!



1917 wurde die Zellulose-Fabrik wiedereröffnet, von da an auch ein neuer Besitzer geführt wurde. Im Jahr 1917 kaufte die Firma „Moritz Mauthner & Sohn“ das Werk und registrierte die neue Firma am 22. September als „Pölsler Papierfabrik Ges.m.b.H.“ Mittlerweile nahezu am Ende des Ersten Weltkrieges angelangt, waren die Nachkriegsjahre nicht unbedingt die erfolgreichsten der Unternehmensgeschichte. Ein Erfolg blieb daher aus, obwohl viele Erneuerungen, darunter eine Seilbahn über den Falkenberg zur Bahnverladestation in Sauerbrunn, ein Kesselhaus und eine neue Säurevorbereitung gebaut worden sind. Eine Mitarbeiteraufstockung auf 250 Arbeiter war ebenso vor sich gegangen³⁵. 1921 kauften „Luigi Burgo & Sohn“ aus Verzuolo in Italien das nach wie vor nicht gut laufende Werk.



Abbildung 508

Die Fabrik im Jahr 1922.

Bereits einige Jahre zuvor, fast ein Jahrhundert, war die Fabrik bereits in das Blickfeld italienischer Investoren und Unternehmer gerückt. Ein Kauf durch diese - wie Johann Caratti, 1936 - wurde jedoch nie wirklich in Erwägung gezogen, da auch einmal ein Betrüger unter den Bietern gewesen sein dürfte und dies durchaus in der Unternehmerwelt der Region bekannt war. Das Unternehmen wurde durch die Unternehmerfamilie Burgo gut geführt, welche auch in Turin Werke besaß. Seiner Zeit waren sie die bedeutendste Papiergewerke-Familie in Italien und konnten auch die Pölsler Fabrik in gute wirtschaftliche Zeiten führen. Sie modernisierten den Betrieb im großen Maßstab und trugen wesentlich zur Umformung in eine Aktiengesellschaft 1928 bei, was nebenbei gesagt eine der Unternehmensformen der Zeit war. Unter anderem realisierten sie bereits 1922, kurz nach dem Erwerb, den Bau von fünf neuen Kochern (Kocherei) und bauten ebenso ein Kraftwerk im nahen Katzling (bereits bekannt durch die Mautstation unter der



Abbildung 509

Die gesamte Anlage des Werkes im Jahr 1923.

³⁵ „Chronik Pöls“, Walter Brunner, S. 177 links



Abbildung 510

Ansicht von Nordwesten im April 2014.



Abbildung 511

Großaufnahme der heutigen Anlage in Pöls.

römischen Herrschaft, siehe am Beginn der Arbeit), um die Energieversorgung sicher zu stellen, sowie eine Entwässerungsanlage aus einer der beiden bestehenden Papiermaschinen. Auch wenn die Pöls Papierfabrik in den Jahren unter den Bulgos einen sicheren Absatzmarkt durch deren Besitzungen in Italien hatte, erfuhr man durch die Weltwirtschaftskrise 1929 einen wirtschaftlichen und finanziellen Dämpfer, konnte sich aber über Wasser halten. In den Jahren des Zweiten Weltkrieges expandierte man weiter und baute noch eine Spiritusfabrik zum Werk hinzu. Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die Fabrik aber dennoch schwer beschädigt und verkauft. Die aus Graz stammende Firma „Sussitz und Co“ kaufte das Anwesen und investierte in den 50er Jahren des 20. Jahrhunderts beträchtliche Summen in den Betrieb. Ab dieser Zeit wird die Firma als „Pöls Papierwarenfabrik GesmbH.“ geführt. Obwohl die Nachkriegsjahre von Geldmangel und Arbeitsplatznöten sehr bewegt waren, konnte die Papierfabrik den Ausbau weiter forcieren. 1950 wurde bereits eine Spreißelputzerei und eine Kocherumwälzanlage errichtet. 1952 eine Dampfkraftanlage, eine Seilbahn und das Verwaltungsgebäude, ergänzt noch 1953 durch eine Zellulose-Entwässerungsanlage, die seinerzeit die größte in Österreich war. Die weiteren Jahre waren, wie schon jene zuvor, sehr durchlebt. Es ging wirtschaftlich bergauf und bergab. Die Papierfabrik konnte sich aber durchwegs immer gut halten und tut dies bis in die heutige Zeit. In den 1960er Jahren gab es noch weitere Investitionen am Werksgelände, die in genaueren Angaben den Umfang meiner Arbeit sprengen würden. Es sei nur noch so viel gesagt, dass ab 1963 kontinuierlich auf Heizöl anstatt Kohle, umgestellt wurde. Wesentlich zum Erfolg trug wohl das unter der Familie Burgo errichtete E-Werk 1922 in Katzling bei. Die Stromversorgung war daher keine Frage und man konnte im Grunde sehr billig seinen Eigenbedarf an Strom decken. Zahlen des Verbrauchs belegen, dass man den Bedarf gegenüber dem erzeugten Strom meist um knapp 2 Millionen Kilowattstunden (kWh) unterschritten hat³⁶. 1961 wurde ebenso mit der Produktion von gebleichtem Zellstoff begonnen und 1984 von der Sulfit- auf die Sulfat-Technologie umgestellt.

Ein weiterer Eigentümer ist erst ab 1989 zu erwähnen: Die „Frantschach AG“ investierte 145 Mio. Euro in eine biologische Kläranlage, einen neuen Kessel (der 1998 durch einen Zweiten ergänzt wurde), eine Bleicherei, und vieles mehr. Weiters baute sie das Werk auf den neuesten Stand der Technik aus. 2000 wurde der Betrieb von der „Heinzl Group“ übernommen, welche in den Folgejahren bis heute neue Kapazitäten schuf. Darunter ein neuer Drehofen, eine

³⁶ „Chronik Pöls“, Walter Brunner, S. 178

Containerkippanlage, der neue Imprägnierturm (befeuert mit Hackschnitzeln), eine 110 kV-Anlage, mehrere Dampfturbinen und eine Fernwärmeanbindung³⁷. Um jedoch das Ausmaß und die Forcierung der über die Jahrzehnte und Jahrhunderte getroffenen Expansionen am Werksgelände zu verstehen sind folgende Fotografien des Werkareals besonders aufschlussreich.



Abbildung 512

Ausdehnung des Werkes 1967.



Abbildung 513

Die Werksausdehnung im April 2014.



Abbildung 514

Lage des Objektes auf der Karte.

³⁷ <http://www.zellstoff-poels.at/ueber-uns/geschichte/>

INHALT

- 464 DER BERGBAU DER RE-
GION
- 468 DER HOCHOFEN AUF
DER SCHMELZ
- 474 DER BERGBAU UND
HOCHOFEN UM ZEIRING
- 482 DER BERGBAU AM FAL-
KENBERG
- 486 KLEINERE BERGBAUGE-
BIETE DER REGION
- 490 DER FOHNSDORFER
BERGBAU

33

BERGBAU

Eisen, Bergbau und Verhüttung im Aichfeld

Da mit dem Hammer- und Sensengewerk immer mehrere Gewerke einhergingen, werde ich im Folgenden auch den Bergbau der Region näher betrachten. Wann jedoch genau mit diesem begonnen wurde, beziehungsweise wann die erste Verhüttung im Raum Aichfeld überhaupt begann, war bis vor kurzer Zeit noch nicht zu sagen. Vermutungen, bereits um 1900 von Forcher von Ainbach, brachten die Thesen nahe, dass der Handel mit Eisen- und Bronzewaren zu den späteren Funden, wie jenem Fund aus dem Jahre 1851 - des Kultwagens von Strettweg (7. Jhd. v. Chr.) - führte. In diesem Fall wurde die Annahme getroffen, dass dieser nicht unbedingt in der Region gefertigt wurde, sondern durch Handel in unsere Region kam. Forcher von Ainbach stellte dazu in seinem Werk „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“ mehrere Behauptungen auf, die eine Herstellung von Bronzerelikten im etruskischen, italienischen (Apulien, Sardinien, Bologna) oder auch istrischen Raum vermuten lassen, da nur diese die Technik des „Treibens“ von Kupfer und Bronze in großen Flächen besaßen. Unter anderem meint er:

„Die Kunst Bronzeblech in größeren Flächen zu treiben, kannte man nur dort - die getriebenen Gefäße stammen aus Vetulonia und Populonia im alten Etrurien.“¹

Grundsätzlich stellt er aber dazu gleich mehrere Gegenthesen auf. Eine klare Stellungnahme ist bei Ihm nicht zu finden. Eine jener Gegenthesen möchte ich zum Vergleich noch kurz anführen, bei der es um die gedrehten Bronze- oder Kupferstäbe der Zeit geht, auf denen ein Gefäß, wie beim Opferwagen von Strettweg, gelegen hat. Er meint dazu:

„Dies Räuchergefäß wird noch heute oft in Italien als Wärmespender „Scaldino“ verwendet, fand sich aber in Hallstadt aus getriebenen Flachgefäßen aus Vetulonia, manches mit 15 Zentimeter langen dünnen Drehstäben. Die Strettweger Stäbe sind meist 21-23 Zentimeter lang und zeigen ein kräftiges Kreuz als Querprofil.“²

Interpretierend und vermutend könnte man also sagen, dass auch Forcher von Ainbach davon ausging, dass am Fundort in Strettweg die ansässigen Hallstätter bereits selbst Kupfer-Stangen herstellten. Fraglich ist dabei nur woher die Hallstätter das Kupfer zur Herstellung der Stangen bezogen. Bauten diese Kupfer selbst ab? Die Frage ist schwierig zu beantworten, wobei man die Bronzezeit im Allgemeinen bis auf das 8. Jhd. v. Chr. zurück datiert und

„Treiben“

Unter „Treiben“ versteht man ein Umformverfahren, das auch Treibarbeit genannt wird. Dabei wird ein Blech im kalten Zustand plastisch verformt. Unterschieden wird zwischen verschiedensten Verfahren. Darunter das „Einziehen“, „Tiefziehen“ und „Aufziehen“. Bei letzterem wird kreisförmig von der Mitte des Werkstückes nach außen gearbeitet. So auch bei der „Pfannenherstellung“ im Pfannhammer in vergangenen Zeiten.



Abbildungen 515 und 516

Oben das Original des Kultwagens von Strettweg. Im unteren Bild ein Kultwagen aus Potsdam-Eiche.

1 Zitat aus: „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, Forcher von Ainbach, 1907, S. 51 mittig

2 Zitat aus: „Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande“, Forcher von Ainbach, 1907, S. 53 mittig



Abbildungen 517 und 518

Die Abbildungen zeigen die Grabungsarbeiten in Strettweg am Falkenberg bei den Tumulus-Gräbern.

die Kupferzeit (Kupfersteinzeit, Jungsteinzeit) bis auf das 6. Jhd. v. Chr. zurück geht, wobei dies geografisch gesehen natürlich sehr differiert!

Spätestens seit dem Jahr 2012/13 wissen wir durch die Grabungen am Falkenberg, um Strettweg und Sillweg, unter der Leitung des Ehepaars Tiefengraber des Archäologischen Institutes Wien, belegt durch die neuesten Eisen-Funde (Grabbeigaben) in den Gräbern Tumulus I bis III, dass sich eine erste Verhüttung zumindest im 6. Jahrhundert v. Chr., möglicherweise aber schon im 8. Jhd. v. Chr. in der im Gebiet um Strettweg am Falkenberg abgespielt haben muss. Eine betrachtete Fläche von nahezu 40 ha Siedlungsgebiet liefert hier anschauliche Beweise für die frühe Siedlungskultur und Eisenwirtschaft. Folglich war es konsequenterweise logisch, sich mit dem Bergbau näher auseinanderzusetzen, da dieser untrennbar mit dem Hammer-, Sensen- und Eisenwesen verbunden ist und war.

DER HOCHOFEN AUF DER SCHMELZ



Der Hochofen auf der Schmelz

Im Zusammenhang mit der Schmiede in Kathal, bei der eben keine klare Faktenlage bezüglich des Zusammenhangs mit dem Hochofen auf der Seetaler Alpe besteht, ist eine Erwähnung des Ofens aufgrund seiner historischen Bedeutsamkeit doch wichtig. Im Zusammenhang mit dem Truppenübungsplatz des österreichischen Bundesheeres und dem bis vor 2 Jahren bestehenden Stützpunkt ist die Schmelz ein wichtiger Zeitzeuge der Region. Bereits um 1900 wurde der Stützpunkt errichtet und ging 1946 in Alliierte Hände über. Geografisch gesehen, gehört die Schmelz zu den Seetaler Alpen. Bekannte Berggipfel wie der Zirbitzkogel und das Klippitztörl in Kärnten zählen zu diesen. Die Winterleitn´-Hütte ist eine der bekanntesten Ausflugsziele des Aichfelds und bei Tourengern und auch Rodlern, genauso wie bei Wanderern beliebt.



Durch Kaiser Ferdinand wurde bereits am 13. Juli 1559³ den Judenburger Bürgern der Bau eines Schmelzofens mit Blähwerk und Hammer erlaubt⁴ und lautet wie folgt:

„...nach gehaltener Erkundung und Beraitung der Wald und das Gehölz genügend für die Versorgung eines „werchgadner“ (Werkshaus) mit Kohle empfunden worden war und daher die Judenburger hier ein Blähhaus und einen Hammer, „an der Grein“ genannt, am Bach, der aus Seetal und den „Lakhen herausrinnt“, - wo bereits vorher ein Blähhaus und ein Hammer standen - errichten dürfen.“⁵

Der erstmalige Erzabbau bereits vor 1600 datiert ist, aber nicht genau fest gelegt. Eine Einstellung um die Jahrhun-



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DMSG) unter Schutz.

Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 10m 44.96s
Längengrad:
E 14d 58 10.84s
Höhe:
1560.00 m

Abbildung 519

Die Abbildung zeigt den Hochofenstock und das Gästehaus auf der Schmelz 1943.

3 „Geschichte der Stadt Judenburg“, Dr. Fritz Popelka, S.88 Band II

4 http://www.oberweg.at/die_gemeinde/geschichte/die_schmelz/index.htm

5 „St. Peter ob Judenburg“, Johann Andritsch, 1993, S.56/57



Abbildung 520

Der Hochofenstock 1983.

dertwende ist aber urkundlich erwähnt, genauso wie die erneute Aufnahme des Abbaus im 18. Jahrhundert. Geologisch und geografisch betrachtet, befanden sich das Abbaugelände auf 1800 m Seehöhe der sogenannten Seetaler Alpe, wohingegen der Hochofen auf 1560 m Seehöhe positioniert war. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren die Gewerke Pirner, Schriegl und Schaffer Eigentümer des Werks. Nikolaus Forcher erwarb den Betrieb 1838. Bereits zuvor war das Werk in Konkurs gegangen und wurde nach Forchers Tod 1861 sofort geschlossen. „Die Schmelz galt als typisches „Waldeisenwerk“⁶. Der Hochofen wurde bereits von den ersten Eigentümern um 1800 erbaut, und dürfte erst 1955 bis 1958 umgebaut worden sein. Die daraus entstandene Gaststätte brannte jedoch bereits am 15. Mai 1982⁷ wieder ab und wurde in den Folgejahren wieder aufgebaut. Zumindest der Hochofenstock ist seit dem Brand 1982 noch erhalten geblieben. Viele Nebengebäude sowie das Werksgebäude des Ofens brannten ab, und wurden nicht mehr erneuert. Der übrig gebliebene Ofen ist heute noch erhalten, auch wenn der jetzige Zustand zu wünschen übrig lässt. Nimmt man die Geschichte ganz akribisch wahr, kann man nicht verschweigen, dass die Judenburger bereits um 1468 von einer Schmelzhütte, einem Blähhaus (Blahhaus) und einem Hammer in Oberweg sprachen. Oberweg ist jene Gemeinde am Fuße der Seetaler Alpen, zu der eben auch die Schmelz zählt. Der aus dem Tal rinnende Oberwegbach (heute so genannt), damals Greinbach (Grainbach) genannt, war treibende Kraft. Gesprochen wird in diesem Zusammenhang von einer Mühle die „an dem Grein“ stand⁸. Erst später kam dann das Werk auf die Schmelz im heutigen Sinne. Der Hammer selbst war aber bestimmt nicht auf der Schmelz verortet. Wie bei den meisten Werken, waren Abbaugelände und Verarbeitungsort zumindest einige Kilometer voneinander entfernt. Ebenso in diesem Falle. Teilweise wird, wie eben schon angesprochen, die Schmiede in Kathal (Obdacherstraße nach Kärnten), immer wieder einmal erwähnt. Wahrscheinlicher und auch nachweisbarer, waren die Lieferungen von Eisen, an die Werke im Feistritz- und Möschitzgraben bei St. Peter ob Judenburg. Da die Schmelz geografisch ungefähr mittig der beiden Täler positioniert ist, dürfte eine beiderseitige Anfahrung der Hämmer, in beiden Tälern, durchaus denkbar gewesen sein. Um 1574 wurde bereits im Möschitzgraben nach Eisen gesucht. Ein Gutachten vom Amtmann Neuburger der Vordernberger-Radwerk-Community meint, dass eine Errichtung eines neuen Blähhauses in der Nähe der neuen

6 „Montangeschichtlicher Führer durch das Obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S.155

7 „Topografie Judenburg“, Brunner, 2008, S. 449 ff

8 „St. Peter ob Judenburg“, Johann Andritsch, 1993, S.56

Hämmer sinnvoller und gewinnbringender sei. Das Erz im Möschtzgraben war aber zu wenig ergiebig und so griff man wieder auf die reichen Erzvorkommen der Schmelz zurück. Auch der „Wezlberg“ (vielleicht auch Wenzelberg) war ein solcher Ort, auf den man zurückgriff.⁹

In den Folgejahren des 16. Jahrhunderts, um 1550 und 1560, des ersten Erzabbaus auf der Seetaler Alpe (auch „Frauenlacke“ bezeichnet), reichte die Abbaumenge noch aus. Mit den kommenden neuen und immer zahlreicher werdenden Hammerwerken der Region leider nicht mehr. Ab den 70er Jahren baten die Judenburger Eisenverleger um die Errichtung eines neuen Bergwerks. Zwei weitere entstanden auf der Judenburger Alm und am Feeberg. Auch diese Ausbeute war dann zu gering und führte schlussendlich zur Einstellung der Produktion des Hochofens der Seetaler Alpe um 1580. Unwetter im Jahre 1581 und später im Jahre 1599 zerstörten viele der verarbeitenden Schmieden und Hämmer, aber auch Wege und Brücken der Umgebung. Folglich auch im Möschtzgraben und in St. Peter ob Judenburg. Kurzfristig mussten die Judenburger Schmiede und Eisenverleger, in den 1580er Jahren, das Eisen aus den umliegenden Betrieben importieren, und konnten nicht durch den Hochofen auf der Schmelz beliefert werden, da dieser für nahezu zwei Jahrhunderte still gelegt wurde¹⁰. Anderen Quellen zu Folge, unter anderem der „Topographie des Bezirkes Judenburg“ folgend, stimmen die Faktenlagen großteils überein. Es wird der Hammer im Möschtzgraben ebenso genannt, wie ein weiteres Schmelzwerk in Mönchsegg am Granitzenbach. Für das 16. Jahrhundert ist bekannt, das von 1767 bis 1786 der Hochofen von Josef Rieder, Braumeister und Judenburger Bürger, errichten ließ. Es war ein Holzkohlenfloßofen mit 8,2 m Höhe, den er mit der Vordernberger Radwerkskommunität betrieben hat¹¹. 1783 wurde Freiherr von Kranz Besitzer und übergab 1796 an einen Ignatz. 1814 wird Mathias Obersteiner als Betreiber geführt und von 1820 bis 1837 die bereits zu Beginn erwähnten Herren. Ausgehend von dieser Faktenlage ist es wahrscheinlich, dass eben nicht nur die Hämmer des Möschtzgrabens mit Eisen von der Schmelz versorgt wurden, sondern auch jene rund um Obdach und Eppenstein, da die erwähnten Herren Gewerken aus Obdach waren! Ab 1839 wird die Familie Forcher erwähnt. Als Nikolaus Forcher, dessen Frau Johanna war, 1861 starb ging auch der Erzabbau und dessen Verwertung auf der Schmelz zu Grunde. Die Bewilligung der Eisenschmelzung erlosch 1871. Der Eisenerzabbau wurde jedoch weiter betrieben und von der Witwe



Abbildung 521

Der Stock des Hochofens
2012.

9 Absatz sinngemäß aus: „St. Peter ob Judenburg“, Johann Andritsch, 1993, S.57 links

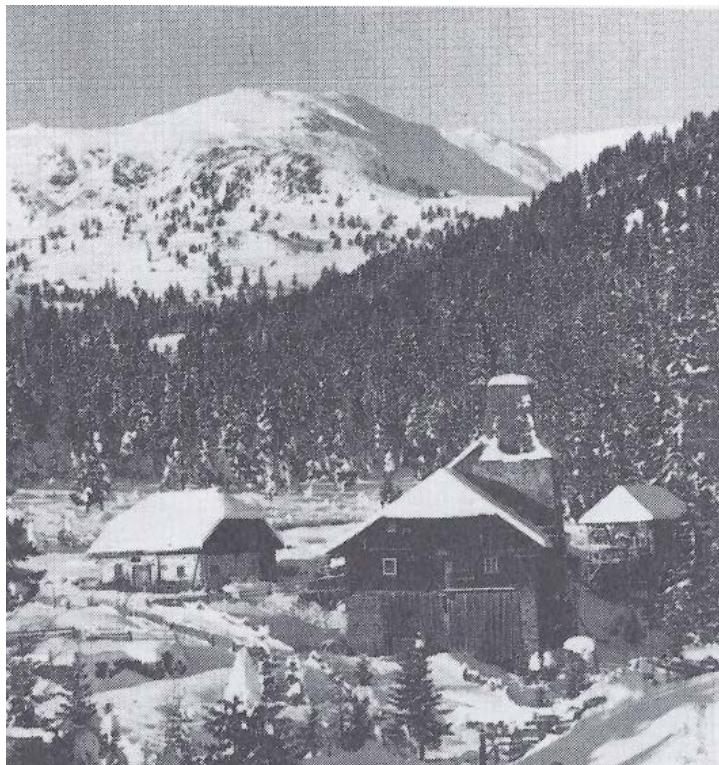
10 „100 Jahre Zeltweg“, Reiner Puschnig, 1974, S. 221-232

11 „Topografie Judenburg“, Brunner, 2008, S. 450

Nikolaus Forcher weiter geführt. Karoline Forcher - welche die Witwe Konrad Forchers war, der wiederum Sohn von Nikolaus Forcher gewesen ist - übernahm den Geschäftszweig des Erzabbaus 1903 und ging schlussendlich auf die Stadtgemeinde Judenburg über. Aus dem 18. Jahrhundert ist der Ofen auf der Schmelz nur einer von insgesamt vier Hochöfen in Österreich¹².

Abbildung 522

Das Gebäude-Ensemble auf der Schmelz in der Zwischenkriegszeit im Jahr 1928.



Eine nachweisliche Belieferung im Erstbetrieb im 16. Jahrhundert erging unter anderem an den Judenburger Blankwaffenerzeuger (Klingenschmied) Georg Lindl. Weiterer Verlagsort war unter anderem auch das Zeughaus in Graz, womit die Bedeutung des Hochofens noch deutlicher zu werden scheint¹³. Die durchschnittliche Roheisenerzeugung lag am Ende des Bestehens im 19. Jahrhundert bei 150 bis 250 Tonnen pro Jahr. Spitzenwerte von 381 Tonnen wurden noch um 1848 herum erreicht. Wenn man dabei bedenkt, dass die Vordernberger Radmeister-Communität im Vergleich 1.000 bis 3.000 Tonnen pro Jahr erwirtschaftete, sieht man die Bedeutung des Hochofens auf der Schmelz noch klarer¹⁴. Größtes Problem war aber, wie bei allen Öfen der Zeit, die Beschaffung von Holzkohle. Holzrodungen um den Ofen, begannen früh und wurden auch schnell aufgebraucht. Das heutige Erscheinungsbild, wie das jeder Hube

12 „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 62 unten

13 „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 62 ff

14 Daten aus: „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 62

auf einer Alm, gehen auf diese Kahlschläge zurück. Der reiche Waldbestand konnte die Feuerung zwar halten, jedoch bereits unter Mathias Obersteiner wurde eine Verlegung in tiefere Tallagen angedacht, da eine Zulieferung mit Kohle dort leichter zu bewerkstelligen war. Die Flößerei und deren Transportwirtschaft waren indessen wahrscheinlich ebenso in die Überlegungen mit einbezogen worden, da zu dieser Zeit viel Kohle die Mur auf und ab transportiert wurde.

Warum der Rest des Hochofens nicht unter Denkmalschutz steht und warum auch nicht mit Maßnahmen zur Erhaltung bis heute begonnen wurde, erschließt sich mir nicht wirklich. Finanzielle Mittel sind zwar rar, dürfen aber nicht als Hauptgrund für die Nicht-Erhaltung solch erhaltenswerter und unwiederbringlicher Restobjekte genannt werden. Vielleicht ist auch das geringe Interesse, oder einfach das Nicht-Wissen der umliegenden Bewohner und auch der Fachwelt ein Grund für den nach wie vor, vor sich gehenden Verfall des Objekts. Da die Schmelz doch als Ausflugsziel und bei Sportlern bekannt ist, und auch diesbezüglich Marketing und Werbung betrieben wird, kann ein mit Miteinbezug historischer Artefakte nicht zu viel verlangt sein.

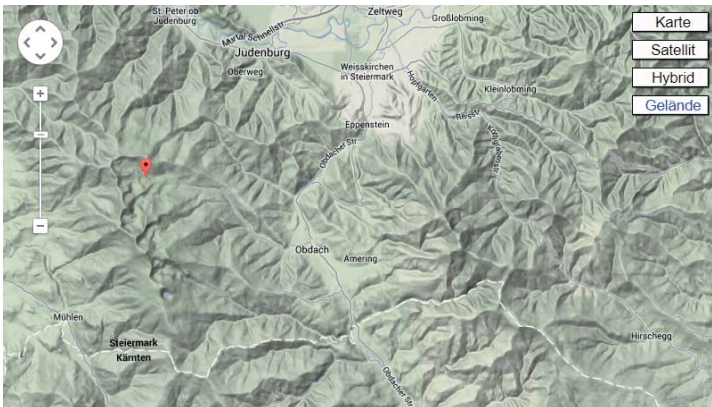


Abbildung 523

Lage des Objektes auf der Karte.

DER BERGBAU UND HOCHOFEN UM ZEIRING



Bergbau in Oberzeiring & Hochofen in Unterzeiring

Erstmals wurde das Gebiet um Pöls, also auch Oberzeiring, als „ad Pelisam“ in einer Urkunde erwähnt und damit geografisch eingegrenzt. Der landesfürstliche Bergbau in Oberzeiring wird urkundlich erstmals zwischen 1230 und 1265¹⁵ erwähnt, und war einer der bedeutendsten Abbauorte Österreichs. Wahrscheinlich ist aber ein Abbau ab 1250, da der damalige Landesfürst Friedrich II. von Babenberg bis dahin in Kriege verwickelt war¹⁶. Eine Urkunde aus dem selben Jahr zitiert in einem landesfürstlichen Abrechnungsbuch die Stadt und den Bergbauort wie folgt: „item mons Zyrich“, und verweist damit auf den Bergbau im Ort. Leider ist uns bis ins 14. Jahrhundert relativ wenig über den Bergbau im Ort bekannt. Wahrscheinlich geht dieser aber auf eine keltisch-römische Zeit zurück, wie bereits Hans Jörg Köstler meinte¹⁷.

Dem zu Folge muss es bereits um die erste Jahrtausendwende Bergbau und Verhüttung in der Region gegeben haben, wie wir später im Kapitel „Bergbau am Falkenberg“ noch erfahren werden. Mit ziemlicher Sicherheit aber noch weit früher. Oberzeiring muss zur mittelalterlichen Zeit wohl eine sehr bedeutende Stadt gewesen sein, da auch sie, ebenso wie Judenburg, ein besonderes Vorrecht hatte. Als Münzprägestädte des „Grazer Pfennigs“ und kurzzeitig auch des „Judenburger Guldens“¹⁸ mit Münzrecht war sie wohl sehr wichtig für die Region¹⁹. Einen weiteren Hinweis für die Stellung der Stadt liefern die Bergbauordnungen der verschiedensten Jahre im 14. Jahrhundert. Darunter aus dem Jahre 1336, 1339 unter Herzog Albrecht²⁰ und 1346. Überbleibsel aus dem 12. Jahrhundert wie die frühgotische Knappenkirche (Filialkirche und der hl. Elisabeth gewidmet) zeigen heute noch die Spuren des Jahrhunderte alten Bergbauortes.

Heute befinden sich im Ort seit 1956 ein Schaubergwerk und ein Asthma-Heilstollen, wobei das Angebot 1987 durch ein Handwerksmuseum ergänzt wurde. Der Heilstollen selbst befindet sich im mittelalterlichen Bergbaustollen „Piergrube“ und war sozusagen der Hauptstollen (Hauptgrubenfeld). Den Eingang gab es untypischerweise nicht irgendwo in der Landschaft, sondern im ehemaligen Keller des Pfarrhauses im Ort. Wie die meisten Abbauorte von Edelmetallen, gab es nicht nur einen Stollen sondern



Denkmalschutz

Das Objekt steht weder nach § 2a noch nach § 3 des Denkmalschutzgesetzes (DSMG) unter Schutz.

Positionsdaten von Oberzeiring

Breitengrad:
N 47d 15m 11.31s
Längengrad:
E 14d 29m 27.09s
Höhe:
858.00 m



Abbildung 524

Die Knappenkirche im April 2014.

15 „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 55 oben und „Topografie Judenburg“, Brunner, 2008, 2008, S. 446 rechts

16 „Topografie Judenburg“, Brunner, 2008, 2008, S. 446 oben rechts

17 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 103

18 „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 55

19 „Topografie Judenburg“, Brunner, 2008, 2008, S. 446 ff

20 „Topografie Judenburg“, Brunner, 2008, 2008, S. 447 oben

gleich mehrere. So auch in Oberzeiring. Das Bergbaufeld teilte sich in das Nordfeld (Piergrube), das Westfeld (mit den Wiener und Grazer Gruben) und das Nordostfeld mit den Taubenkropf- und Klingerbauen. 1294 wurden bereits acht Gruben erwähnt, darunter die Knappengrube, die Klostermanngrube, die obere Fundgrube, die Grube im Freudental, die Grube am Scherm, die Weißin, die Wimmlerin und die Romerin²¹.

Abbildung 525

Die Karte zeigt die Verteilung der Stollenmundlöcher in Oberzeiring.

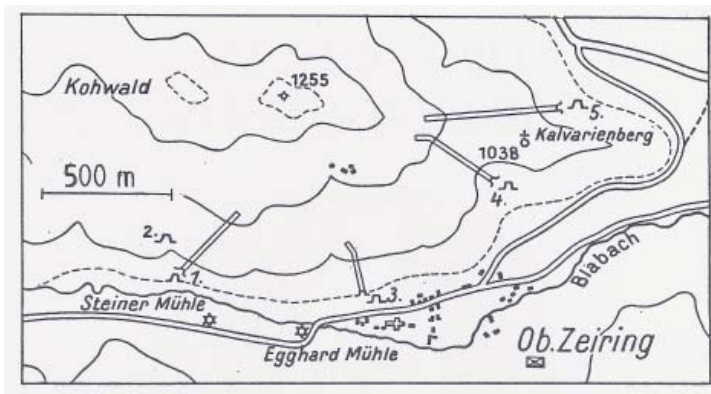


Abbildung 526

Nebengebäude des Hochofens ungefähr im Jahr 1851/52.

Wie noch nicht erwähnt wurde, ging es beim Abbau um Silber, das seit dem Mittelalter in vielen Bereichen des alltäglichen Lebens Verwendung fand. Auch wenn der normale Bürger sich kein Tafelsilber leisten konnte, fand es regen Absatz beim Adel, auch beim Hammeradel.

Der Silberbergbau hielt im Ort zwar einige Jahrhunderte an, endete aber bereits 1365. Grund für die Einstellung war wahrscheinlich ein Wassereinbruch, der von den Knappen und Bewohnern des Ortes sagenhaft dargestellt wurde und als Strafe Gottes zu verstehen sein sollte. Angeblich kamen an die 1.400 Bergleute an diesem Tag um²². Weitere Abbautätigkeiten folgten aber trotzdem in den Jahrhunderten darauf. Die Gier der Menschheit nach Gold und Silber war schon immer sehr groß und machte auch hier keinen Halt. Mehrere Persönlichkeiten der Zeit versuchten dabei ihr Glück. Unter anderem etwa Kaiser Maximilian I. in den Jahren 1505 und 1506, Andreas Zerwinkler um 1536, Hans Waßinger zwischen 1641 und 1654 sowie Gewerkschafter aus Zeiring zwischen 1698 und 1702. Aber auch Maria Theresia versuchte ihr Glück zwischen 1738 und 1748²³. Das größte Problem für alle Glückssuchenden war die Entsumpfung der überfluteten Stollengänge und wurde unter dem von Maria Theresia eingesetzten Johann Gall wohl am

21 „Topografie Judenburg“, Brunner, 2008, S. 446 unten rechts

22 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 104

23 Daten aus: „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 55

erfolgreichsten trocken gelegt, scheiterten schlussendlich aber doch 1743.

Da man an die Silberlagerstätten nun nahezu nicht mehr heranzukommen schien, gab man den Silberbergbau in Oberzeiring endgültig auf. Jedoch begann man damit Erz abzubauen. 1783 begann Heinrich Johann Nepomuk Freiherr von Kranz mit dem Erzabbau im Nordoststollen des Bergbaufeldes. Zusätzlich erbaute dieser direkt am Pölsbach ein Hammerwerk mit Hochofen (in der heutigen Gemeinde Unterzeiring), was uns zum eigentlichen Thema des Kapitels führt. Da zu jener Zeit der Abbau von Erz nur am Erzberg stattfinden durfte, gab es ein Verbot dies an anderen Stellen zu tun. Erst als Kaiser Joseph II. 1782 diese Einschränkungen aufhob, konnte Freiherr von Kranz einen Hochofen und Erzabbaustollen in Oberzeiring errichten, weshalb er dies wahrscheinlich auch erst 1783 tat. Der Hochofen war zwar nicht der größte der Region, war aber mit rund 8 Metern Höhe doch ein imposanter Bau und schmolz in etwa 100 bis 300 Tonnen Roheisen im Jahr.

Nach Kranz besaßen Franz Liebmann, Franz Gum und Franz Marko (Bierbrauer) alle Hinterlassenschaften, darunter den Floßofen und den Bergstollen mit einhergehenden Rechten. Diese erschlossen neue beziehungsweise die alten Stollen wieder, darunter den Taubenkropf-Stollen. Der Francisci-Stollen im Westfeld wurde unter ihnen neu angelegt. 1829 kamen als Eigentümer neben Liebmann noch Anton Weinmeister, Vinzenz und Karl Herzog, Johann Widtermann und Johann Georg Hierzenberger hinzu. Gum und Marko waren bereits verstorben.



Nach den zahlreichen Eigentümern erwarb Franz Xaver Neuper den gesamten Besitz im Jahr 1832, der in Folge einer der reichsten und bekanntesten Vertreter des Montanwesens der Region wurde. Er stand den Gewerken Donnersmarck oder Schwarzenberg in keinster Weise nach und



Abbildung 527

Die Gewerken Neuper um 1830. Links Franz Xaver Neuper. Rechts Johanna Neuper.

Abbildung 528

Oberzeiring im Jahr 1820.



Abbildung 529

Gebläsehaus und Holz- kohlehochofen in Unterzeiring im Jahr 1851/52.



Abbildung 530

Franz de Paula Neuper im Porträt.



Abbildung 531

Cäcilie Neuper im Porträt, vlg. Vasold.

Abbildung 532

Die Schmelze in Unterzeiring um 1900.



Abbildung 533

Die sog. „Römerbrücke“ zwischen Unter- und Oberzeiring.

prägte den Bergbau entscheidend. Wie schon oft beschrieben, heiratete man in der Zunft. Auch Neuper tat dies und nahm sich eine Zeiringer Tochter, Johanna Galler, zur Frau. Wie alle Gewerken brauchte man einen Familiensitz, den man im nahen Unterzeiring, in der alten Post- und Mautstation fand. Man baute das Objekt um und aus und machte es so zum neuen Herrenhaus. 1840 stieß Neuper auf silberhaltige Bleierze, wovon man aber zu wenig erbeuten konnte und wieder zum Erzabbau überging. 1850 gab Neuper den alten Floßofen auf und ersetzte diesen in den beiden Folgejahren durch einen moderneren Etagenofen, der heute noch besteht²⁴. Als dieser 1866 starb, führten die Geschäfte seine Witwe und deren gemeinsamen Sohn Franz de Paula Neuper weiter. Wirtschaftliche Probleme und die immer stärker werdende Konkurrenz, aber auch die Gründung der „ÖAMG“ (Österreichische-Alpine Montangesellschaft) 1881 trugen zum wirtschaftlichen Absturz der Firma bei. Franz Xaver hatte neben dem Werk in Oberzeiring auch Werke in Mauterndorf und Bundschuh, die ebenfalls geschlossen werden mussten. Obwohl der Bergbau bis 1893 noch weiter betrieben wurde, wurde bis 1895 nur mehr das Hammerwerk an der Pöls betrieben²⁵. Nebenbei sei erwähnt, dass Helmut Lackner der Meinung war, dass das Hammerwerk bis 1905 in Betrieb gewesen sei²⁶.



Als Nachfolger der Witwe und des Sohnes von Neuper Xaver Franz tat sich deren Adoptivneffe Roman Neuper ab 1905 auf. Dieser erwirkte einige Neuerungen und stellte das Familiengeschäft vom Bergbau auf Land- und Forstwirtschaft als Kerngeschäft um. Der Übergang vom 19. auf das 20. Jahrhundert besiegelte somit den Bergbau in Oberzeiring,

²⁴ Daten aus: „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 58

²⁵ „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, Hans Jörg Köstler, 1986, S. 101

²⁶ „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 58 unten

obwohl im Jahr 1957 nochmals kurz an einen Bergbau gedacht worden war. Dieser wurde auch kurzzeitig betrieben, war aber hinter den Erwartungen vom Betreiber Dipl.-Ing. Richard Hirn geblieben und 1964 wieder eingestellt worden. Spuren des Bergbaus in Oberzeiring sind heute noch überall im Ort zu finden, vor allem aber an der Elisabethkirche, an der die Grabstätten aller großen Montanisten aus Oberzeiring liegen. Neben dem Hauptfeld gab es in und um Oberzeiring einige kleinere Lagerstätten und Stollen. Darunter in Scheiben/Nußdorf, in Oberwinden, im Pusterwald der Goldbergbau (16. Jhd.) und am Falkenberg bei Judenburg. Letzterer soll in einem eigenen folgenden Kapitel behandelt werden. Das bereits angesprochene Herrenhaus selbst stammt aus dem 19. Jahrhundert und geht auf die Gewerkenfamilie Neuper zurück, die ursprünglich aus Bad Aussee in die Region kam und bereits im 16. Jahrhundert ihren Ursprung nimmt. Unter Franz Xaver Neuper wurde das ehemalige um 1800 erbaute Maut- und Posthaus in Unterzeiring, 1825 gekauft. Er gestaltete es mit seiner Frau Johanna zu einem Herrenhaus um²⁷, welches in weiterer Folge in mehreren Bauphasen soweit ausgebaut wurde, dass ein Innenhof entstanden ist.



Abbildung 534

Das Herrenhaus der Familie Neuper heute.



Abbildung 535

Das Herrenhaus der Familie Neuper, ehemaliges Mauthaus, um 1906.

Neben dem Hauptbau wurde noch ein Wirtschaftsgebäude angeschlossen. Neben dem Herrenhaus erwarb die Familie Neuper 1839 noch Anteile bzw. den vollen Besitz an weiteren Schlössern. Darunter Schloss Moosheim in Mauterndorf und 1865 den Vollbesitz des Schloss Hanfelden vom Fürsten zu Schwarzenberg nahe dem Herrenhaus. Später wurde es als Herrenhaus und sogleich Hammerhaus bezeichnet. Als Mitte des 18. Jahrhunderts der Eisenerzabbau in Oberzeiring wieder begann und Freiherr von Kranz wieder in die Umgebung kam, wurde das Haus um 1780 wieder bewohnt.



Abbildung 536

Schloss Hanfelden bei Unterzeiring 2014.

²⁷ „Chronik Pöls“, Walter Brunner, S. 275 f.



Abbildungen 537 und 538

Das alte Mühlengebäude im oberen Bild und das ehemalige Sägewerk im unteren Bild im Jahr 2014.

Abbildung 539

Lage von Oberzeiring auf der Karte.

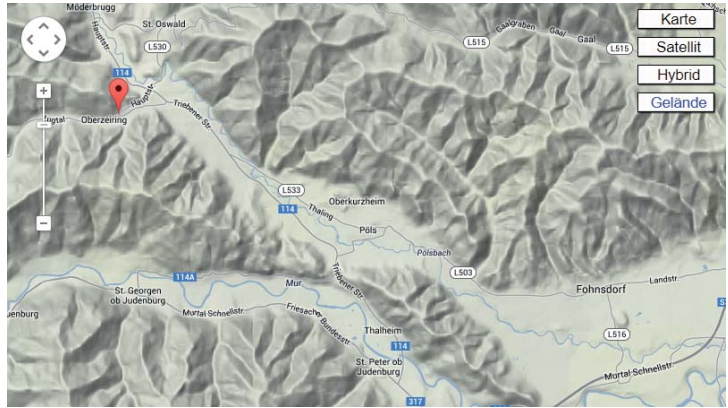


Abbildung 540

Im Bild rechts ist Unterzeiring heute zu sehen.



Abbildung 541

Lage von Unterzeiring auf der Karte.

Positionsdaten von Unterzeiring

Breitengrad:
N 47d 15m 27.46s
Längengrad:
E 14d 30m 41.08s
Höhe:
884.00 m



In den 1970er Jahren wurde das Haus saniert und erhielt in diesen Jahren ein Sgraffitto, mit Darstellungen der historischen Gewerke der Familie Neuper²⁸. Heute ist dieses Herrenhaus eines der wenigen, dass noch in einem Ensemble steht. Darunter ein Gebläse-Haus (mit den Initialen „FJN“ für Franz Josef Neuper) und der Francisci-Hochofen (bis 1886, der den 1852 erbauten Leopold-Floßhochofen ersetzte), der später als Stall und heute als Lager für das nahe liegende E-Werk genutzt wird.

DER BERGBAU AM FALKENBERG



Der Bergbau am Falkenberg

Betrachtet man den Bergbau rund um den Falkenberg kann man an der Bergbaugeschichte von Oberzeiring nicht vorbeiblicken. Heinrich Johann Nepomuk Freiherr von Kranz, bereits oben erwähnt, betrieb einen der Stollen in Oberzeiring seit 1783, nach fast 40-jährigem Stillliegen, weiter. Da die Erträge und Absätze aus dem dortigen Stollen nicht unbedingt ergiebig waren, suchte er in der Umgebung nach neuen Möglichkeiten. In Oberwinden (südlich von Oberzeiring bei Katzling gelegen) wurde bereits 1248 Silberbau betrieben. Damals schenkten die Bürger des Ortes Oberzeiring das Spitzrecht an der Grube in Winden dem Bischof und dem Domkapitel von Gurk. Dazu muss man wissen, dass das Gebiet rund um und in Oberzeiring der Grundherrschaft Gurk gehörte. Mit der Schenkung wollten sich die Bauern wohl die Besonnenheit Gottes und der Kirche „erkaufen“, und bestimmten, dass die Erträge des Stollens kirchlichen Bauten zu Gute kommen sollen. Die Grube selbst lag nahe Burgstallofen und wurde „Galmeigrube“ genannt²⁹. Ab 1784 konnte Freiherr von Kranz, nach einem Ansuchen beim Bergbaugericht, in diesem Stollen weiter suchen. Der Stollen wurde dann als „Matthiasstollen“ bekannt. Da aber auch damit keine guten Schürfungen erzielt werden konnten und nicht einmal das eingesetzte Kapital erwirtschaftet werden konnte, sah sich Kranz nach neuen Abbauorten um. Seit dem 16. Jahrhundert war bekannt, dass der Falkenberg Erze enthielt, und so suchte Freiherr von Kranz um Erlaubnis an, am Berg schürfen zu dürfen. Weiterer Grund für einen neuen Stollen dürften auch die nicht besonders leicht schmelzbare „Eisenstein“ des Matthias-Stollens mit geringem Eisen-Gehalt gewesen sein. Ab 1784 begann er mit dem Abbau im sogenannten Barbarastollen, oberhalb der Thalheimerbrücke, am Südhang des Falkenbergs gelegen. Weitere Stollen kamen hinzu, darunter der Nikolaistollen in Strettweg und der Josephi-Stollen im Westen des Bergs. Drei weitere Gruben ergänzten den Abbau im Westen, sowie der Magdalenen-Stollen mittig am Berg und der Georgi-Stollen am Nordhang.

Um 1784 bekam Freiherr von Kranz Konkurrenz im Abbaugebiet am Falkenberg. Graf von Schwarzenberg, den wir bereits um die Geschichte des Paßhammers und Dörflinger Hammers in Pöls kennen gelernt haben, wollte ebenfalls am Berg schürfen. Zwischen den beiden Konkurrenten kamen durch die Inanspruchnahme der Schürfrechte Schwarzenbergs einige schwerwiegende Konflikte auf. Die beiden Kontrahenten beschwerten sich beim Berggericht jeweils über den anderen, wobei abgeworbene Kranz'sche Knap-



Abbildung 542

Das Wappen des Adelsgeschlechtes von Schwarzenberg.

²⁹ „Chronik Pöls“, Walter Brunner, S. 149



Abbildung 543

Die Murstromkarte aus dem Jahr 1820 im Bereich Thalheim-Falkenberg. Verzeichnet ist hier am Fuße des Berges bereits ein „Eisen Abbruch“ und lässt auf einen Bergbaubetrieb schließen.

pen auf die Seite von Schwarzenberg wechselten und teilweise die Stollen von Kranz besetzten. Dies brachte das Fass zum Überlaufen und Kranz forderte vom Berggericht, dass es diese notfalls mit militärischer Gewalt entfernen könne. Es passierte aber nichts. Beide Kontrahenten betrieben von nun an Bergbau am Falkenberg. Graf von Schwarzenberg hatte dabei wenig Erfolg, wohingegen Freiherr von Kranz großen Erfolg hatte. Nach dem Tod des Freiherrn 1797 ging dessen Besitz an drei Judenburg-Bürger über. Im selben Jahr übernahm noch der Staat selbst die Geschäfte, stellte die Arbeit nach einem Wassereinbruch aber bald wieder ein. 1816 wird das letzte Mal von einem Bergbau im Gebiet gesprochen, wobei hier der Stollen in Burgstallofen gemeint ist. Am Falkenberg wurde schon länger nicht mehr abgebaut.³⁰

Die Stollen lagen dann nahezu 25 Jahre still, bis sich der Gewerke Franz Neuper erneut um Schürfrechte bemühte. 1840 besaß dieser bereits die Gruben in Oberzeiring und betrieb von nun an auch am Falkenberg Bergbau. Nach einem Bericht von 1859³¹ waren im Falkenberger Bergstollen drei Bergleute beschäftigt. Vergleicht man dies mit anderen Stollen der Umgebung, in denen 1-2 Dutzend an Knappen ihren Dienst versahen, kann man davon ausgehen, dass der Ertrag an Erz recht gering war. In den folgenden Jahren wurden die Arbeiten am Falkenberg völlig eingestellt und auf andere Bergstollen der Umgebung verlagert. Der Bergrichter erteilte Maria Johanna Edlen von Heys die Erlaubnis im Offenburger Gebirge zu schürfen, was jedoch nicht lange anhielt. In der Greith (südlich von Mauterndorf, westlich von Pöls gelegen) betrieb ab 1772 Andreas Ernst Probe-schürfungen für Erz und Blei. Die Grafschaft Schwarzenberg führte ab 1788 in Winden den Bergbau für Silber und ab 1789 betrieb sie Kupferabbau in Greith bei Mauterndorf.³² Bereits im 16. Jahrhundert, genauer gesagt 1523 versuchte man am sogenannten „hübl am Eysneckh“ (auch Eisenegg), wie der Name schon sagt, Eisen abzubauen. Dies wurde Ende des 18. Jahrhunderts erneut versucht, führte aber zu keinem Erfolg. Viele weitere Schürfrechte und Lizenzerteilungen folgten für einige neue Stollen der Umgebung von Pöls und Oberzeiring, darunter auch im Pusterwald unter Graf von Schwarzenberg, der dort versuchte Gold abzubauen, aber nie wirklich welches fand. Außerdem holte dieser 1788 drei Knappen nach „Pölschhof(en)“ um dort nach Metallen zu suchen. Im Jahre 1801 wurde dies nochmals versucht und bereits 1809-1820 erneut. Beide Versuche waren Fehlversuche, wobei erwähnt werden muss, dass der zweite Versuch vom Stift Admont ausgeführt worden war um Sil-

30 „Chronik Pöls“, Walter Brunner, S. 151

31 „Chronik Pöls“, Walter Brunner, S. 151 ff

32 Absatz sinngemäß aus: „Chronik Pöls“, Walter Brunner, S. 151 ff

ber und Blei zu finden. 1855 versuchte auch ein Hammergewerke des Möderbrugger-Hammers Franz Sales Müller sein Glück und wollte in der „Paik“ (heute Paig, östlich von Thalheim) 1857 Erze finden. Auch ihm blieb das Glück verwehrt. Bereits 1856 sicherte sich Johann Adolf Fürst von Schwarzenberg die Schürfbewilligungen um Thalheim (südlich gelegen am Falkenberg), Pöls und Enzersdorf (westlich von Pöls). Graf Henckel von Donnersmarck sicherte sich diese in Oberkurzheim (nördlich von Pöls und dem Falkenberg) und erwarb später jene von Thalheim vom Grafen Schwarzenberg³³.



Abbildung 544

Ansicht von Judenburg um 1870. Im Hintergrund ist der Falkenberg gut zu erkennen.

Die letzten Schürfversuche am Falkenberg gehen auf zwei Schwarzenberg'sche Arbeiter zurück. 1901 begannen diese mit Schürfungen um die Burgruine Reifenstein (nördlich des Falkenbergs), kamen aber im Grunde nie über Probenschürfungen hinaus. Eine detailliertere Aufschlüsselung aller Stollen im Gebiet ist jedoch zu weitreichend und würde den Umfang dieser Arbeit sprengen, sollen aber noch kurz im nächsten Kapitel Erwähnung finden.

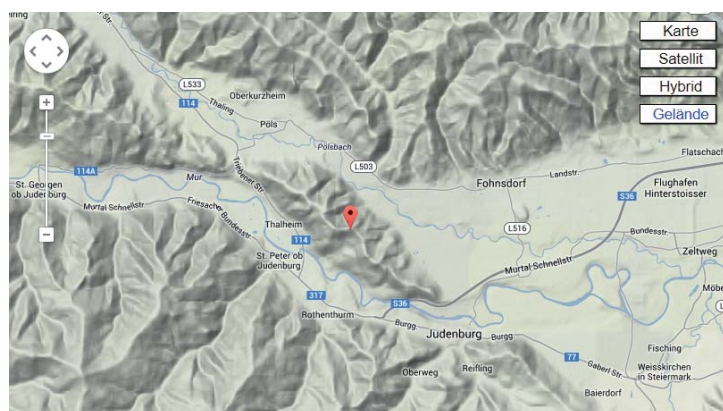


Abbildung 545

Lage des Objektes auf der Karte.

³³ voranstehender Absatz und dessen Daten aus: „Chronik Pöls“, Walter Brunner, S. 151/152

Kleinere Bergbaugebiete der Region

Weitere Bergbaugebiete waren um Sillweg durch die Familie Mayr und die Judenburger Eisenwerke von 1850 bis 1889 sowie durch Henckel von Donnersmarck zwischen den Jahren 1855-1869, im Feeberggraben am gleichnamigen Feeberg (südlich Judenburgs bei Reifling, nahe dem Schloss Weyern) durch den Fürsten Johann Adolf II. zu Schwarzenberg. Bereits 1821 entdeckte der Judenburger Bürger Caspar Hauser und der Zeltweger Joseph Hübler Kohlevorkommen am Feeberg. Der Fürst zu Schwarzenberg kaufte daraufhin 1834 die Grundherrschaft rundum den Feeberg und baute bis 1896 unter seiner Herrschaft Kohle ab. 1869 erreichte das Werk seine Blütezeit und baute pro Jahr zirka 20.000 Tonnen Kohle ab und nahm kontinuierlich zu, was im Wesentlichen auf den Bau (1872) des Johann Adolf-Schachts zurückzuführen ist. Weitere Schächte folgten in den weiteren Jahren, darunter der Joseph-Schacht. Trotz der Neubauten sank der Absatz und man sah sich 1896 zum Verkauf gezwungen. Neuer Eigentümer wurde Adolf Josef I. Fürst zu Schwarzenberg und er hielt diesen bis 1902 aufrecht³⁴.

Im Kothgraben (Tal nach Hopfgarten bei Weißkirchen Richtung Amering-Kogel nach Süden) wurde ein Arsenik- und Kupferbergbau unweit des Gehöftes Samer betrieben. Reste einer ehemaligen Arsenhütte sind im Bereich noch vorhanden, aber bereits schwer zu erkennen. Stollen und andere übrig gebliebene Bergbauartefakte (wie Halden, Röst- und Schmelzplätze) des Arsenbergbaus sind im ganzen Areal rundum zu finden³⁵. Der Arsenbergbau war im Kothgraben vom 16. Jahrhundert bis um 1700 vorhanden und wurde später durch einen Talk- und Glimmerbergbau unter verschiedensten Besitzern abgelöst. Teilweise wurde noch in den Jahren 1898/99 und sogar noch 1920 versucht Bergbau zu betreiben. Gefunden wurde jedoch zu wenig, und der Betrieb wurde immer wieder gleich eingestellt.

In Sunk (nahe Trieben) ist von verschiedensten Eigentümern ein Abbauort als Graphit- und Magnesitbergbau ab 1865 bis heute, betrieben worden³⁶.

Ein weiterer Bergbau der aufgrund des Zusammenhanges mit dem Ingeringbach und Knittelfelder Werkskanals hier Erwähnung finden soll, war in der Nähe der Holzbrücke am Ingeringbach, die im Kapitel „Werke in Knittelfeld und Umgebung“ bereits erwähnt wurde, von 1802 bis 1953 vorhanden. Eigentümer und Betreiber waren unter an-

34 Daten aus: „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 70 mittig

35 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, 1986, Hans Jörg Köstler, S. 157/158

36 Daten im Absatz, wenn nicht anders gekennzeichnet, aus: „Chronik Pöls“, Walter Brunner, S. 171 ff (Anhang)

derem Anton M. Wickenhauser sowie ab 1855 Hugo Graf Henckel von Donnersmarck, die Steirische Eisenindustrie-gesellschaft 1869 und in weiterer Folge die ÖAMG 1881. Ludwig Apfelbeck war um 1900 Betreiber, danach erneut die ÖAMG. In den letzten Jahren des Betriebs nach dem Zweiten Weltkrieg die Stadtgemeinde Knittelfeld, die wohl durch die Not zur Braunkohlenförderung im alten Schacht gezwungen wurde³⁷.

Im Zusammenhang mit der „Gruber Mühle“ in Mitterlobming (siehe Kapitel „Sensenschmiede in Mitterlobming bei Knittelfeld, Gemeinde Kleinlobming) kann auch Kleinlobming einen Stollen für sich in Anspruch nehmen. Dieser befand sich nahe dem „Gasthaus Glatz“ das in den 1990er Jahren im Hinteren Tal noch Bestand hatte. Das noch bestehende Stollenmundloch zeugt vom Bergbau der bereits im 17. Jahrhundert betrieben wurde. Die letzten bekannten Schürfungen fanden in den 1930er Jahren statt. 1939/40 waren auch die letzten Versuche, Kiesel in Form von Pyrit, Magnetkies und Kupferkies aus dem Berg zu holen, eingestellt worden. Der Stollen wird im Mundgebrauch in Kleinlobming und Umgebung als „Goldloch“ bezeichnet, was wahrscheinlich auf die vermuteten Goldvorkommen im 17. Jahrhundert zurückzuführen sein dürfte. Teilweise dürfte es an der Gaberlstraße (Stubalpe) auch Stollen gegeben haben, deren Mundlöcher unweit in südwestlicher Richtung Talauswärts - vom Gasthaus Glatz gesehen - linksseitig am Hang zu finden sind³⁸.

Um annähernd eine Vollständigkeit der Bergbaustollen beziehungsweise Bergbaugebiete zu erzielen muss noch der im Osten gelegene Stollen in Preg erwähnt werden. Als Serpentinvorkommen wurde erst im 19. Jahrhundert mit einem Abbau begonnen, da ab 1826 der Leobner Wirtschaftsverein Serpentin aus dem Steinbruch bei Kraubath für seine Hochöfen in Vordernberg bezogen hat³⁹. Früher verwendet für die Befuerung des Hochofens, wird er seit der Mitte des letzten Jahrhunderts zu Kies verarbeitet und nicht mehr als Brenngut verwendet. Weiteres Abbauprodukt war auch Magnesitgestein, das in weiterer Folge für feuerfeste Ofenbauteile verwendet wurde. Werke wie die „Vereinigten Magnesitwerke GmbH Kraubath ob Leoben“, oder die „Steirische Magnesit-Industrie AG Wien“, gingen daraus hervor. Heute befindet sich der Steinbruch im Besitz der Fa. Pronat (Schwarzl Schotter- und Beton-Betriebs GesmbH).

37 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, 1986, Hans Jörg Köstler, S. 134

38 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, 1986, Hans Jörg Köstler, S. 160/161

39 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, 1986, Hans Jörg Köstler, S. 163

DER FOHNSDORFER BERGBAU



Der Fohnsdorfer Bergbau⁴⁰

Wenn wir den Bergbau und seine Geschichte näher betrachten, wäre es nahezu fahrlässig den Bergbau in Fohnsdorf nicht ebenso zu durchleuchten. Wie bereits in vielen Kapiteln angesprochen, war der Fohnsdorfer Bergbau der bedeutendste der Region und einer der wichtigsten Braunkohlieförderanten in ganz Österreich ab der Mitte des 19. Jahrhunderts. Viele Erneuerungen der Industrie, darunter die Dampfmaschine oder Innovationen wie die Eisenbahn, trieben die Wirtschaft zur Suche nach neuen Energiequellen. In wasserreichen Regionen, zu denen eben auch das Aichfeld mit seinen Seitentälern zählte, war Holz bis in das 19. Jahrhundert die Energiequelle schlechthin.

Ab dem 17. Jahrhundert begann man mit der Suche nach neuen und anderen Rohstoffen als Holz und der daraus gewonnenen Holzkohle. Vor allem in Regionen, in denen der Waldbestand rar oder nicht mehr vorhanden war, wurde mit Eifer und teilweise großer Verzweiflung nach Lösungen gesucht, um die Wirtschaft und Produktion der Öfen aufrecht erhalten zu können. In Fohnsdorf fanden Beamte 1670 unter Fürst Johann Adolf I. zu Schwarzenberg am Nordhang Fohnsdorfs ein Glanzkohlevorkommen. Dieses wurde in Folge auch genutzt und zur Befuerung des Hochofens im Hammerwerk Unzmarkt, das auch unter der Schwarzenberg'schen Herrschaft stand, geliefert. Eine sehr starke Rauch- und Rußentwicklung waren jedoch ein Problem, woraufhin die Befuerung mit Glanzkohle eingestellt und wieder vergessen worden war. Erst ein Jahrhundert später begann man aufgrund des noch stärker hervorgetretenen Holzkohlemangels wieder nach Braunkohle in verschiedensten Gebieten zu suchen. Um 1760 bis 1770 wurde in Köflach versucht Steinkohle zu gewinnen⁴¹. Eine breite Anwendung von Steinkohle war jedoch zu dieser Zeit noch nicht absehbar, da einerseits der „schlechte Geruch“ bei der Verbrennung für Missmut sorgte und eine Förderung, da ja noch nicht wirklich industriell geworden, für eine Erschlaffung dieses Industriezweiges sorgte. Es waren zwar viele Gewerbe auf eine Befuerung eingerichtet und konnten ohne diese gar nicht Arbeiten, dennoch stieg man auch aufgrund der schwierigen Beschaffungsmöglichkeiten nicht auf diese um. Werke wie Glashütten, Salzsiedereien, aber auch Kalk- und Ziegelbrennereien waren neben den Schmieden und Hammerwerken Hauptabnehmer von Holzkohle, ließen sich aber nicht von der neuern Ressource beeindrucken und stellten daher auch nicht auf diese um. Für Fohnsdorf selbst lässt sich dabei hinzufügen, dass man

⁴⁰ Daten und Fakten, wenn nicht anders erwähnt aus: „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 65 ff

⁴¹ „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 67



Abbildung 546

Ansicht von Fohnsdorf 1894 auf einer kolorierten Ansichtskarte mit Antoni-Schacht, Lorenzi-Schacht und Josefi-Schacht.

aufgrund des z geringen Absatzes von Stein- Braun- und Glanzkohle vorerst noch auf die Produktion von Alaun fokussiert war. Dazu wurde im Grunde Kohle zu einem Haufen aufgeschüttet, mit Erde bedeckt, angezündet (wie mit den Holzköhlereien) und die daraus entstandene Asche gewaschen. Dann wurde das Wasser verkocht, mit Harn, Laugen oder Potasche versetzt und in Holzkästen - sog. Präzipitierkästen - eingelagert und für die Verwendung als Flamm- schutzmittel, Gerbmittel aber auch als Arzneimittel und in Färbereien eingesetzt⁴². Da für die Erzeugung von Alaun eine beträchtliche Menge an Kohle notwendig war, wurde das Verfahren bald als unwirtschaftlich angesehen und von den meisten Herstellern eingestellt. Die Familie Wickenhauer, welche Alaunsudhütten (um 1800) in der Region betrieb, darunter in Sillweg, Dietersdorf und am Feeberg bei Judenburg (Reifling), stellte ihre Produktion von Alaun um 1840 ein. Weitere konjunkturelle Schwankungen, die immer stärker hervorkommende Eisenbahn und ein Umdenken in der Ressourcenbeschaffung - auch der nachhaltigen Forstwirtschaft - führten zu einer Umorientierung bei der Rohstoffbeschaffung in nahezu allen Gewerken. Reisen in bereits industrialisierte Länder wie England spielten bei den Montanisten eine große Rolle. Auch Erzherzog Johann unternahm 1815/16 eine solche Reise und führte in Folge dessen einige Neuerungen ein. Darunter in den Jahren 1838 bis 1840 eben auch, dass neu geschaffene Hammerwerke nur mehr unter der Bedingung errichtet werden dürften, wenn man diese mit Braun-, Glanz-, oder Steinkohle betreibe.⁴³ Grundsätzlich wurde in Fohnsdorf Braunkohle abgebaut. Die Verwendung dieser Kohle war im Gegensatz zur Steinkohle (heutiges Tschechien, Deutschland) problematisch, da sie vor der Verwendung im Hochofen erst verkokst werden musste, um angemessene Temperaturen erzeugen zu können. Deshalb wurde in der Umgebung des Fohnsdorfer Bergbaus zwar Braunkohle verwendet, aber maximal im Ausmaß von etwa 30 % beigemischt. Holzkohle war daher noch Mitte des 19. Jahrhunderts durchaus das Hauptverbrennungsprodukt der Industrien in der Steiermark und damit auch im gesamten Aichfeld. Große aufkommende Betriebe, wie die Puddel- und Walzwerke in Judenburg und Wasendorf oder die Werke Donawitz unter Franz Mayr, aber auch die Werke in Zeltweg (ab 1850/51) unter der Führung von Henckel von Donnersmarck trugen zur Förderungssteigerung im Fohnsdorfer Stollen bei. Nachdem um 1850 mit den neu erbauten Werken auch der Bedarf an Befeuerungsressourcen für die neuen Öfen und Walzen stieg, versuchte sich natürlich jeder große Unternehmer in Fohnsdorf zu-

42 „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 67 ff

43 „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 68 ff

mindest einzukaufen beziehungsweise das ganze Bergwerk zu erwerben, um so günstig an die Ressource zu kommen. Da aber die meisten Bergwerke in Österreich im Grunde in staatlicher Hand - seit 1840 - waren, und die Konkurrenz sich gegen den Kauf aufgrund eines Monopols aussprach, war ein Ankauf durch einen einzigen Unternehmer nahezu undenkbar, weswegen nach anderen Gebieten Ausschau gehalten wurde. Nicht weit von Fohnsdorf entfernt war in Sillweg bereits vor 1850 ein Abbaugelände gefunden worden, das sogleich vom Gewerke Karl Mayr - Nachfolger von Franz Mayr - gekauft wurde. Er betrieb insgesamt zwei Stollen ab 1850. Die Monopolstellung des Staates und die damit einhergehenden Besitzungen im Montanwesen trafen auch auf Fohnsdorf zu, mussten jedoch durch finanzielle Probleme des Staates 1866 abgestoßen werden, wodurch Eingliederungen in Gesellschaften - die meist um diese Zeit erst gegründet wurden - üblich waren. Nach der Übernahme des Mayr'schen Besitzes im Jahre 1872 durch die „Judenburger Eisenwerke AG“ und den darauffolgenden Kauf 1889 durch die ÖAMG wurde im selben Jahr noch der Abbau eingestellt. Auch der Gewerke Henckel von Donnersmark der Zeltweger Werke besaß ab 1854 Abbaufelder in Sillweg, legte diese aber nach dem Kauf des Bergwerks Fohnsdorf 1869 still. Weitere Bergbautätigkeiten fanden danach nicht mehr in Sillweg statt.

Beide zuvor genannten Gewerke waren die wesentlichsten Vertreter des Bergbaus in Fohnsdorf im 19. Jahrhundert. Die Förderungskapazität unter den beiden Gewerken stieg bereits 1857 horrend an und wurde durch Schachterweiterungen und Neuanlegung von Schächten (Josephi- und Lorenzi-Schacht) sowie Investitionen in Dampfmaschinen und Separationsanlagen noch weiter forciert. Schachtanlagen 1870 (Alt-Antoni-Schacht) erhöhten den Abbau erneut, obwohl dieser bereits 1892 schon wieder still gelegt wurde. Ab den 1870er Jahren waren die Schächte bereits im Besitz der „Steirischen Eisenindustrie-Aktiengesellschaft“ und gingen in den 1880er Jahren (genau 1881) an die ÖAMG über, welche den Ausbau der Schächte noch weiter vorantrieb. Unter der Führung der ÖAMG wurde, der bis zum Ende des Bergbaus in Fohnsdorf 1978 bestehende, Neu-Antoni-Schacht 1912 errichtet. Die neue Geschäftsführung rationalisierte und modernisierte die Anlagen und investierte umfangreich. Eine Neukonzeption der Schachtanlagen durch einen Doppelschacht, benannt nach Karl August und Wodzicki (erst genannter war Generaldirektor der ÖAMG, Zweiter Präsident der Gesellschaft), ermöglichte einen neuen Förderbetrieb. Um die Jahrhundertwende (1900) wurde Karl von Wittgenstein neuer Eigentümer und baute Wetter-schächte hinzu. Im folgenden Ersten Weltkrieg gewann der Fohnsdorfer Bergbau an Bedeutung und förderte 600.000



Abbildung 547

Aufnahme der Knappen des Bergwerks Fohnsdorf aus dem Jahr 1905.



Abbildung 548

Eine Teufe des Wodzicki-Schachtes in 350 m Tiefe von 1898.

Abbildung 549

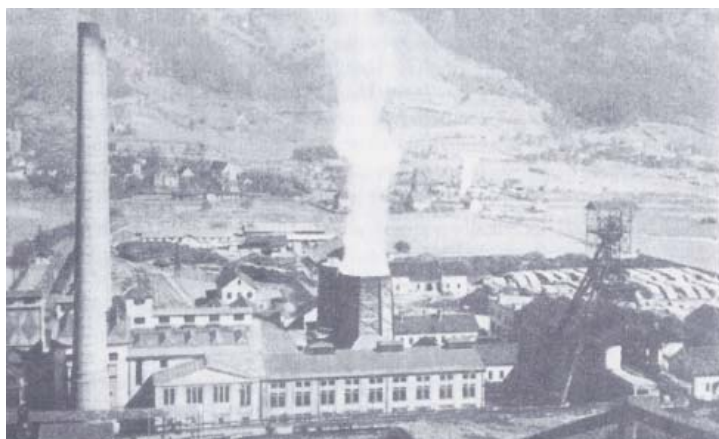
Der Wodzicki-Schacht nach dem Neubau des Zentralmaschinenhauses 1925.



Abbildung 550

Das Fördergerüst des ehemaligen Wodzicki-Schachtes. Datierung unbekannt.

Tonnen pro Jahr. Die Beschäftigungszahlen waren gigantisch und umfassten lange Zeit an die 2.400 Arbeiter⁴⁴. Nach dem Krieg 1921 gingen die Aktienmehrheiten an italienische Banken mit dem Hauptaktionär Hugo Stinnes, der in Deutschland (Ruhrgebiet) bereits Bergbau betrieb.



1926 verkaufte dieser seine Anteile an die „Vereinigten Stahlwerke“ unter der Leitung von Albert Vögerl. Dennoch spielte die ÖAMG auch weiter eine wichtige Rolle. Unter anderem geriet sie in den 1930er Jahren in den Einflussbereich der Nationalsozialisten und entließ 1933 noch an die 300 Arbeiter⁴⁵. Die krisengebeutelten 30er Jahre machten auch vor dem Fohnsdorfer Bergwerk nicht Halt, stürzten den Betrieb aber nie wirklich in eine enorme Krise. Im Zweiten Weltkrieg und kurz davor (1937) investierten die Nazis wieder in die Anlage und stellten von Dampfbetrieb auf elektrischen Betrieb bei der Förderung um. Der Wodzicki-Hauptschacht gewann somit noch an Bedeutung, nachdem er bereits im Jahr 1924 stark modernisiert wurde und eine Zwillings-Tandem-Dampffördermaschine erhielt⁴⁶. Während des Zweiten Weltkrieges waren nicht unbedingt ökonomische Faktoren ausschlaggebend für die folgenden, ökonomisch schlechten, Jahre am Standort Fohnsdorf. Katastrophen am 24. Dezember 1940 (Schlagwetterexplosion) und am 6. August 1943 (Explosion) mit 30 zu beklagenden Toten, zerrütteten den Betrieb⁴⁷. In den Jahren nach dem Krieg ging es aber rasch wieder bergauf, da Kohle zum Hauptenergielieferanten geworden war, endete aber Ende der 1950er Jahre in der weltweiten Kohlenkrise. Nach der Verstaatlichung

44 „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 73 ff

45 voranstehende Daten aus: „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 74 ff

46 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, 1986, Hans Jörg Köstler, S. 122

47 http://www.bergbaumuseum-fohnsdorf.at/index_5.htm

1946 wurde das Bergwerk 1949 in eine „Kohlenholding GmbH“ eingegliedert. Dadurch wurden neue Investitionen getroffen, die im Jahr 1958 1.56 Mio. Schilling betrug. Im Jahr davor wurde auch das Fördermaximum der Stollen erreicht und gipfelte in einer Fördermenge von 6,87 Millionen Tonnen im Jahr. In folgenden Jahrzehnt wurde wieder stark modernisiert und maschineller gearbeitet. Walzenlader und Schrämmaschinen gehörten zum Alltag. Ein Drei-Schicht Betrieb wurde daher eingeführt und blieb bis 1978 erhalten. Bereits 1961 wurde aber mit der Stilllegung einzelner Schächte begonnen, da der Gewinn pro Tonne geförderter Kohle nach der Weltkohlenkrise einbrach. Bedingt wahrscheinlich durch neue Energieträger wie Erdöl und Erdgas wurde die Produktion kontinuierlich herunter gefahren. Heute besteht noch ein 1983 gegründetes Montankundemuseum am Standort des sanierten Förderturms des Wodzicki-Hauptschachtes. Komplementiert wurde das Angebot durch ein Schaubergwerk 1989⁴⁸.

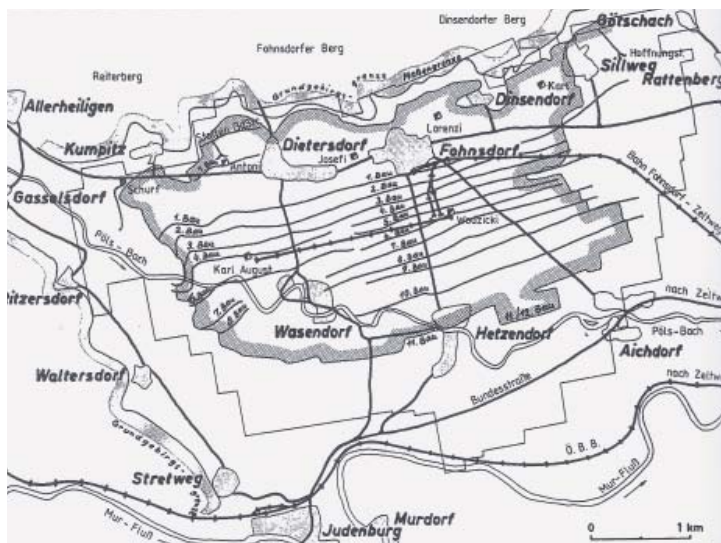


Abbildung 551

Lagerstätten des Fohnsdorfer Bergbaus in einer Kartierung aus dem Jahr 1983.

Abschließend soll noch erwähnt sein, dass mit Industrien auch immer Arbeiterscharren einhergingen. Um diese unterzubringen, mussten meist erst Wohnhäuser gebaut werden, da eben zu wenige, oder gar keine vorhanden waren. Die zuvor erwähnte Arbeiteranzahl von 2.400 Personen im Ersten Weltkrieg veranschaulicht dies noch besser. Da der Bergbau ab der Mitte des 19. Jahrhunderts sehr stark ausgeweitet wurde, wurden ebenso viele Wohnhäuser gebaut die oft noch bis heute erhalten geblieben sind. Ein kleiner Auszug soll im Folgenden den Wohnbau im Zusammenhang mit dem Bergbau verdeutlichen⁴⁹:

48 „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“, 1986, Hans Jörg Köstler, S. 125

49 folgende Daten aus „Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal“,

- 1852: Die „Ledigenkaserne“, Hauptstraße 36 und 38 in Fohnsdorf.
- 1860: Die „Obere Kolonie“, Hauptstraße 53, 55 und 57 sowie am Hochwiesenweg 1 und 5.
- 1879 und 1880: Fünf Neubauten in der Bergmann-gasse und der Grazer Straße 11 (Direktionsgebäude).
- 1890: Wohnbau (ÖAMG), Hauptstraße 33/35 und 45/47 sowie Hochwiesenweg 6/8.
- 1898/99: Siedlung Antoni, Siedlung Josefi und Siedlung Lorenzi und Personalhäuser in der Grazerstraße.
- 1913: Wohnblöcke an der Hauptstraße.
- 19 Häuser in der Eumigstraße 21/22, fünf Beamtenhäuser in der Landstraße 20-28 (heute noch ersichtlich durch die Blockbauweise) und Häuser in der Eumigstraße 2/4 sowie die „Untere Kolonie“ im Westen des Ortes.

Abbildung 552

Ansicht von Nordosten auf das Bergwerk Fohnsdorf. Aufnahme April 2014.

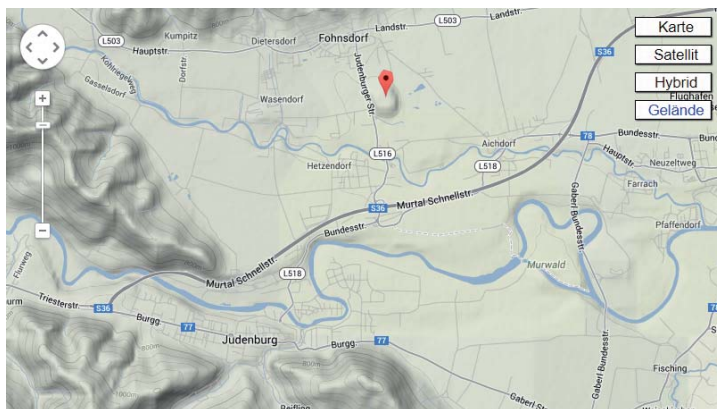


Positionsdaten des Objektes

Breitengrad:
N 47d 19m 82.24s
Längengrad:
E 14d 68m 47.61s
Höhe:
713.00 m

Abbildung 553

Lage des Objektes auf der Karte.



INHALT

- 500 RAUMORDNUNG &
RAUMPLANUNG
- 506 VERKEHR & INFRA-
STRUKTUR

RAUMORDNUNG & RAUMPLANUNG

34

RAUMORDNUNG & RAUMPLANUNG

Raumordnung und Raumplanung

Grundsätzlich muss gesagt werden, dass die Raumordnung in den vorigen Jahrhunderten, dass heißt vor dem 20. Jahrhundert, wenig bis gar keine Rolle spielte. Gebaut wurde vorwiegend dort, wo Straßen waren, bzw. sich Wege bildeten. Diese wurden vorwiegend in Tälern angelegt. Vor allem dort, wo ein leichtes durchdringen der dichten Wälder möglich war. Die ersten Menschen, die mit einem Straßenbau begonnen haben, waren wie bereits erwähnt die antiken Römer. Gepflasterte Straßen, das heißt mit Steinen belegte Fahrbahnen, waren für sie besonders wichtig. Gründe dafür waren vorwiegend Handel und Kriegsführung, beziehungsweise die Expansion des Römischen Reiches. Daher kommt auch das sternförmige Straßenmuster, dass immer auf wichtige Städte zurückzuverfolgen ist, nicht zuletzt auch auf Rom, als Hauptstadt des Reiches. Straßen wurden meist entlang der Berghänge bzw. am Übergang von Berg und Tal geplant und gebaut. Die Talsenke war meist den vorherrschenden Flüssen oder Bächen vorbehalten. War ein Tal jedoch sehr stark bewaldet, wurden Straßen und Wege entlang des Bachbettes angelegt. Vor allem in den Nebentälern des Aichfeldes, wie im Hammergraben (Gaal-Seckau) oder dem Lobmingtal, ist dies eindeutig auch in der Region des Murbodens zu erkennen.

Im beginnenden 15. Jahrhundert aber auch noch im 16. Jahrhundert war es durchaus üblich durch Rodungen Flächen für Agrar- und Landwirtschaft zu schaffen. Auch Städte wie Knittelfeld sind auf eine Rodung einer Fläche zurückzuführen. Logischerweise mussten die neuen Orte und Städte, aber auch Almhöfe und Huben nun an die bestehende Infrastruktur über weitere Wegführungen angeschlossen werden. Die Besiedelung des Aichfeldes zwischen dem 6. und 8. Jahrhundert durch Slawen und Bayern, begann entlang der Berghänge der umliegenden Hügelketten. Fohnsdorf aber auch Kumpitz bei Fohnsdorf sind hierfür gute Beispiele. Dadurch, dass eine nicht unbedingt homogene Besiedelung die Regel war, und gebaut wurde wo eben Wasser, Erzvorkommen oder andere Ressourcen zu finden waren, macht unser Siedlungsbild heute zu dem, wie es eben ist. Durch vorindustrielle Werke, wie Mühlen, Schmieden und dgl., sowie deren Nachfolger die Hammer- und Sensenwerke, wurden immer wieder neue Verbindungen untereinander benötigt und gebaut um den Handel aufrecht erhalten zu können. Wichtige Flussübergänge - sogenannte „Furten“ - waren dabei von besonderer Bedeutung.

Straßen wie jene in Richtung Gaal, die Landstraße L515, wurden erst errichtet als Hammer und Sensenwerke bzw.

„Infrastruktur“

Der Begriff „Infrastruktur“ kommt aus dem Lateinischen und heißt soviel wie „Zusammenfügung“. Letzendlich ist sie Einrichtung und Grundlage einer arbeitsteiligen Wirtschaft, und hält diese in ihrer Funktionsweise aufrecht. Im Idealfall verbessert sie auch die Funktionsweise der Gesellschaft.

„Verkehr“

„Verkehr“ ist im Allgemeinen der Transport von Gütern, Menschen und Daten, wozu bestimmte Netzwerke notwendig sind. So spricht man heute nicht nur von Verkehr im Sinne von Pkw, Lkw, Bahn und Flugzeug, sondern auch vom Datenverkehr. Begriffe wie „Globalisierung“ aber auch „Infrastruktur“ spielen dabei eine wesentliche Rolle.

Schmieden angesiedelt wurden. Heute wissen wir, dass eine solche Besiedelung im 15. und 16. Jahrhundert im Raum Murboden deshalb stattfand, da die Holzvorkommen und damit auch die Kohleproduktion im Raum Innerberg, (Erzberg, Eisenerz) nicht mehr möglich war und aufgebraucht waren. Zuerst wurde noch sehr viel Holz über den Ingeringbach, und den weiter im Graben liegenden Gaalbach, nach Knittelfeld getriftet. Eine Steigerung der Nachfrage und des damit einhergehenden Aufflammens der Holz- und Forstwirtschaft machte es notwendig, dass Holz schneller und zu jeder Zeit transportieren zu können. Die Flüsse und Bäche der Region sind zwar immer schon sehr wasserreich gewesen, hatten jedoch auch Zeiten in denen wenig Wasser den Berg hinab floss. Vor allem die Ingering (= Ingeringbach) musste in den meisten Bereichen aufgestaut werden und konnte das Holz nur Abschnittsweise, und damit langsam, zu den Köhlereien (heutiger Bereich der Einmündung der Ingering in die Mur sowie die Ortsteile Landschach, Apfelberg als Ort selbst, Weyern, Floßländ) bringen. Aufstauungen dieser Art nannte man Wasserschwellen und sind für die Ingering im Gaalgraben um 1795 eindeutig belegt¹. Um diese Unregelmäßigkeiten zu unterbinden, wurde zuerst ein Weg und später die heutige Landstraße errichtet. Diese wurde 1878 gebaut und war rund 5 km lang und ermöglichte die Holztransportierung auf anderem Wege als am Fluss². So wie in diesem Fall war es in den meisten Seitentälern der Region der Fall. Agglomerationen von weiteren Ansiedlungen, Gutshöfen und dergleichen, führten zur weiteren Zersiedelung der Region. Wie bereits erwähnt ist aber die Ansiedelung an geologisch oder geografisch wichtigen Punkten nicht unbedingt alleine ausschlaggebend für unser Raumbild.

Vor dem zweiten Weltkrieg gab es kaum ein Gesetz für die Ordnung des Raumes. Nach dem Krieg gab es jedoch einige Reglementierungen innerhalb Österreichs und vor allem der Steiermark, die dies ansatzweise versuchte zu ändern. Das Land Steiermark erließ 1946 das Gesetz der „Flächenwidmungs- und Bebauungspläne im Lande Steiermark“. Darin geregelt waren lediglich die Genehmigungspflicht von Flächenwidmungs- und Bebauungsplänen durch die Landesbehörde, weiters dass eine Bebauung und Aufschließung erst nach genehmigter Raumordnung erfolgen darf und das Übergangsbestimmungen bis zur Genehmigung (sog. Richtlinien) erlassen werden dürfen. Nichts Genaueres war darin festgehalten worden und führte im Grunde zu keiner wirklichen Regelung der Raumordnung. Dennoch

1 Chronik Gaal, S. 320 unten

2 Chronik Gaal, S. 321 oben

war dies der erste Vorläufer eines Raumordnungsgesetzes, wie wir es heute kennen. Lediglich die Stadt Graz war in dieser Hinsicht Vorreiter und erstellte bereits 1947 erste Flächennutzungspläne der Stadt. Da diese Reglementarien doch recht weitreichend waren, gab es eigentlich bis 1964 zwar ein Gesetz, welches die Raumordnung regeln sollte, jedoch keines, das irgendwelche Konsequenzen bot. Bis 1964 gab es ein Interregnum in dem kein einziges raumordnungsrechtliches Verfahren begonnen oder abgeschlossen wurde. Die folgenden Jahre nach dem Krieg wurden als das Wirtschaftswunder bezeichnet. Es wurden immer mehr Gebäude errichtet, da immer mehr Wohnungen für die ansteigenden Bevölkerungszahlen benötigt wurden. Viele Gebäude, darunter viele Hochhäuser wurden in dieser Zeit außerhalb der Stadtzentren errichtet. Oft auch einfach ohne einen konkreten Kontext mit der umgebenden Stadtstruktur gebaut. Einige Beispiele gibt es hierfür in der Region. Hochhäuser in Knittelfeld oder Murdorf bei Judenburg sind Exemplare dieses Interregnums und stören das Stadtbild bis heute. Ab 4 Juli 1964 wurde ein neues Gesetz „Flächennutzungspläne und Bebauungspläne“ rechtskräftig. Die nahezu „gesetzesfreie“ Zeit war damit zwar beendet, ein Eingriff durch das neue Gesetz aber nach wie vor als Eingriff in die Privatsphäre angesehen.

„Politisch wurde die Raumordnung in der Steiermark noch bis Anfang der 1970er Jahre als Eingriff in das Privateigentum empfunden – Raumordnung hatte entweder einen faschistoiden Beigeschmack oder erinnerte an die Planwirtschaft in der Sowjetunion“³.

Die Gemeinden waren zwar dadurch in der Lage Raumordnungsgrundlagen vorzuschreiben, oder auch Bauten zu verhindern, waren aber ebenso verpflichtet gewisse Entschädigungen zu zahlen. Im Gesetz war folgendes klar verankert: *„Wer durch die Wirkung eines Flächennutzungsplanes gehindert wird, sein Grundstück im selben Umfang zu nutzen, wie es ihm bisher zustand, ist einmalig zum Verkehrswert zu entschädigen.“* Dies war für die Gemeinde kaum tragbar und machte es für sie nicht unbedingt erstrebenswert Raumordnung nach dem neuen Gesetz zu betreiben. Auch wenn sie das tun wollten, konnten sich die Gemeinden dies einfach nicht leisten. Eine Hilfestellung auf finanzieller Basis des Landes war nicht im Gesetz implementiert und war daher auch nicht vorgesehen.

Im Grunde war somit zwar wieder ein Gesetz vorhanden, das aber nicht vollzogen werden konnte. Viele raumordnungsproblematische Bauten in der Region zeigen dies. 1974 wurde dann endlich ein brauchbares Gesetz erlassen.

Das „Steiermärkische Raumordnungsgesetz 1974“ verabschiedete diese Entschädigungsklausel und führte viele wichtigere Parameter in der Gesetzesnovelle ein. Darunter die Einteilung in örtliche und überörtliche Raumplanung, Entwicklungskonzepte, die Landes und Regionalplanungsebenen, sowie generelle Zielsetzungen der Raumplanung! Sieht man sich im Aichfeld- Murboden aber genauer um, stellt man sich doch die Frage warum trotz eines solchen Gesetzes, verschiedenste Bauten erlaubt wurden. Die „Uitz-Mühle“ mit Ihren Erweiterungen und Applikationen der 70er Jahre ist hier mit Sicherheit zu nennen und kritisch zu hinterfragen (siehe auch im Kapitel „Die Uitz-Mühle bei Knittelfeld“).

VERKEHR & INFRASTRUKTUR

Verkehr und Infrastruktur

Wie wir bereits gehört haben, gab es in der Region viele Verkehrs- und Handelswege. Transportmittel aller Art wurden dabei genutzt und waren somit sicher auch Teil der Grundlage für den Aufschwung der Region im konjunkturellen und sozialen Sinne. Eine Verbindung zwischen Italien und dem Raum um die Donau dürfte bereits am Ende der Jungsteinzeit (auch genannt Neolithikum, etwa zwischen 11.500 und 2.200 v. Chr.) bestanden haben. In den Literaturen ist meist die Rede von der „Norischen Hauptstraße“, die von Aquileia über Kärnten nach St. Peter ob Judenburg ging und dann über Unter- und Oberzeiring, über den Triebener Tauern bis zur Donau reichte und eine erste Nord-Südverbindung in Europa darstellte. Die Bedeutung einer solchen Nord-Süd-Achse für Mitteleuropa in der heutigen Zeit, wird durch diese frühzeitliche Verbindung noch viel besser verständlich gemacht. Wie ebenso bereits geschildert, bauten die Römer die Straßen aufgrund ihrer Gebietserweiterung stetig aus. Darunter auch die Norische Hauptstraße. Von Grabungen im letzten Jahrhundert wissen wir, dass im Bereich von Nußdorf (am nördlichen Murofer bei St. Georgen ob Judenburg gelegen) eine sogenannte „Römerbrücke“ bestand. Die nachfolgenden Bayern und Slawen, aber auch die Menschen der Völkerwanderungszeit im 6. und 7. Jahrhundert, nutzten die bereits vorhandenen Straßen zur Fortbewegung. Wahrscheinlich geht die Zerstörung der Brücke auch auf diese Zeit zurück. Der Übergang von einem Murofer zum anderen, wurde von da an als „Furt“ bezeichnet und auch als solche genutzt. Der Name des Ortes „Breitenfurt“, kommt aus dieser Zeit und steht mit dem in der Nähe gegründeten Dorf „Edling“ (zur Überwachung der Furt) in Verbindung. Eine neuerliche Brücke wird erst um 1483 wieder an dieser Stelle erwähnt⁴. Grundsätzlich muss man aber sagen, dass dies nicht die einzige Verkehrsrouten in der Gegend war. Wahrscheinlich betrieben die Römer schon eine Straße bzw. eher einen Weg von Kainach und Leibnitz über die Stubalpe (auch Gaberl genannt) in das Aichfeld. Ab dem 12. Jahrhundert wurde auch der Ausbau der Straße über den Semmering forciert. Judenburg profitierte von der neuen Handelsroute, weil es im Jahre 1276 ein Stapelrecht für venezianische Waren erhielt. Bestärkt noch durch ein Gesetz, das ab 1372 besagte, dass Linz nur über Judenburg nach Italien handeln durfte⁵. Die sogenannte „Venedigerstraße“ (Aquileia - Villach - St. Veit an der Glan - Friesach - Judenburg - Semmering - Wien) war auch in den folgenden Jahrhunderten von großer Bedeutung, und wichtiger



Abbildung 554

Die Pölzer Tauernstraße im Jahr 1920.

⁴ „Topografie Judenburg“, Brunner, 2008, S. 422 ff.

⁵ „Topografie Judenburg“, Brunner, 2008, S. 422.

Abbildung 555

Hohentauern an der Tauernstraße um 1825. Im Vordergrund ein Vorspannfuhrwerk.

**Abbildung 556**

Der „Tauernwirt“ in Hohentauern auf einem Gemälde von Friedrich Gauermann, 1851.

**Abbildung 557**

Das ehemalige Mauthaus in Katzling. Fotografie aus dem Jahr 1928.

Eine wesentliche Bedeutung hatte auch eine Straße am nördlichen Rande des Aichfeldes. Sie war slawischen Ursprungs und führte durch Sillweg, Flatschach, Maßweg und Raßnitz bei Kobenz und geht auf die erste Besiedlung mit den ersten gegründeten Dörfern zurück. In den folgenden Jahrhunderten nutzen die Türken (1480), sowie die Franzosen unter Napoleon (1779 bis 1480), alle diese früh entstandenen Straßen. Seit dem 17. Jahrhundert gab es eine erste Straßenerhaltung im Gebiet des heutigen Österreichs. Es war zwar nicht direkt staatliche Aufgabe, Wege und Straßen zu erhalten, jedoch führte man dazu Abgaben in Form von sogenannten „Wegroboten“, neben den Mautgebühren ein. Bauern mussten dazu, je nach Besitzgröße, Abgaben entrichten, die der Straßennetzerhaltung zu Gute kamen. Eine nachhaltige Infrastruktursicherung war damit

gegeben. Ab dem 18. Jahrhundert wurden auch staatliche Finanzmittel der damals Innerösterreichischen Regierung dem Straßenbau- und Erhalt zugeführt, da die Sanierung solcher mit den Robotmitteln alleine kaum machbar gewesen sind. Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts baute man dann kaum neue Straßen. Man legte Wert auf Erhalt und Sanierung der bestehenden Struktur. Eine noch nicht erwähnte alte Paßstraße über Eppenstein und Obdach führte seit jeher in das Lavanttal und war ebenfalls ein Anschluss an die südlich gelegeneren Regionen Österreichs. Unter anderem war sie aber mit der Tauernstraße um Trieben über Pöls verbunden und geht auf eine römische Straße zurück. Wie wir aber bereits erfahren haben, war der wirtschaftliche Aufschwung Mitte des 19. Jahrhunderts (um 1850) enorm. Vor allem im Hammer- und Sensenwesen und der damit einhergehenden Eisenindustrie. Grundablösen der Zeit zeigen, dass neue Gelder in das Straßennetz liefen. Aufgrund der stark florierenden Wirtschaft war ein Ausbau der Infrastruktur notwendig. Auch in Elektrizitätsinfrastruktur, wurde vor allem am Ende des Jahrhunderts, investiert. Mit den Straßen gingen Brückenbauten einher, wovon vor allem in Judenburg einige alte bzw. Nachfolgerbrücken zeugen. Die alte Holz-Murbrücke (stadtauswärts Richtung Westen zur Arena am Waldfeld und der Stahl Judenburg - früher Styria AG und Gußstahlwerke Judenburg) wurde 1860 errichtet, aber bereits zwei Jahre darauf durch Eis zerstört. Erst 1932 errichtete man dann eine neue Brücke aus Stahlbeton, welche in den letzten Jahren durch eine neue ersetzt wurde. Denkmalpflegerisch, vor allem wegen des alten Gusstahlgeländers, war der Abbruch bedenklich gewesen, wurde aber trotzdem vollzogen.



Eine weitere Brücke, in Richtung Weißkirchen in der Steiermark, wurde 1938/39 errichtet - die sogenannte Talbrücke. Die im Westen der Stadt gelegene Europabrücke wurde in den 1970er Jahren im Zusammenhang mit der „Murtal-

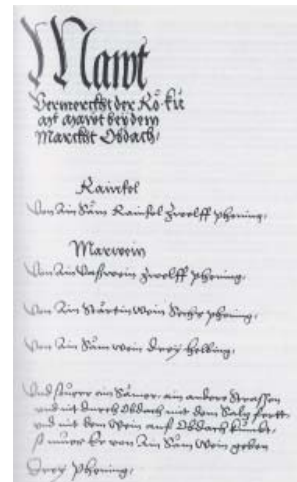


Abbildung 558

Die 'Obdacher Mautordnung' von 1530 regelte den Transport/Verkehr über den 'Obdacher Sattel'.



Abbildung 559

Die Stahlbeton-Murbrücke bei Judenburg noch im vorherigen Jahrtausend.

Abbildung 560

Auf dem Bild ist eine Lithographie von Ferdinand Runke gezeigt. Im Hintergrund zu sehen die alte Murbrücke aus Holz um 1805. Rechts die St. Magdalena-Kirche in der Vorstadt von Judenburg.



Abbildung 561

Die Murtalschnellstraße „S 36“ vor dem Knoten St. Michael in der Obersteiermark. Fahrtrichtung Leoben.



Abbildung 562

Der Streckenverlauf der „S 36“ in der Steiermark.

Schnellstraße S 36“ erbaut und sollte Judenburg und St. Michael in der Obersteiermark zeitgemäß und verkehrssicher verbinden.

Die alte Triebener Straße wurde in den Jahren 1963 bis 1969 durch eine modernere Straße, die „Triebener Bundesstraße B 114“, ersetzt. Im Grunde kann man sagen, dass wirtschaftliche Expansion, Fortschritt und sozialer Wohlstand der Region mit dem Infrastrukturbau und vor allem Investitionen in immer zeitgerechte Straßensysteme, einhergehen.

Heute steht eine Erweiterung der S36 durch den Vollausbau sogenannten „S 37“ im Raum und hätte schon in den letzten Jahren realisiert werden sollen. Die jahrelangen Planungen dafür wurden jedoch bereits 2010 verschoben, da die Bevölkerung mit einer neuen Straße auch eine stärkere Verkehrsbelastung befürchtete. Eine kleinere und geringer ausufernde Version des „S37-Ausbaus“ ist nun seit dem Vorjahr in Vorbereitung und soll in einer ersten Bauphase von St. Georgen ob Judenburg bis Scheifling führen und soll bis 2019/20 fertig gestellt sein. Die Planungen für den umstrittenen Bauabschnitt Judenburg bis St. Georgen ob Judenburg müssen nochmals neu gestartet werden und lassen nach wie vor auf sich warten. Eine Unterflurtrasse im Falkenberg soll dabei die alte, sanierungsbedürftige und in den letzten Jahren nur mehr einspurig betriebene Straße ersetzen. Eine Realisierung in den nächsten Jahren ist zwar zu erwarten, ob aber nun die sanierungsbedürftige Europabrücke oder die neue Unterflurtrasse erbaut wird, ist noch nicht abzuschätzen und wird noch von politischen Diskussionen und dem Widerstand der Bevölkerung beeinflusst. Eine Erweiterung der Trasse der S 37 würde sicher der Region zu Gute kommen. Firmen in der Region sind dementsprechend positiv auf einen Ausbau eingestellt, da sich die in den letzten Jahren rezessive wirtschaftliche Kraft im Aichfeld, noch weiter abzubauen scheint, auch wenn Investitionen rund um den Red Bull-Ring einen konjunkturellen Aufschwung erzeugen und Arbeitsplätze bringen.

Dennoch waren nicht nur Straßen und Flüsse Verkehrsmittel der Jahrhunderte. Der Eisenbahnbau spielte ab der Mitte des 19. Jahrhunderts ebenso eine große Rolle in der Region wie die Straßen und Wege jener Zeit. Bereits 1844⁶ verband die sogenannte Südbahn, Graz mit Mürzzuschlag und wurde 1854 unter Carl von Ghega über den Semmering nach Gloggnitz verlängert. Dort wurde die Bahnstrecke an die aus Wien kommende Strecke angebunden und war fortan die Nord-Südverbindung schlecht hin. Sie verband Wien mit Triest und an deren Strecke entstanden neue Industrien, die von der raschen Beförderung ihrer Güter profitierten. Die sehr stark aufsteigende Wirtschaft der Region, vor allem der

6 „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 133 ff

Eisenindustrie, erforderte den Bau einer Eisenbahnstrecke, auch in das obere Murtal. Realisiert wurde dies in den 1860er Jahren durch die Kronprinz-Rudolf-Bahn, welche 1868 eröffnet wurde.



Abbildung 563

Die Trasse der Kronprinz-Ruolf-Bahn bei Judenburg. Eine Chromlithographie aus dem Jahr 1868 von Adolf Obermüller.

Sie verband somit die bestehende Nord-Südachse von St. Michael in der Obersteiermark, mit Villach in Kärnten und wurde noch 1872 erweitert und verband von da an auch die Westbahn über St. Valentin mit unserer Region. Industrielle Expansion, nach bereits schon zuvor erfolgter Ansiedelung der Eisenindustriegewerke, war eine weitere Folge des Baues der Eisenbahn. Vor allem der Kohlestollen in Fohnsdorf, aber auch die Styria Werke in Judenburg, Wasendorf und Hetzendorf, sowie der Paßhammer in Allerheiligen und die Papierfabrik in Pöls (erst 1906) erhielten Anschlüsse an die Bahn und waren somit auf aktuellem Stand, was Transport und Logistik betrifft. Bahnen in der Umgebung wie die Ingeringer Waldbahn um 1880 wurden bereits genannt. Die Murtal-Bahn, war ab 1884 eine weitere Erschließung in der Region und zweigte von der Kronprinz-Rudolf-Bahn in das Lungau bei Unzmarkt ab⁷. Um 1900 kam dann noch eine Eisenbahnstrecke ins Lavanttal ins Spiel und brachte auch dort einige Industrien zur Ansiedelung, die ohne die Eisenbahn dort wohl kaum in diesem Ausmaß entstehen hätten können (gemeint damit sind die Pabst Holzindustrie und das Sägewerk Schaffer). Untrennbar mit der Eisenbahn verbunden war natürlich die damit einhergehende Elektrizität, die schon mehrmals angesprochen wurde. Alte Elektrizitätswerke und Transformator-Stationen gehen daher meist auf diese Zeit zurück und werden teilweise noch immer - auch wenn saniert, modernisiert und umgestaltet - genutzt. Das E-Werk der Pölser Papierfabrik oder des Gußstahlwerks Judenburg sind Beispiele dafür.



Abbildung 564

Ein elektrischer Straßenbahnwagen der Stadt Judenburg im Jahr 1911.



Abbildung 565

Das E-Werk der Pölser Papierfabrik in Katzling im Jahr 1921.

⁷ „Kohle-Eisen-Stahl“, Helmut Lackner, 1997, S. 133

Betrachtet man aus heutiger Sicht den Wirtschaftsstandort Aichfeld-Murboden, kann man erkennen, dass sich die Eisenindustrie bis heute erhalten hat. Die „Voest Alpine“ mit ihren Splittergesellschaften ging im Grunde aus der ÖAMG hervor, die Stahlwerke Judenburg aus der Styria AG, die Pölser Papierfabrik aus einer Mühle und die Uitzmühle aus einer kleinen Getreidemühle (der Landschach-Mühle) sind, die hier nur beispielhaft genannt sind. Was haben also all diese großen Industrien der heutigen Zeit gemein? Im Grunde die Vergangenheit. Sie gingen entweder aus kleinen handwerklichen Betrieben hervor und wurden zu großindustriellen Werken, oder wurden eben neu gegründet und zu Konkurrenzunternehmen der niedergehenden Hammerwerke. Der zweite, eben erwähnte, rote Faden lässt sich im Niedergang des Hammeradels und dem Aufstieg der neuen Stahl- und Puddelwalzwerke ab 1850 erkennen, woraus eben viele heutige Industrien hervorgingen. Die Hammer- und Sensenwerke sind aber nur in den seltensten Fällen zu Großindustrien geworden, sondern sind meist verfallen und in den Ruin getrieben worden, da sie neben den Großfirmen ohnedies nicht bestehen konnten. Die Uitz-Mühle oder die Pölser Papierfabrik, sind zwar keine der Eisenindustrie zugehörigen Gewerke, gehen aber im Grunde als einzige Großindustrien direkt auf historische Kleingewerke zurück. Natürlich wäre aber die Erstarkung der Eisenindustrie ab dem 19. Jahrhundert nicht in diesem Ausmaß möglich gewesen, wenn nicht Hammer- und Sensenwerke, sowie Mühlen und Schmieden, aber auch Infrastrukturmaßnahmen, sowie neue Technologien und Innovationen in die Region Einzug gehalten und den Grundstein für die modernere Eisenindustrie mit Ihren neuen Hochofen-Verfahren gelegt hätten.

INHALT

516 KARTIERUNGEN ÜBER DIE
JAHRHUNDERTE

MAPPINGS

35

KARTIERUNGEN ÜBER DIE JAHRHUNDERTE

Mappings und Kartierungen

Im folgenden Abschnitt sind Kartierungen bzw. Mappings abgebildet, welche Teil des Résumés der hier vorliegenden Arbeit sind. Sie zeigen die Entwicklung der Hammer- und Sensenindustrie beginnend im 12. Jahrhundert. Die Grafiken enden im 21. Jahrhundert mit den daraus resultierenden Nachfolgebetrieben. In der Dispersion der verschiedensten Werke, beginnend bei Mühlen, Sägen oder Hammerwerken ist die Zunahme der Industrie im Raum-Aichfeld ab dem 17. Jahrhundert eindeutig erkennbar.

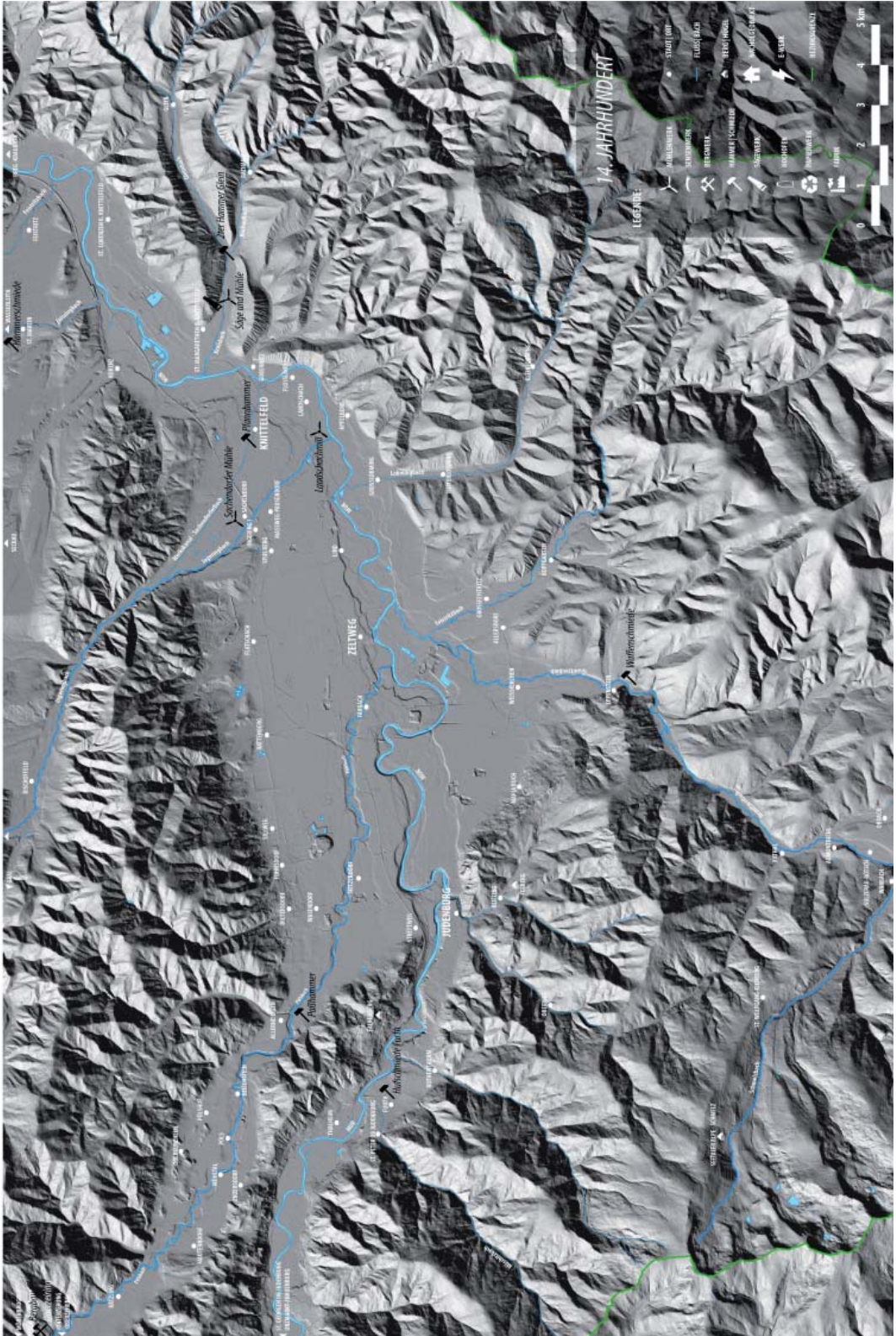
Das 18. und 19. Jahrhundert waren in weiterer Folge die Blütezeit der Hammer- und Sensenwerke und mündeten im 20. Jahrhundert in großindustrielle Betriebe. Vor allem ab dem aufkommenden 19. Jahrhundert ist eine Zunahme der großen Sensenwerke gut aus den Kartierungen ablesbar.

Quelle des Reliefs

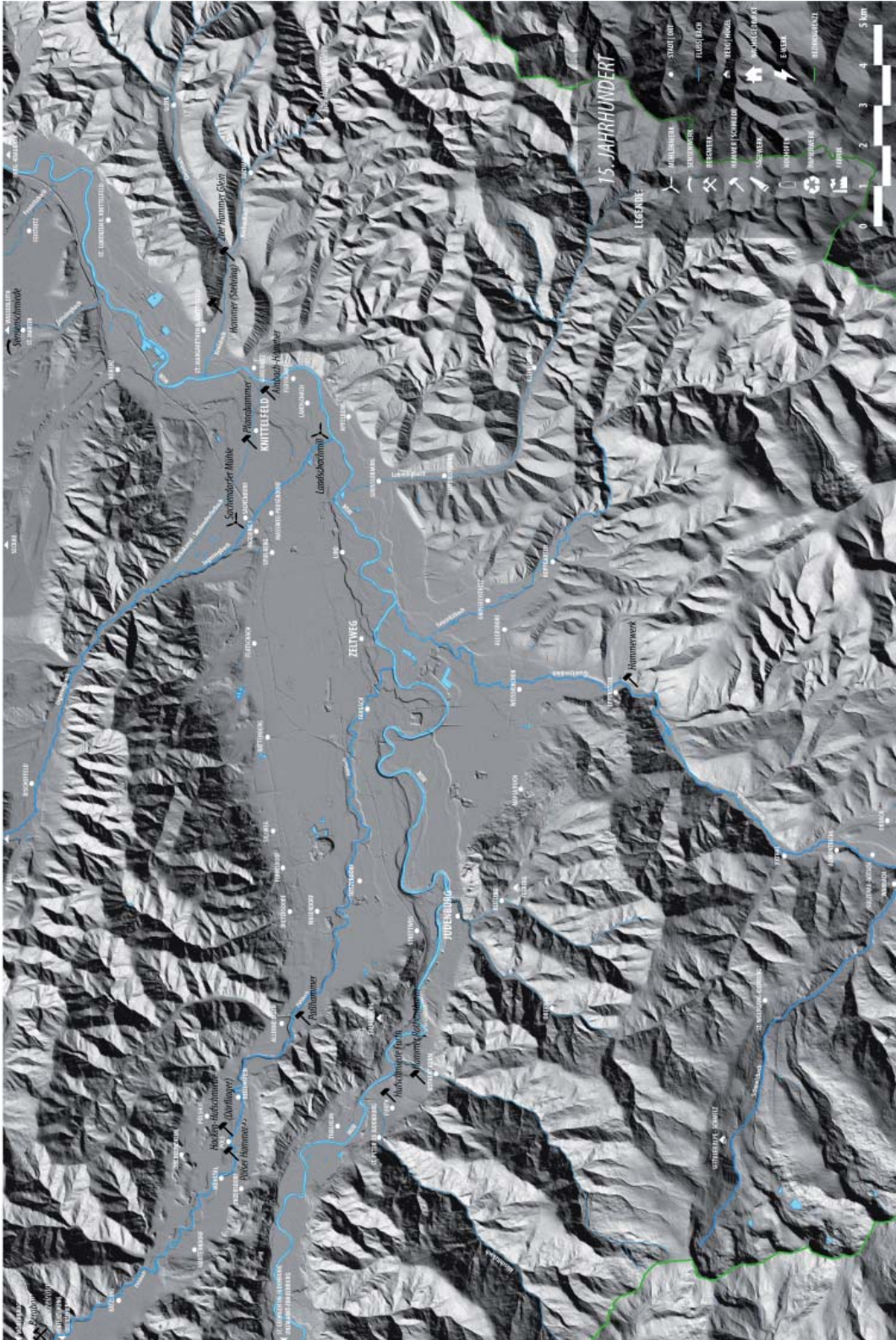
Die Grundlage der folgenden Kartierungen ist eine Reliefkarte und wurde folgender Quelle entnommen:

www.gis.steiermark.at,
<http://gis2.stmk.gv.at/atlas/%28S%28l2hueopgkx4wb3aqaiznfybz%29%29/init.aspx?karte=gel&ks=das&cms=da&massstab=800000>, April 2014.

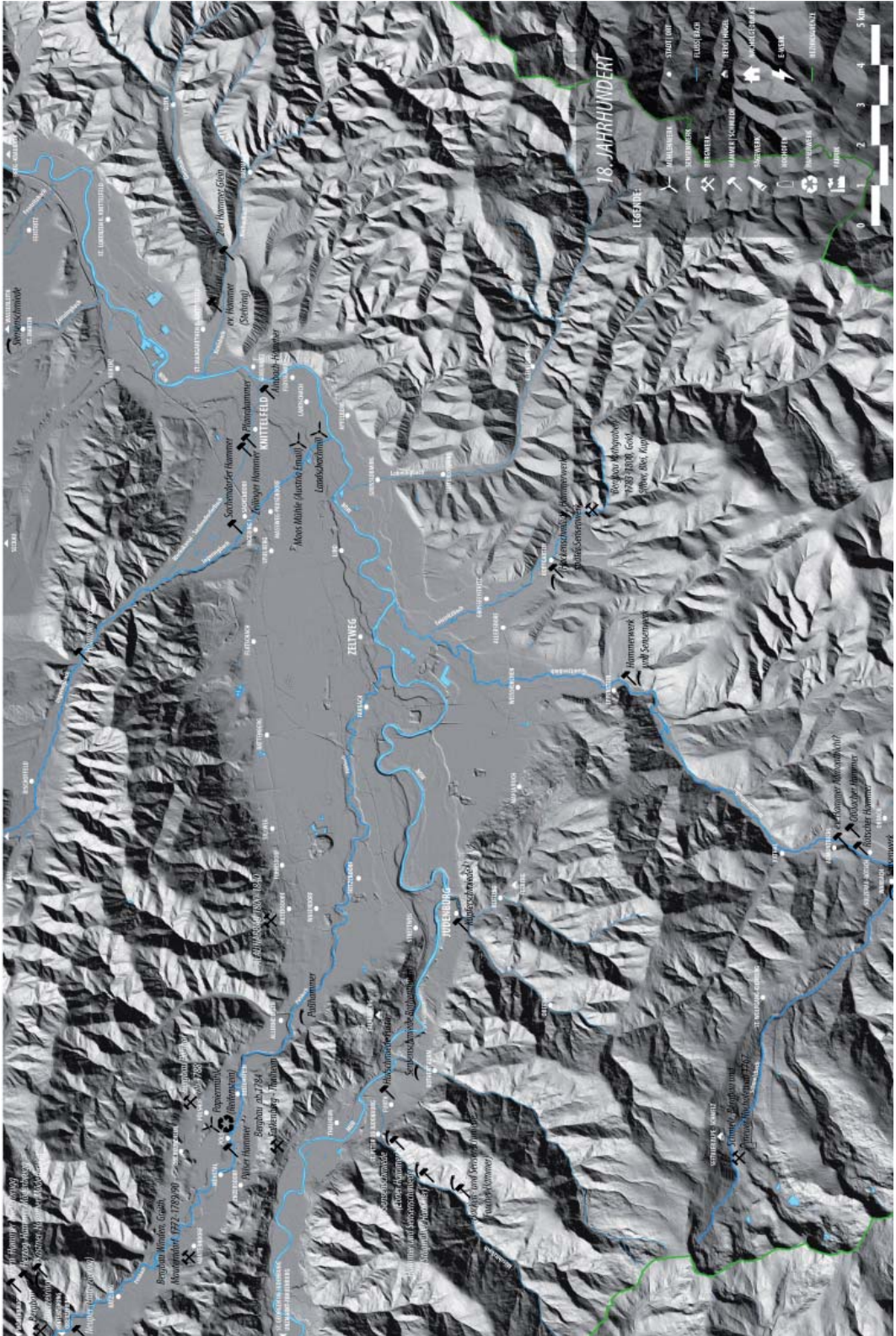
DAS 14. JAHRHUNDERT: In diesem Jahrhundert ist keine wesentliche Veränderung zum 13. Jahrhundert zu erkennen, obwohl der Paßhammer in Allerheiligen bei Pöls bzw. Fohnsdorf und eine Schmiede (Pfannhammer) in Knittelfeld hinzugekommen sind.



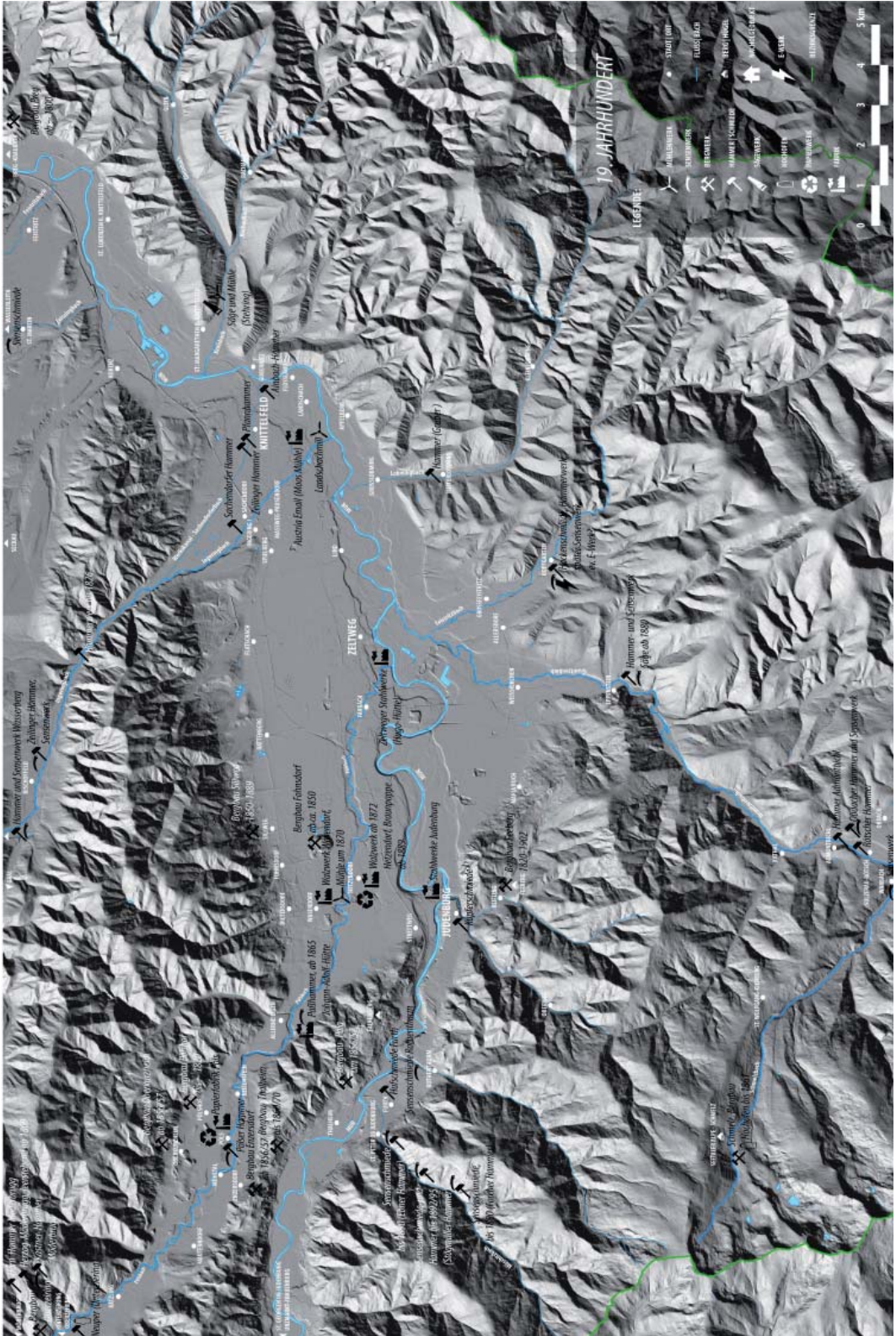
DAS 15. JAHRHUNDERT: Das 15. Jahrhundert (Spätmittelalter) zeigt nun schon das langsame Erstarben der Hammerwerke der Region Aichfeld-Murboden. Vor allem Schmiedeufer rund um Judenburg (Falkenberg) treten auf.



DAS 18. JAHRHUNDERT: Das 18. Jahrhundert zeigt nun schon erste industrielle Betriebe außerhalb der Eisenindustrie. Die Pölsler Papierfabrik (Mühle Reifenstein) war dabei wohl das wichtigste Werk. Die Hammer- und Sensenindustriestandorte nahmen weiter zu. Darunter entstanden die meisten Werke rund um Obdach und Eppenstein.



DAS 19. JAHRHUNDERT: Die typische Industrialisierung der Schmieden ist in dieser Grafik zu sehen. Rund um Judenburg wurde die Sensenindustrie forciert und ab Mitte des Jahrhunderts von Nachfolgebetrieben (meist Walzwerke) - wie der Styria in Judenburg und Wasendorf - abgelöst. Die Zeltweger Werke sind hier ebenfalls zu erwähnen.



INHALT

- 530 QUELLENVERZEICHNIS
- 536 ABBILDUNGSVER-
ZEICHNIS
- 564 ABBREVIATUREN
- 568 ZUSATZERKLÄRUNGEN

QUELLEN &
LITERATUR

XXX

QUELLENVERZEICHNIS

Literaturverzeichnis

Andritsch, Johann / St. Peter ob Judenburg (Hg.) / Museumsverein Judenburg (Hg.): St. Peter ob Judenburg. Geschichte einer Gemeinde, Judenburg 1993

Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000

Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008

Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J.

Brunner, Walter / Gemeindeamt St. Georgen ob Judenburg (Hg.): St. Georgen ob Judenburg mit Scheiben, Pichlhofen und Wöll. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, St. Georgen ob Judenburg 1997

Csendes, Peter / Opll, Ferdinand / Vocolka, Karl (Hg.): Wien: Geschichte einer Stadt, 3 Bänden (1-3) + ein Sonderband, o. O. 2003

Csendes, Peter / Opll, Ferdinand / Vocolka, Karl (Hg.): Die frühneuzeitliche Residenz (16. bis 18. Jahrhundert), Bd. 2, o. O. 2003

Dr. Pfeffer, Franz / Institut für Landeskunde in Oberösterreich (Hg.): in Oberösterreichische Heimatblätter, Jahrgang 11 / Heft 2, April - Juni 1957

Engels, G., Wübbenhorst, H.: 5000 Jahre Gießen von Metallen, Düsseldorf³1994

Forcher von Ainbach, Franz: Die alten Handelsbeziehungen des Murbodens mit dem Auslande. Beiträge zum Werden und Vergehen der Hammer- und Sensenwerke und zur Genealogie der alten Murbodner Gewerkenfamilien, in: Zeitschriften des historischen Vereins für Steiermark, Jg. 5, Graz 1907, H. 1 und 2

Forcher von Ainbach, Franz: Wer war die Urbevölkerung des Murbodens und wie erfolgte die spätere Besiedlung?, in: Zeitschriften des historischen Vereins für Steiermark, Graz 1905, Ausgabe 3

Hammer, Lois: Aus Knittelfelds Vergangenheit, Leoben 1959

Jagersberger, Reinhold: Die Selbstrepräsentation der steirischen Eisenindustrie durch die Architektur unter besonderer Berücksichtigung der ab dem 16. bis zum 19. Jahrhundert errichteten Wohnstätten von Radmeistern,

Hammerherren und Eisenverlegern, Diss., Graz 2012

Kirnbauer, Herbert: Das entschlüsselte Geheimnis. Der Kultwagen von Strettweg, o. O. 2006

Knittelfeld, Stadtarchiv: Geschichte und Geschichten rund um Knittelfeld. In: Knittelfeld Stadtmagazin. Aktuelles, Informatives und Interessantes aus unserer Gemeinde, Der „Stadtbach“ als einstige Lebensader der Stadt, Folge 34, Knittelfeld März 2012

Knittelfeld, Stadtarchiv: Geschichte und Geschichten rund um Knittelfeld. In: Knittelfeld Stadtmagazin. Aktuelles, Informatives und Interessantes aus unserer Gemeinde, Flößerei und Schifffahrt auf der Mur, Nr. 3, Knittelfeld Oktober 2011

Krauß, Ferdinand: Die eherne Mark. Eine Wanderung durch das steirische Oberland, o. O. o. J.

König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973

Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986

Köstler, Hans Jörg: „res montanarum“, Zeitschrift des Montanhistorischen Vereins Österreich, Leoben 2007, Ausgabe 42, 31 ff.

Kulturreferat der Steiermärkischen Landesregierung (Hg.) / Wirtschaftsförderungsinstitut der Kammer der gewerblichen Wirtschaft für Steiermark: Katalog zur 5. Landesausstellung 1970. Das Steirische Handwerk. Meisterschaft als Träger der Kultur und Wirtschaft des Landes, 1. Teil: Handbuch, Graz 1970

Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997

Lackner, Helmut: Beiträge zur Geschichte des Paradeisklosters, in: Berichte des Museumvereins Judenburg, Ausgabe 13, Judenburg 1980

Lukas, Elfi: „5 vor 12“. Kurz(e)geschichte einer Gemeinde, Apfelberg 2012

Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003

Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999

Lukas, Elfi: Knittelfeld. Einst & Jetzt, Apfelberg 2003

Theresia, Maria: Maria-Theresianische-Hammerverord-

nung, o. O 1748

Pirchegger, Hans (Hg.) / Töpfer, Rudolf: Eisen immerdar. Steirisches Eisen in Vergangenheit und Gegenwart, Graz - Wien - München o. J.

Popelka, Fritz: Geschichte der Stadt Judenburg, Graz 1951-1963

Puschig, Reiner / Museumsverein Judenburg (Hg.): Geschichte des Marktes Weisskirchen in Steiermark, Judenburg 1954

Riegler, Josef / Gemeinde, St. Marein bei Knittelfeld (Hg.): Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld, Hausmannstätten / Graz 1999

Steiner-Wischenbart, Josef (Hg.): Gedenk-Schrift. Gewerke Neuper in Unterzeiring bei Judenburg. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Schaffens obersteirischer Gewerkschaftsbesitzer im 19. Jahrhundert, Oberzeiring 1906

Stahl, Judenburg (Hg.): Styriabote, Heft 7-12, Judenburg 9/1938

Schröckenfux, Franz/ John, Franz (Hg.): Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Linz/Donau-Achern (BRD) 1975

Tschmuck, Johann (Hg.): Knittelfeld. Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte, Knittelfeld 2003

Weissenbacher, Manfred (Hg.): Das oberer Murtal. Alte Bilder von 1870 - 1930, Fohnsdorf 1985

Zeitlinger, Josef: Sensen Sensenschmiede und ihre Technik, in: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Literaturquellen aus dem Internet

Arbeitskreis - Falkenberg: Der „Strettweger Kultwagen“, <<http://www.fuerstengrab-strettweg.at/falkenberg-geschichte/>>, in: < <http://www.fuerstengrab-strettweg.at/>>, April 2014

Gemeinde St. Peter ob Judenburg: <<http://www.st-peter-judenburg.at/Orts-Chronik.159.o.html>>, in: < <http://www.st-peter-judenburg.at/>> April 2014

Hirt, Gerhard: Metalle spanlos formen: Moderne Methoden optimieren Verfahren mit langer Tradition, <http://www.uni-saarland.de/fileadmin/user_upload/Campus/Forschung/forschungsmagazin/2001/1/Hirt.pdf>, in: <<http://www.uni-saarland.de/>>, April 2014

Holdermann Claus – Stephan / Trommer Frank (Oktober 2013): Gezähe vom Schneeberg, Moos in Passeier / Südtirol –Aspekte der Fertigung von Bergeisen im spätmittelalterlichen /frühneuzeitlichen Bergbaubetrieb, Exar Tagung Linz, <<http://schneeberg.org/dbschneeberg/linz.pdf>>, in: <<http://schneeberg.org/>>, April 2014

Österreichischer Hufschmiede Verband: Unsere Ziele, <<http://www.hufschmiedeverband.at/wp/unsere-ziele/>>, in: <<http://www.hufschmiedeverband.at/>>, April 2014

wikipedia.org: Metallurgie, <http://de.wikipedia.org/wiki/Metallurgie#Vom_Kupferbeil_bis_zur_Bronzezeit>, in: <<http://de.wikipedia.org/>>, April 2014

Rasanthaus: Archäologische Zeittafel, <<http://www.rasanthaus.de/lehrer/sites/geschichte/stoneage.html>>, in: <<http://www.rasanthaus.de/>>, April 2014

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Abbildungsverzeichnis

Abb. 01 und 02: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 42

Abb. 03: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 118

Abb. 04: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 115

Abb. 05: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 153

Abb. 06 und 07: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 188

Abb. 08: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 103

Abb. 09: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 131

Abb. 10: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 140

Abb. 11: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 247

Abb. 12: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 284

Abb. 13: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 257

Abb. 14: König, Marie E. P.: Am Anfang der Kultur. Die Zeichensprache des frühen Menschen, Berlin 1973, S. 254

Abb. 15: Kirnbauer, Herbert: Das entschlüsselte Geheimnis. Der Kultwagen von Strettweg, o. O. 2006, S. 9

Abb. 16: <http://www.kleinezeitung.at/steiermark/murtal/2791612/falkenberg-ruft.story>

Abb. 17 bis 19: <http://www.fuerstengrab-strettweg.at/ausgrabungen/>

Abb. 20: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kelten_Austria_.png

Abb. 21: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Roman_Empire_125_de.svg

Abb. 22: <http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/50/TabulaPeutingeriana.jpg>

Abb. 23: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschich-

te eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 37

Abb. 24: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/e/ed/Amber_Road.jpg

Abb. 25: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 60

Abb. 26: <http://oepg2008.unileoben.ac.at/oepg2008pic1.html>

Abb. 27 : <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:ElementeAlchemisten.svg>

Abb. 28 und 29: <http://www.reitlehre.de/didaHufschmied.htm>

Abb. 30 bis 33: <http://de.wikipedia.org/wiki/Schmied>

Abb. 34: [http://commons.wikimedia.org/wiki/File:\(Schlaegel_und_Eisen_nach_DIN_21800.svg\)](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:(Schlaegel_und_Eisen_nach_DIN_21800.svg))

Abb. 35 bis 36: http://www.landschaftsmuseum.de/Bilder/Zunfttruhe_Schmiede-2.jpg

Abb. 37: <http://app.3dpanorama.at/StmkPanorama/652/index.html>

Abb. 38 : <http://www.vordernberg.at/geschichte/radwerkiv.html>

Abb. 39: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/6/68/Keltischer_rennofen.jpg Keltischer_rennofen.jpg

Abb. 40 : <http://www.keltenmuseum.de/index.php/de/das-keltenmuseum/grabhuegel>

Abb. 41: <http://www.panoramio.com/photo/92714710>

Abb. 42: <http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/23/Eisenpelletso1.JPG>

Abb. 43: <http://www.stahl-judenburg.com/de/wir-ueberuns/unsere-standorte.html>

Abb. 44: <http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/3/38/Khopesh.jpg>

Abb. 45: <http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/0/09/Sichel.jpg>

Abb. 46: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hammer_and_sickle.svg

Abb. 46.1: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 426

Abb. 46.2: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 113

Abb. 47: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Eisenerz_1900.jpg

Abb. 48: <http://vordernberg.riskommunal.net/system/web/fotogalerie.aspx?bezirkonr=o&detailonr=218817675&menuonr=218755659>

Abb. 50: <http://www.fotocommunity.de/pc/pc/display/20860277>

Abb. 51: <http://www.technischesmuseum.at/objekt/sensenblatt-mit-beschriftung-ohne-fleisz-kein-preis-um-1847>

Abb. 52, 53 und 54: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944.

Abb. 55: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Avl_Provinz_Inner%C3%B6sterreich.jpg

Abb. 56, 57 und 58: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 59: <http://www.sensenverein.at/sv/de/sensenwissen/geschichte-der-sense>

Abb. 60: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/8/8b/Werdegang_einer_Sense.JPG

Abb. 61: <http://www.sensenverein.at/sv/de/sensenwissen/geschichte-der-sense>

Abb. 62: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Four_puddler_t2p370.jpg

Abb. 63: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Bessemeranlage.jpg>

Abb. 64: http://www.waldwissen.net/waldwirtschaft/waldbau/betriebsarten/wsl_kahlschlag/wsl_kahlschlag_kloental_gr

Abb. 65: <http://www.naturschatz.org/kanada/evolution.htm>

Abb. 66: <http://www.viennatouristguide.at/Palais/verloren/wittgenstein.htm>

Abb. 67: http://austria-forum.org/af/Wissenssammlungen/Bibliothek/Teil_3_Um_den_Hochschwab/Hieflau

Abb. 67.1: <http://commons.wikimedia.org/wiki/>

File:Kienspanbeleuchtung.jpg

Abb. 68: [http://commons.wikimedia.org/wiki/](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Meiler_5.JPG)

File:Meiler_5.JPG

Abb. 69: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/2/2c/Meule_charbon_bois.jpg

Abb. 70: <http://www.heimatundgeschichtsvereinoffdilln.de/kelten/grubenmeiler/>

Abb. 71: [http://commons.wikimedia.org/wiki/](http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Hieflau_-_im_Ma%C3%9Fstab_1_zu_3_nachgebauter_Holzkohlen-Langmeiler.jpg)

File:Hieflau_-_im_Ma%C3%9Fstab_1_zu_3_nachgebauter_Holzkohlen-Langmeiler.jpg

Abb. 72: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S. 495

Abb. 73: http://www.schweden-butik.de/bergslagen/Schweden_in_der_mittleren_Zeit/Bergslagen_in_der_mittleren_Zeit_Verhuttung/Bergslagen_in_der_mittleren_Zeit_Verhuttung.html

Abb. 74: <http://www.freilichtmuseum-elsarn.at/html/img/pool/KoehlereiPoster.pdf>

Abb. 75: <http://kleinanzeigen.ebay.de/anzeigen/s-anzeige/kohlenkarre-heizung-heizhaus-kohlenwagen-heizkessel-wwii/154161070-234-4122>

Abb. 76: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 50

Abb. 77 und 78: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 79: http://www.prohaska-hotze.at/container/Pictures/Knittelfeld/Stadtpfarrkirche_-_Knittelfeld_N..jpg

Abb.80: <http://www.staedte-fotos.de/1200/knittelfeld-pfarrkirche-st-johann-taeufer-44576.jpg>

Abb. 81: http://www.freizeitinfo.at/Angebot/1027/Kirche_in_Lind.html

Abb. 82: Knittelfeld, Stadtarchiv: Geschichte und Geschichten rund um Knittelfeld. In: Knittelfeld Stadtmagazin. Aktuelles, Informatives und Interessantes aus unserer Gemeinde, Der „Stadtbach“ als einstige Lebensader der Stadt, Folge 34, Knittelfeld März 2012

Abb. 83: Sachendorf, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 84 bis 88: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 89: Knittelfeld, Stadtarchiv: Geschichte und Geschichten rund um Knittelfeld. In: Knittelfeld Stadtmagazin. Aktuelles, Informatives und Interessantes aus unserer Gemeinde, Der „Stadtbach“ als einstige Lebensader der Stadt, Folge 34, Knittelfeld März 2012

Abb. 90 bis 95: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 96: Schröckenfux, Franz/ John, Franz (Hg.): Geschichte der österreichischen Sensenwerke und deren Besitzer, Linz/Donau-Achern (BRD) 1975, S. 535

Abb.97: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944, S. 60/61

Abb. 98 bis 99: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 100: Zeilinger Haus Knittelfeld, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 101: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 102: Tschmuck, Johann (Hg.): Knittelfeld. Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte, Knittelfeld 2003, S. 192

Abb. 103: Pfannhammer, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen

Abb. 104 und 105: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 106: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb.107 bis 109: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 96-97

Abb. 110: „Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 95

Abb. 110.1: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S 90

Abb. 110.2: Lukas, Elfi: Knittelfeld. Einst & Jetzt, Apfelberg 2003, S. 62

Abb. 111: Ainbacher Hammer, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 112: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 94

Abb. 113 und 114: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 115: Gruber Mühle, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 116: Knittelfeld, Stadtarchiv: Geschichte und Geschichten rund um Knittelfeld. In: Knittelfeld Stadtmagazin. Aktuelles, Informatives und Interessantes aus unserer Gemeinde, Der „Stadtbach“ als einstige Lebensader der Stadt, Folge 34, Knittelfeld März 2012

Abb. 117: Tormühle, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 118: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 101

Abb. 119: Tschmuck, Johann (Hg.): Knittelfeld. Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte, Knittelfeld 2003, 117

Abb. 120 und 121: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 122: Lohmühle, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen

Abb. 123: Tschmuck, Johann (Hg.): Knittelfeld. Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte, Knittelfeld 2003, S 117

Abb. 124: Tschmuck, Johann (Hg.): Knittelfeld. Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte, Knittelfeld 2003, S 117

Abb. 125: Lukas, Elfi: Knittelfeld. Einst & Jetzt, Apfelberg 2003, S. 99

Abb. 126: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S.99

Abb. 127: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Floss_Traunsee.JPG

Abb. 128 und 129: <http://www.ennsmuseum.at/floesse-rei.htm>

Abb. 130: : <http://www.ebay.at/itm/Steiermark-Graz-Nikolaipplatz-Mur-Floss-Fuhrwerk-Fuhrmann-Floesser-Schiffahrt-Tracht-/220737114288>

Abb. 131: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Log_driving_in_Vancouver.jpg

Abb. 132: Tschmuck, Johann (Hg.): Knittelfeld. Gesichter einer Stadt im Wandel der Jahrhunderte, Knittelfeld 2003, S.114

Abb. 133 bis 136: Knittelfeld, Stadtarchiv: Geschichte und Geschichten rund um Knittelfeld. In: Knittelfeld Stadtmagazin. Aktuelles, Informatives und Interessantes aus unserer Gemeinde, Flößerei und Schifffahrt auf der Mur, Nr. 3, Knittelfeld Oktober 2011, S. 27-30

Abb. 137 und 138: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 113

Abb.139: Weissenbacher, Manfred (Hg.): Das oberer Murtal. Alte Bilder von 1870 - 1930, Fohnsdorf 1985, S. 20

Abb. 140: Schloss Wasserberg, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 141, 142 und 143: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb.144: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Lorettokapelle_Rosenkogel_St.Oswald_20090718_%281v2%29.jpg

Abb. 144.1: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 325

Abb. 145: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 145.1 und 145.2: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 146: Zeilinger Herrenhaus Gaal, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 147 und 148 : Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 149: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 134

Abb. 150: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 137

Abb. 150.1: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 324

Abb. 151: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 152: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschich-

te eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 322

Abb. 153: Hammerjäger, Hammergraben: Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 154: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 514

Abb. 155: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 156: Reumühle, Gaalkönig, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 157: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 158: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 146

Abb. 159: Vorwitzhof: Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 160: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 161: Filzmühle, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 162: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 613

Abb. 163: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 164: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 131

Abb. 165: Steinmühle, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 166: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Klausen_am_Kraxenbach.JPG

Abb. 167: <http://kavisebel.npage.de/holznutzung-im-mittelalter.html>

Abb. 167.1: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 168: <http://www.ingeringsee.at/geschichte/>

Abb. 169: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 329

Abb. 170: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 330

Abb. 171: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 340

Abb. 172: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter / Burböck, Odo / Gemeinde, Gaal (Hg.) / Jäger, Franz: Gaal. Geschichte eines Lebensraumes und seiner Bewohner, Gaal 2000, S. 331

Abb. 173: Bruck an der Mur, Amtliche Nachricht, 1150 Jahre Bruck, November 2010, S. 8 ff.

Abb. 174: Dr. Pfeffer, Franz / Institut für Landeskunde in Oberösterreich (Hg.): in Oberösterreichische Heimatblätter, Jahrgang 11 / Heft 2, April - Juni 1957, 147 ff.

Abb. 175 und 176: <http://www.museum-vilsbiburg.de/index.php?id=298>

Abb. 177: Bruck an der Mur, Amtliche Nachricht, 1150 Jahre Bruck, November 2010, S. 8 ff.

Abb. 178: Dr. Pfeffer, Franz / Institut für Landeskunde in Oberösterreich (Hg.): in Oberösterreichische Heimatblätter, Jahrgang 11 / Heft 2, April - Juni 1957, 147 ff.

Abb. 179 und 180: Lukas, Elfi: „5 vor 12“. Kurz(e)geschichte einer Gemeinde, Apfelberg 2012, S. 47

Abb. 181: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Greenland-raft-drilling_hg.jpg

Abb. 182: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Floss_Z%C3%BCrich.JPG

Abb. 183: <http://www.outdoor-magazin.com/touren/skandinavien/mit-dem-selbst-gebauten-floss-durch-schweden.630193.3.htm#1>

Abb. 184: <http://www.br.de/themen/bayern/inhalt/unterwegs-in-bayern/isar-floesser-geschichte100.html>

Abb. 185, 186, 187 und 188: <http://www.br.de/themen/bayern/inhalt/unterwegs-in-bayern/isar-historische-floeserei100.html>

Abb. 189: <http://www.enismuseum.at/>

Abb. 190: <http://www.br.de/themen/bayern/inhalt/unterwegs-in-bayern/isar-historische-floesserei100.html>

Abb. 191: <http://www.enismuseum.at/enismuseum.htm>

Abb. 192: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S. 460

Abb. 193: <http://mein.salzburg.com/fotoblog/heimat/2009/06/platte.html>

Abb. 194 und 195: <http://lobensommer.com/Hauptteil/Schiffahrt.htm>

Abb. 196: http://www.st-peter-judenburg.at/fileadmin/Redakteure/Bilder/Bildung_u_Kultur/schmiede.pdf

Abb. 197: Andritsch, Johann / St. Peter ob Judenburg (Hg.) / Museumsverein Judenburg (Hg.): St. Peter ob Judenburg. Geschichte einer Gemeinde, Judenburg 1993, S 76

Abb. 198: <http://www.st-peter-judenburg.at/Furth-Schmiede.162.o.html>

Abb. 199: http://www.st-peter-judenburg.at/fileadmin/Redakteure/Bilder/Bildung_u_Kultur/schmiede.pdf

Abb. 200: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 201: Further Schmiede, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 202 bis 205: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 206: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 206.1: Andritsch, Johann / St. Peter ob Judenburg (Hg.) / Museumsverein Judenburg (Hg.): St. Peter ob Judenburg. Geschichte einer Gemeinde, Judenburg 1993, S.52

Abb. 207 bis 209: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 210: Herrenhaus Ebner, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen

Abb. 211: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 38

Abb. 212: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 213: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Lan-

desgrupe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 214: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 215 und 216: Jagersberger, Reinhold: Die Selbstrepräsentation der steirischen Eisenindustrie durch die Architektur unter besonderer Berücksichtigung der ab dem 16. bis zum 19. Jahrhundert errichteten Wohnstätten von Radmeistern, Hammerherren und Eisenverlegern, Diss., Graz 2012, S. 520 (Text S. 311 ff.)

Abb. 217: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgrupe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 218 : Forcher Herrenhaus, Möschitz-Straße 7: Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 219 bis 222: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 224: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgrupe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 225, 226 und 226.1: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 227: Rothenthurm Sensenwerk: Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen

Abb. 228: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 152

Abb. 229: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 153

Abb. 230 und 231: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 154

Abb. 232: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 156

Abb. 233: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 157

Abb. 234: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 154

Abb. 235: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 155

Abb. 236: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 156

Abb. 237: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 99

Abb. 238: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 239: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 240: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 156

Abb. 241: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 157

Abb. 242: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 243: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 157

Abb. 243.1: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 154

Abb. 244: Pölser Hammer, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 244.1: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 463

Abb. 245: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 246: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 153

Abb. 247: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 248: Mühltaler Hammer, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 249: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 158

Abb. 250: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 159

Abb. 251: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 159

Abb. 252: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 253: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 175

Abb. 254: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 160

Abb. 255: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 168

Abb. 256: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg

burg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 160

Abb. 257: Dörflinger Hammer, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen

Abb. 258, 259 und 260: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 161

Abb. 261 und 262: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 162

Abb. 263 bis 267: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 163

Abb. 268: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 165

Abb. 269: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 164

Abb. 270: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 163

Abb. 271: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 272: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 273: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 274: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 164

Abb. 275: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 97

Abb. 276: Passhammer:, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 277: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 278: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 279: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 280: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 96

Abb. 281: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 282: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 115

Abb. 283: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 114

Abb. 284: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 38

Abb. 284.1: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 461

Abb. 285: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 286: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 287: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 111

Abb. 288: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 289: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 113

Abb. 290: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 291: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 292: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 293: Möderbrugg Kastner -Desider, Karte aus Nikon-View NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 294: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 295: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 109

Abb. 296: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 110

Abb. 297: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 110

Abb.301: Möderbrugg Herzog-Mitsch, Karte aus Nikon-View NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 302: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 303: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 304: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 115

Abb. 305: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 33

Abb. 306: Möderbrugg Horn, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 307: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 125

Abb. 308: Andritsch, Johann / St. Peter ob Judenburg (Hg.) / Museumsverein Judenburg (Hg.): St. Peter ob Judenburg. Geschichte einer Gemeinde, Judenburg 1993, S. 53

Abb. 308.1: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 309: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 310: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 311: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 312: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 313: Riegler, Josef / Gemeinde, St. Marein bei Knittelfeld (Hg.): Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld, Hausmannstätten / Graz 1999, S. 553

Abb. 314: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 124

Abb. 315: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 316: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 317: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 318: Riegler, Josef / Gemeinde, St. Marein bei Knittelfeld (Hg.): Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld, Hausmannstätten / Graz 1999, S. 557

Abb. 319: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 320: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 321: Riegler, Josef / Gemeinde, St. Marein bei Knittelfeld (Hg.): Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld, Hausmannstätten / Graz 1999, S. 563

Abb. 322: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d.

Donau, 1944

Abb. 323: Riegler, Josef / Gemeinde, St. Marein bei Knittelfeld (Hg.): Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld, Hausmannstätten / Graz 1999, S. 560

Abb. 324: Riegler, Josef / Gemeinde, St. Marein bei Knittelfeld (Hg.): Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld, Hausmannstätten / Graz 1999, S. 564

Abb. 325: Riegler, Josef / Gemeinde, St. Marein bei Knittelfeld (Hg.): Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld, Hausmannstätten / Graz 1999, S. 562

Abb. 326: Riegler, Josef / Gemeinde, St. Marein bei Knittelfeld (Hg.): Geschichte der Gemeinde St. Marein bei Knittelfeld, Hausmannstätten / Graz 1999, S. 564

Abb. 327: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 328: Wasserleith, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 329 und 330: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 331: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 28

Abb. 332 bis 335: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 336: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 40

Abb. 337: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 338: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 339: Müller Hammer, Obdach, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 340: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 341: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 38

Abb. 342 bis 344: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 345: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 346: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 33

Abb. 347: Warbacher Hammer, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 348 bis 350: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 351: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 152

Abb. 352: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 40

Abb. 353: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 152

Abb. 354: Rötcher-Sulzerauer Hammer, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 355 und 356: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 357: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 153

Abb. 358 bis 360: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 361: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 463

Abb. 362: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 363: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 46

Abb. 364: Eppensteiner Hammer: Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen

Abb. 365 Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 32

Abb. 366 bis 368: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 369: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 464

Abb. 370: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 371: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 30

Abb. 372: Eppensteiner Schmiede, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 373 bis 375: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 376: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 34

Abb. 377: Kathaler Schmiede, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 378 bis 381: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 382: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 37

Abb. 383 und 384: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 385: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 37

Abb. 386 bis 388: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 389: Zeitlinger, Josef: Deutscher Heimatbund, Landesgruppe Donau: Jahrbuch des Vereins für Landeskunde und Heimatpflege im Gau Oberdonau, Bd. 91, Linz a. d. Donau, 1944

Abb. 390 bis 393: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 394: Hopfgarten, Hammer, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 395: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 396: Puschnig, Reiner / Museumsverein Judenburg (Hg.): Geschichte des Marktes Weisskirchen in Steiermark, Judenburg 1954, S. 109

Abb. 397: Puschnig, Reiner / Museumsverein Judenburg (Hg.): Geschichte des Marktes Weisskirchen in Steiermark, Judenburg 1954, S. 111

Abb. 398: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 399: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 104

Abb. 400: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 159

Abb. 401 und 402: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 403: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 159

Abb. 404: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 405: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 103

Abb. 406: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 407: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 160

Abb. 408: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 409: Gruber Hammer, Lobmingtal, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 410: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 411: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S. 228

Abb. 412: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S. 227

Abb. 413: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S. 229

Abb. 414 bis 424: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 425: Stehring Mühle, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 426 und 427 : Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 428: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S. 231

Abb. 429 und 430: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 431: 2ter Hammer Glein, Karte aus NikonView NX2

über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 432: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 433: 3ter Hammer Glein, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 434: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Holzriese.JPG>

Abb. 435: <http://www.kulturundheimatverein-sulz.de/Floesserei/Seiten/verschiedenes.html>

Abb. 436: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S. 494

Abb. 437: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S. 490

Abb. 438: Lukas, Elfi: Aus dorfenger Welt ins weltoffene Dorf. Die steirische Rachau, St. Peter ob Judenburg 1999, S. 489

Abb. 439: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 74

Abb. 440: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 86

Abb. 441: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 77

Abb. 442: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986 S. 76

Abb. 443: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 86

Abb. 444: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 445: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 77

Abb. 446: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 86

Abb. 447: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Re-

gion Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 120

Abb. 448: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 78

Abb. 449: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 117

Abb. 450: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997 S. 116

Abb. 451: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 468

Abb. 452: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 75

Abb. 453: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 81

Abb. 454: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 81

Abb. 455 bis 458 Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 459: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 112

Abb. 460: Styria Judenburg: Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 461: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 106

Abb. 462: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 93

Abb. 463: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997 S. 104

Abb. 464: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 104

Abb. 465: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg

(Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 104

Abb. 466: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 468

Abb. 467: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 108

Abb. 468: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 92

Abb. 469 und 470: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 471: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 92

Abb. 472: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 473: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 102

Abb. 474: Wasendorfer Werk, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 475: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 90

Abb. 476: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 94

Abb. 477: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 470

Abb. 478: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 85

Abb. 479: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 94

Abb. 480: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg (Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 96

Abb. 481: Lackner, Helmut / Museumsverein Judenburg

(Hg.): Eisen-Kohle-Stahl. Eine Industriegeschichte der Region Aichfeld - Murboden, Judenburg 1997, S. 98

Abb. 482 und 483: WasserturmZeltweg: <http://www.a-list.at/steiermark/essen-trinken/l/spielberg-cafe-wasserturm-zeltweg.html>

Abb. 484: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 84

Abb. 485: Oberes Werk Zeltweg, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 486: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 83

Abb. 487: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 488: Unteres Werk Zeltweg, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 489 bis 492: Lukas, Elfi: Knittelfeld. Einst & Jetzt, Apfelberg 2003, S. 69

Abb. 493: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 494: Austria Email, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 495: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 496 und 497: Lukas, Elfi: Adel und Eisenadel. Schlösser, Wehrhöfe und Eisenhämmer im Bezirk Knittelfeld, Budapest 2003, S. 107

Abb. 498 und 500: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 501: Uitz Mühle, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 502 und 503: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 169

Abb. 504: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 171

Abb. 505: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 177

Abb. 506: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 177

Abb. 507: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 176

Abb. 508: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 178

Abb. 509: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 178

Abb. 510 und 511: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 512: Brunner, Walter / Gemeindeamt Pöls ob Judenburg (Hg.): Geschichte von Pöls, Pöls o. J., S. 180

Abb. 513: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 514: Pölser Papierfabrik, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 515 : http://www.yelp.de/biz_photos/arch%C3%A4ologisches-landesmuseum-brandenburg-brandenburg?select=zJ2AGEScFEoTPL1sxijEmg#zJ2AGEScFEoTPL1sxijEmg

Abb. 516: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/4/46/Kultwagen_Strettweg.jpg

Abb. 517 und 518: <http://www.fuerstengrab-strettweg.at/ausgrabungen/grabung-tumulus-i/>

Abb. 519: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 449

Abb. 520: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 156

Abb. 521: <http://commons.wikimedia.org/wiki/File:HochofenSchmelzo1.JPG>

Abb. 522: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 156

Abb. 523: Schmelz, Hochofen, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb. 524: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb. 525: Köstler, Hans Jörg: Montangeschichtlicher Führer durch das obere Murtal von Rotgülden im Lungau bis St. Michael in Obersteiermark, Fohnsdorf 1986, S. 105

Abb. 526: Lackner, Helmut: Beiträge zur Geschichte des Paradeisklosters, in: Berichte des Museumvereins Judenburg, Ausgabe 13, Judenburg 1980, S. 56

Abb. 527: Steiner-Wischenbart, Josef (Hg.): Gedenk-Schrift.

Gewerke Neuper in Unterzeiring bei Judenburg. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Schaffens obersteirischer Gewerkschaftsbesitzer im 19. Jahrhundert, Oberzeiring 1906, S. 37

Abb. 528: Steiner-Wischenbart, Josef (Hg.): Gedenk-Schrift. Gewerke Neuper in Unterzeiring bei Judenburg. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Schaffens obersteirischer Gewerkschaftsbesitzer im 19. Jahrhundert, Oberzeiring 1906, S. 30

Abb. 529 Lackner, Helmut: Beiträge zur Geschichte des Paradeisklosters, in: Berichte des Museumvereins Judenburg, Ausgabe 13, Judenburg 1980, S. 56

Abb. 530: Steiner-Wischenbart, Josef (Hg.): Gedenk-Schrift. Gewerke Neuper in Unterzeiring bei Judenburg. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Schaffens obersteirischer Gewerkschaftsbesitzer im 19. Jahrhundert, Oberzeiring 1906, S. 59

Abb. 531: Steiner-Wischenbart, Josef (Hg.): Gedenk-Schrift. Gewerke Neuper in Unterzeiring bei Judenburg. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Schaffens obersteirischer Gewerkschaftsbesitzer im 19. Jahrhundert, Oberzeiring 1906, S. 60

Abb. 532: Steiner-Wischenbart, Josef (Hg.): Gedenk-Schrift. Gewerke Neuper in Unterzeiring bei Judenburg. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Schaffens obersteirischer Gewerkschaftsbesitzer im 19. Jahrhundert, Oberzeiring 1906, S. 43

Abb. 533: http://at.worldmapz.com/photo/112928_en.htm

Abb.534: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb.535: Steiner-Wischenbart, Josef (Hg.): Gedenk-Schrift. Gewerke Neuper in Unterzeiring bei Judenburg. Ein Beitrag zur Kenntnis des Lebens und Schaffens obersteirischer Gewerkschaftsbesitzer im 19. Jahrhundert, Oberzeiring 1906, S. 62

Abb.536: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb.537 und 538: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb.539: Oberzeiring, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb.540: http://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/5/59/2010_06_19_Unterzeiring_von_Nordosten_Panorama1.jpg

Abb.541: Unterzeiring: Karte aus NikonView NX2 über die

Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb.542: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Blason_Maison_de_Schwartzenberg.svg

Abb.543: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 45

Abb.544: Weissenbacher, Manfred (Hg.): Das oberer Murtal. Alte Bilder von 1870 - 1930, Fohnsdorf 1985, S. 13

Abb.545: Lage Falkenberg: Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb.546: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 456

Abb.547: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 458

Abb.548 und 549: Lackner, Helmut: Beiträge zur Geschichte des Paradeisklosters, in: Berichte des Museumvereins Judenburg, Ausgabe 13, Judenburg 1980, S. 72

Abb.550: Lackner, Helmut: Beiträge zur Geschichte des Paradeisklosters, in: Berichte des Museumvereins Judenburg, Ausgabe 13, Judenburg 1980, S. 76

Abb.551: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 454

Abb.552: Eigene Aufnahme, April 2014.

Abb.553: Fohnsdorfer Bergwerk, Karte aus NikonView NX2 über die Positionsdaten der von der Kamera gemachten Aufnahmen.

Abb.554 und 555: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 423

Abb.556: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 426

Abb.557: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deu-

er, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 425

Abb.558: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 427

Abb.559: <http://www.verkehr.steiermark.at/cms/beitrag/10835565/11160012/>

Abb.560: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 422

Abb.561: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Karte_S36_AT.svg

Abb.562: http://commons.wikimedia.org/wiki/File:S36_Knoten_St._Michael.JPG

Abb.563: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 432

Abb.564: Brunner, Meinhard / Brunner, Walter (Hg.) / Deuer, Wilhelm / Jäger, Franz: Geschichte und Topographie des Bezirkes Judenburg, Bd. I: Allgemeiner Teil, Graz 2008, S. 430

Abb.565: Lackner, Helmut: Beiträge zur Geschichte des Paradeisklosters, in: Berichte des Museumvereins Judenburg, Ausgabe 13, Judenburg 1980, S. 135

Abb.566: <http://www.bda.at/image/167737740.jpg>

Abb.567: Lukas, Elfi: Knittelfeld. Einst & Jetzt, Apfelberg 2003, S. 67

ABBREVIATUREN

ABBREVIATUREN

Abb.	Abbildung
AG	Aktiengesellschaft
BDA	Bundesdenkmalamt
Bd.	Band
bzgl.	bezüglich
bzw.	beziehungsweise
ca.	zirka
dgl.	dergleichen
Diss.	Dissertation
DMSG	Denkmalschutzgesetz
EF-Haus	Einfamilienhaus
E-Werk	Elektrizitätswerk
ev.	eventuell
fl.	Gulden
g	Gramm
GesmbH	Gesellschaft mit beschränkter Haftung
GmbH	Gesellschaft mit beschränkter Haftung
h	Stunden
ha	Hektar
HH	Hammerherrenhaus
Hg.	Herausgeber
Hr.	Herr
I. d. g. F.	in der geltenden Fassung
Jhd.	Jahrhundert
jun.	junior
lt.	laut
KG	Katastralgemeinde
kg	Kilogramm
km	Kilometer
k. k.	kaiserlich-königlich
kV	Kilovolt
kWh	Kilowatt-Stunden
m	Meter

m ²	Quadratmeter
m ³	Kubikmeter
Mag.	Magister
Mio.	Millionen
n. Chr.	nach Christus
ÖAMG	Österreichische-Alpine Montangesellschaft
§	Paragraph
S.	Seite
sen.	senior
sog.	so genannt(en)
St.	Sankt
t	Tonnen
u. a.	unter anderem
UIAG	Unternehmens Invest AG
UNESCO	United Nations Educational, Scientific and Cultural Organization
U. S. A.	United States of America
usw.	und so weiter
u. v. m.	und viele mehr
VEW	Vereinigte Edelstahlwerke AG
vlg.	vulgo
v. Chr.	vor Christus
z. B.	zum Beispiel

ZUSATZERKLÄRUNGEN

ZUSATZERKLÄRUNGEN

Der § 2a und § 3 sind dem Denkmalschutz i. d. g. F. entnommen und sind dort wie folgt definiert:

„Vorläufige Unterschutzstellung durch Verordnung

§ 2a. (1) Das Bundesdenkmalamt wird ermächtigt, unbewegliche Denkmale, die gemäß § 2 oder § 6 Abs. 1 kraft gesetzlicher Vermutung unter Denkmalschutz stehen, durch Verordnung unter die Bestimmungen dieses Paragraphen zu stellen. Für die solcherart festgestellten Denkmale gilt weder die Beendigung der Unterschutzstellung gemäß § 2 Abs. 4 noch eine Beschränkung der Veräußerung gemäß § 6 Abs. 1. Die Verordnung hat in genauer und unverwechselbarer Weise die Denkmale zu bezeichnen und hat wenigstens die topografischen und grundbücherlichen Daten der Denkmale zu enthalten.

(2) Eine Unterschutzstellung auf Grund dieses Paragraphen hat zur Voraussetzung, dass es sich um ein Denkmal handelt, dem Bedeutung in einer Weise zugesprochen werden kann, dass für den Fall der verfahrensmäßigen Prüfung gemäß Abs. 5 oder 6 die Feststellung des tatsächlichen Bestehens des öffentlichen Interesses an der Erhaltung mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten ist. Die Bestimmungen des § 1 über die Bedeutung, Miteinbeziehung, Teilunterschutzstellung und dergleichen gelten in vollem Umfang.

(3) Das Bundesdenkmalamt hat vor Erlassung der Verordnung deren beabsichtigten Inhalt unter Anschluss kurzer gutächterlicher Angaben über die Bedeutung der einzelnen Denkmale im Äußeren wie im Inneren zumindest den jeweiligen Eigentümern, den Landeshauptmännern und den Bürgermeistern, in deren Gebiet die Denkmale gelegen sind, zur Kenntnis zu bringen und Gelegenheit zu geben, sich zu den beabsichtigten Feststellungen innerhalb einer Mindestzeit von sechs Monaten zu äußern (Begutachtungsverfahren).

(4) Verordnungen gemäß Abs. 1 sind zumindest im Verordnungsblatt für die Dienstbereiche der Bundesministerien für Unterricht und kulturelle Angelegenheiten/Wissenschaft und Verkehr sowie im Amtsblatt zur Wiener Zeitung zu verlautbaren.

(5) Nach erfolgter Unterschutzstellung durch Verordnung ist sämtlichen Eigentümern nachweislich von der - anstelle der bisher bloß kraft gesetzlicher Vermutung (§ 2) bestehenden - nunmehr konkret erfolgten Feststellung des öffentlichen Interesses Kenntnis zu geben. Den Benachrichtigten ist gleichzeitig als Rechtsbelehrung mitzuteilen, dass sie, ebenso wie alle anderen Antragsberechtigten, im Sinne des § 2 Abs. 1 bzw. § 26 Z 2 und 3 nach wie vor befugt sind, einen Antrag dahingehend zu stellen, es möge bescheidmäßig festgestellt werden, ob ein öffentliches Interesse an der Erhaltung in der Verordnung zu Unrecht angenommen wurde oder nicht. Für die Einbringung

dieses Antrages gibt es keine zeitliche Begrenzung. Über Anträge gemäß diesem Absatz ist binnen zwei Jahren zu entscheiden.

(6) Das Bundesdenkmalamt kann im Sinne des § 2 Abs. 2 jederzeit auch von Amts wegen feststellen, ob ein öffentliches Interesse an der Erhaltung eines solchen Denkmals tatsächlich gegeben ist.

(7) Die Tatsache der Unterschutzstellung durch Verordnung ist im Grundbuch im Sinne der Bestimmung des § 3 Abs. 3 ersichtlich zu machen. Die Mitteilung des Bundesdenkmalamtes an das Grundbuchsgericht hat spätestens ein Jahr nach Inkrafttreten der Verordnung zu erfolgen. Das Ergebnis von Verfahren gemäß Abs. 5 und 6 ist dem Grundbuchsgericht spätestens sechs Monate nach Rechtskraft dieser Bescheide zum Zweck der Ersichtlichmachung mitzuteilen.

Unterschutzstellung durch Bescheid

§ 3. (1) Bei Denkmalen, die nicht bloß kraft gesetzlicher Vermutung oder durch Verordnung unter Denkmalschutz stehen, gilt ein öffentliches Interesse an ihrer Erhaltung erst dann als gegeben, wenn sein Vorhandensein vom Bundesdenkmalamt durch Bescheid festgestellt worden ist (Unterschutzstellung durch Bescheid).

(2) Der Umstand, dass sich ein bewegliches Denkmal entgegen den Bestimmungen dieses Bundesgesetzes oder durch einen vor Inkrafttreten dieses Bundesgesetzes auf Grund des nicht mehr in Geltung stehenden Ausfuhrverbotsgesetzes für Kulturgut widerrechtlich oder mit Zustimmung des Bundesdenkmalamtes rechtmäßig - jedoch nur vorübergehend - außerhalb des Bundesgebietes der Republik Österreich befindet, hindert eine Unterschutzstellung nicht.

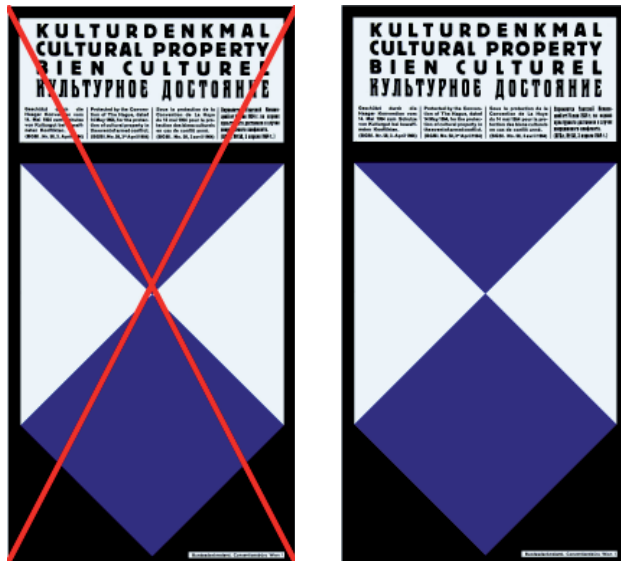
(3) Die Tatsache der Unterschutzstellung unbeweglicher Denkmale (einschließlich Ensembles sowie Park- und Gartenanlagen) durch Bescheid gemäß Abs. 1 bzw. diesem in ihren Folgen gleichgestellte Bescheide (§ 2 Abs. 3) ist über Mitteilung des Bundesdenkmalamtes im Grundbuch (allenfalls Eisenbahnbuch) von Amts wegen ersichtlich zu machen. Bei bescheidmäßiger Aufhebung des festgestellten öffentlichen Interesses an der Erhaltung durch Bescheid ist die Ersichtlichmachung über Mitteilung des Bundesdenkmalamtes von Amts wegen zu löschen. Die Mitteilung hat jeweils spätestens sechs Monate nach Eintritt der Rechtskraft der bescheidmäßigen Feststellungen zu erfolgen.

(4) Das Bundesdenkmalamt hat jene unbeweglichen Denkmale, die auf Grund eines rechtskräftigen Bescheides oder durch Verordnung unter Denkmalschutz stehen, in einer Liste - unter Angabe der Bescheiddaten - zu erfassen. Diese ist das erste Mal bis 30. Juni 2010 mit Stichtag 1. Jänner 2010 zu erstellen und ist jeweils mit Stichtag 1. Jänner der Folgejahre (bis spätestens 30. Juni jedes Kalenderjahres) durch Neubearbeitung

zu aktualisieren. Die Liste hat in genauer und unverwechselbarer Weise die topografischen und grundbücherlichen Daten sowie eine schlagwortartige Charakterisierung des Denkmals zu enthalten. Soweit rechtskräftig erfolgte Unterschutzstellungen bescheidmäßig erlöschen, ist dies im jeweiligen Folgejahr auszuweisen. Die jeweils letztgültige Liste ist zum Zweck der Ermöglichung allgemeiner Einsichtnahme in ausreichendem Ausmaß als Ganzes aufzulegen und muss überdies sowohl als Ganzes als auch im Umfang je eines Bundeslandes von jedermann käuflich erworben werden können. Sie kann überdies auch in anderer geeigneter Form veröffentlicht werden. Die Liste ist rechtlich nicht verbindlich.

(5) Die Unterschutzstellung von Park- und Gartenanlagen auch hinsichtlich ihrer gestalteten Natur (§ 1 Abs. 12) kann nur durch Bescheid auf Grund der Bestimmungen dieses Paragraphen erfolgen. Zuvor ist auf wissenschaftlicher Basis ein gutächtliches Konzept zu erstellen, das planlich und beschreibend eine Klarstellung von Art und Umfang der Unterschutzstellung ermöglichen muss und sowohl den Istzustand als auch den anzustrebenden Sollzustand der Park- oder Gartenanlage zu enthalten hat. Die Unterschutzstellung hat sich auf jenen Umfang der Park- und Gartenanlagen zu beschränken, die mit einem unbeweglichen Objekt, welches bescheidmäßig unter Denkmalschutz steht, in besonderer künstlerischer oder geschichtlicher Weise sowie auch räumlich verbunden ist. Soweit Park- und Gartenanlagen (mehrheitlich) nicht im Eigentum von Gebietskörperschaften stehen, kann eine Unterschutzstellung nur in jenem Umfang erfolgen, dem die (Mehrheit der Mit-)Eigentümer zustimmen (zustimmt). Dem Unterschutzstellungsbescheid ist - bei sonstiger Nichtigkeit - das Konzept als integrierender Bestandteil anzuschließen.“

Quelle: Denkmalschutzgesetz, <https://www.ris.bka.gv.at>, BGBl. Nr. 533/1923, <https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=Bundesnormen&Gesetzesnummer=10009184>, Mai 2014.



Das rechte Bild zeigt das Kulturschutzkennzeichen lt. der Haager Konvention mit welchem in Österreich denkmal-schutzwürdige Objekte gekennzeichnet werden. Deshalb findet es in der hier vorliegenden Arbeit Anwendung für alle bearbeiteten Objekte, die lt. DMSG unter Schutz nach §2a und §3 stehen.

Quelle: Wikipedia, <http://commons.wikimedia.org>, http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kennzeichnung_denkmalgesch_C3%BCtzter_Bauwerke_in_C3%96sterreich_%2801%29.png, Mai 2014

Das linke Bild zeigt das selbe Emblem nach der grafischen-Bearbeitung und soll eine „Nicht-unter-Schutzstellung“ eines Kulturgutes / Objektes symbolisieren.

Quelle: Wikipedia, <http://commons.wikimedia.org>, http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Kennzeichnung_denkmalgesch_C3%BCtzter_Bauwerke_in_C3%96sterreich_%2801%29.png, Mai 2014

Grafische Bearbeitung: Michael Kohlweg

Im Kapitel „05 Chronologie“, sind verschiedenste Daten grau eingefärbt. Diese sollen allgemeine Ereignisse der Geschichte hervorheben und als Anhaltspunkte für die restliche eisengeschichtliche Chronologie dienen.

